Bei freund und feind

Konrad Sittenfeld

Bei Freund und Feind.

Kulturbilder

von

Conrad Alberti.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.

Bei Freund und Feind.

Kulturbilder

von

Conrad Alberti.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.

1. Italien.

Das Kaffeehaus in Italien.

Nirgends spiegelt sich die Art eines Volkes so deutlich wieder, als wo es sich zwanglos in großen Massen öffentlich bewegt, im Theater, im Kaffeehause, im Wirtshaus, in der Kirche, bei allgemeinen Festen. Da fallen jene herkömmlichen Schranken fast völlig, welche in der sogenannten Gesellschaft den Einzelnen verhindern, sich ganz so zu geben, wie es seiner Neigung und Natur entspricht, jene Rücksichtnahme auf die Gewohnheiten der Andern, jenes Bestreben, um keinen Preis vor den Anderen aufzufallen, welches, hervorgerufen durch die beschränkte Anzahl der Teilnehmer, heute fast schon völlig dazu geführt hat, die gesellschaftlichen Vereinigungen in allen Kulturländern gleichförmig, gleichfarbig und gleich — langweilig zu gestalten. Nur charaktervolle Eigenart, den natürlichen Verhältnissen angepaßt, folgerichtig ausgebildet und dabei unbewußt geübt, verleiht Reiz, Anziehung, Leben. Der Wechsel der Sprache ist es heutzutage fast allein, der die oberen Gesellschaftskreise der verschiedenen Länder von einander unterscheidet, in allem Anderen sucht einer wie der andere schier ängstlich die höchste Ausbildung der Kultur darin, keinerlei selbständiges Wesen zur Schau zu tragen, sondern sich über eine gemeinsame Form des Lebens zu einigen bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten, bis auf die Stoffe der Kleider und die Stellung der Möbel, bis

auf die Zubereitung und Zusammenstellung der Speisen. Dies mag nun für die Mitglieder dieser Kreise selbst von nicht hoch genug zu schätzender Bequemlichkeit sein — denn was wäre bequemer als überall, wohin man sich auch begebe, die gewohnten Sitten und Bräuche anzutreffen und der Notwendigkeit enthoben zu sein, sich erst in neue Verhältnisse einzugewöhnen? Allein der Künstler, der Dichter, der Schriftsteller verlangt für sein Empfinden, für seine Zwecke eigenartige, farbenreiche, plastische, mannichfaltige Verhältnisse und Formen; und so erklärt es sich, daß die moderne Kunst und Literatur in fast allen Ländern ihre Vorwürfe und Gestalten mit Vorliebe aus jenen Kreisen holt, in denen man noch den Mut der eigenen, natürlichen Art des Ausdrucks und der Lebensweise besitzt, in denen der Schnitt der Röcke und Hosen nach den Gesetzen des Chics und die Dressur der Zunge nach den Geboten des Komplimentirbuchs noch unbekannte Dinge sind.

Suchen wir also das moderne Italien auf — denn von dem alten, von dem Italien Dantes und Michelangelos zu sprechen, würden uns unsere Kinder verwehren, die bereits anfangen, diese Limonen ausgepreßt zu finden. Nein, suchen wir es auf, das Land König Humberts und Crispis, Salvinis und Rossis, Carduccis und Stecchettis, Secchis und Lombrosos, Verdis und Boitos: das moderne Italien, das Land der Irredentisten, der Veristen, der Plebiscite, der forensischen Psychophysiologie und der Universitätsskandale, der Wagnerschwärmer und Franzosenhasser. Aber suchen wir es da auf, wo es italienisch ist, neu, selbstständig, fremdartig, und doch fesselnd und sympathisch, wo es Maccaroni ißt und seinen Gott zu den Melodien der neuesten Operetten preist, nicht wo es in den Lauten Petrarcas den Champagner kalt stellen heißt oder auf sammetnen Polster-

sesseln über den Umschlag des Wetters plaudert: nicht in den Palästen des Korso, nicht an der Table d'hôte der Gasthöfe am spanischen Platz zu Rom, nicht in den Villen der Hügelstraße von Florenz, sondern im Kaffeehause, im Theater, in den Trattorieen.

Das Kaffeehaus ist ein wichtiger Bestandteil des öffentlichen Lebens in Italien. Hier nimmt es etwa die Mitte ein zwischen der Stelle, die es in Deutschland und der, die es in Oesterreich besitzt. Es ist mehr als ein bloßer Ort des gelegentlichen Aufenthalts, ein Luxusbedürfnis, wie in Deutschland, wo man es im Allgemeinen nur aufsucht, um Zeitungen zu lesen, nach beendigtem Mahl oder Ausflug noch ein Viertelstündchen zusammen zu sitzen und gesellig zu plaudern, oder es als eine Art Stelldichein benutzt, um sich zu bestimmter Stunde zum Austausch von Mitteilungen oder Gedanken zu finden, kurz ein Ort, wo man „sich trifft". Aber es ist bei weitem nicht ein unentbehrlicher Bestandteil des privaten Lebens, wie in Oesterreich, in dem ein ansehnlicher Teil der Bevölkerung, besonders der unverheiratete, all seine freie Zeit zubringt, Mahlzeiten einnimmt, seine Briefschaften erledigt, seine Verdauungsruhe hält, sein Spiel macht — oft Stunden, ja halbe Tage verweilt — kurz seine zweite Wohnung aufschlägt. Ganz ausnahmsweise findet sich einmal in einem besseren Kaffeehause das Billard, das bei uns auch in dem bescheidensten nicht fehlen darf, Kartenspieler sieht man fast nie, und Zeitungen sind nur in sehr geringer Anzahl vorhanden: drei, vier einheimische, eine französische, in den größeren wohl auch die „Kölnische" oder die „Allgemeine".

Das eigentliche Leben sammelt sich hier zu den drei Haupttageszeiten; in den übrigen Stunden stehen die Lokale fast leer, und auf den vom überfließenden Kaffee braun geschminkten Marmorplatten, auf dem

verstaubten und verblaßten Rotplüsch der Sofas und Sessel hinter den geschlossenen grünen Läden rekeln sich gelangweilt die Kellner oder schlafen in sich zusammengerollt die unvermeidlichen Katzen.

Der Italiener geht zufolge seiner Tageseinteilung spät zu Bett, er pflegt also nicht mit den Vögeln und der Sonne aufzustehen. In den ersten Vormittagsstunden füllen sich die Kaffeehäuser zum ersten Mal. Die jungen Leute, die nach den Geschäften eilen, Studenten, welche sich nach dem Hörsaal begeben, Künstler, Kaufleute, Beamte, junge Wittwen, denen die Führung eines eigenen Haushaltes zu langweilig ist, mit ihren Kindern, nehmen an den Tischen Platz, nachdem vorher an der ersten Straßenecke der fliegende Stiefelputzer von ihrem Lederzeug die Spuren des gestrigen Tagewandels sorgsam entfernt. Im fettstarrenden Frack eilt der Kellner hin und her und stellt vor Jeden die kleine Platte mit der Wasserkaraffe, der Tasse und dem zinnernen Kännchen, welches die schwarze Flüssigkeit enthält. Die schwarze — denn der Italiener würde es für eine Verfälschung des reinen Naturprodukts halten, Kraft und Duft des belebenden Getränks durch den Zuguß von Milch zu schwächen. Am „caffé latte“ und am roten Bädeker erkennt man in ganz Italien den Fremden. Um so stärker süßt er den Kaffee, zumeist mit kleinen, unangenehm aussehenden Zuckerkrümeln.

Die zweite Tageszeit des Kaffeehauses beginnt etwa um die Mittagsstunde. Der Italiener hält das ein, was wir in Berlin die „englische Tischzeit“ nennen; das heißt, er führt die Tagesthätigkeit bis in die späten Nachmittagstunden durch und behält den Abend ganz frei, für die Hauptmahlzeit, für seine Familie, seine Unterhaltung: ohne Zweifel die vernünftigste Tageseinteilung, weit naturgemäßer als das unnatürliche Zerreißen in zwei Abteilungen,

deren letztere für die Arbeit meist wenig fördernd ist — denn wer arbeitet gern und kräftig mit gefülltem Magen? Von allen Culturvölkern der Welt sind wir das einzige, welches diesen thörichten und alten Zopf noch immer nicht abgeschafft hat! Ohne eine kleine Unterbrechung geht es indeß freilich nicht ab, ein Gabelfrühstück, welches das natürliche Appetitgefühl stillt und den Magen nicht zu sehr überladet, die Kraft nicht zu stark in Anspruch nimmt. Ein Cotelett, ein Beefsteak, ein Schnitzel, dazu ein kleines Glas Wein . . . das nahe Kaffeehaus bietet es, wo der Italiener um diese Stunde einen gedeckten Tisch findet. Er nimmt seine „colazione“ ein, wirft einen Blick in die Mittagsausgabe der Zeitung, und begiebt sich so rasch als möglich wieder an die Arbeit. Auch der verheiratete Kaufmann oder Angestellte benutzt die bequeme Gelegenheit und erspart sich den anstrengenden und weiten Weg nach Hause, und seiner Hausfrau die Umstände des doppelten Tisches.

Aber die Stunde des Glanzes, des lauten, farbengesättigten Lebens schlägt dem italienischen Kaffeehause erst, wenn die Contore, die Amtsstuben sich geschlossen haben, nachdem ein kräftiger Schluck Chianti oder Vino romano den Staub des Tages heruntergespült, und dampfende Maccaroni, ein seimiger Risotto, ein — nicht selten etwas zähes — Stück Fleisch die aufgewendete Arbeitskraft wieder ersetzt hat. Um diese Stunde müßt ihr euch mit mir auf den Markusplatz in Venedig oder auf die Piazza Colonna in Rom begeben, wenn ihr italienisches Straßenleben so recht kennen lernen wollt.

Die Sonne ist eben in die blaue, unendliche Tiefe der Lagunen versunken, von welcher ein kühler, kräftiger Wind her über die Piazetta bläst. Die ehernen Giganten des Uhrturms schlagen mit ihren Hämmern die achte Stunde an. Breit und selbstbewußt in

seiner Herrlichkeit, welche die Jahrhunderte überdauert, winkt San Marco herüber, zauberhaft mit seinen Spitzen und Kuppeln. Säule an Säule fügt sich zu dem Rundgang der Prokuratien, in welchem die Menge wimmelt; wie eine ewige Hymne der Schönheit, wie ein Märchen, das niemals enden wird, türmen sich rings die wohlgegliederten, weißen Marmormassen in schweigender Pracht, und gleich gewaltigen Ausrufungszeichen der Bewunderung ihrer selbst ragen der Glockenturm und die drei riesigen Fahnenmasten. Lustige, jubelnde Weisen spielt in der Mitte dieses schönsten Hofes der Welt die Militärkapelle, um die sich in dichtem Walle die hübschen venetianer Mädchen scharen, mit ihren großen, blonden Lockenköpfen, ihren Umschlagetüchern und langbaumelnden Ohrgehängen. Und in den Kaffeehäusern, um den ganzen Platz, ja weit hinein bis in die Mitte desselben, Tisch an Tisch, Stuhl an Stuhl, dicht besetzt von heiteren, eleganten Menschen, welche plaudern, scherzen, der Musik lauschen, und jeder vor sich die kleine Schale, aus der er mit dem kleinen Löffelchen die köstliche, kalte Masse holt. Denn Kaffee, Fleisch, Wein sind jetzt entthront — jetzt herrscht das Eis, und man verzehrt es in unglaublichen Mengen. Italienisches Eis! Die Feder eines Rumohr würde klecksen, wenn sie unternähme, Dich zu schildern, Deine Köstlichkeit auseinanderzusetzen. Ob in der Gestalt des halbflüssigen, körnigen granita, ob in der nur langsam auf der Zunge zerschmelzenden, fast gefrorenen des pezzo duro, ob Limone, Orange, Pfirsich — in welcher Masse der unzählige Mischungen anführenden Abendkarte — immer bist Du von einer erfrischenden, köstlichen Süßigkeit, die auch der geschickteste deutsche Zuckerbäcker Dir zu geben umsonst versucht. Andere, deren Blut, minder heiß, keine so kräftige Abkühlung verlangt, schlürfen ihre birra . . . .

denn wahrhaftig, diese hellgelbe, lauwarme Flüssigkeit in den kleinen Gläsern, teuer, als würde jeder Tropfen vom Apotheker zugewogen, soll unser köstliches Nationalgetränk vorstellen. O heiliger Patzenhofer oder Pschorr, wüßtest Du, wie so gar nicht Dich die wälsche Uebersetzung kleidet! Wie Du alle Frische, alle schäumende Munterkeit in den engen Pässen der Alpen verloren hast! Ein wenig frischer kredenzt den ciop noch drüben in der Seitenstraße die Hand der blonden Wiener Kellerina . . . aber trotzdem, die Luft und die Sonne, die der goldenen Pomeranze ihre Süßigkeit verleihen, rauben Dir doch den besten Teil Deines Werts . . . geh', Landsmann, ich mag Dich unter diesem Himmel nicht wiedersehen: wie so viele Deutsche entartest auch Du nur zu schnell in der Fremde, und vergißt — o alter germanischer Erbfehler! — Deine schlichten heimischen Vorzüge! Ich begnüge mich, soll schon Geist in dem Getränk sein, lieber noch mit Deinem Auswanderungsgenossen Kirs, der, wenn sie auch hier seinen schönen wohllautenden Namen Kirschwasser ungebührlich verstümmeln, doch noch immer mehr von seinen ursprünglichen Vorzügen behalten hat, als Du.

Oder wollt ihr ein anderes Stimmungsbild aus dem Kaffeehausleben Italiens? Dann begleitet mich um die neunte Abendstunde bei schöner Frühlingszeit nach der Piazza Colonna in Rom. Da ist nichts von jener märchenhaften, weltentrückten Ruhe der Seekönigin, da rollt und hastet und lärmt das bunte, sinnverwirrende Treiben der Weltstadt, des mächtigen Mittelpunkts eines großen Reichs. Weithin ist der Platz mit Tischen und Stühlen besetzt, überall tönt und schreit es durch einander in allen Sprachen und Mundarten der Welt, neben dem gebräunten Sohne Afrikas, im weißen Burnus, der hierher gepilgert, um dem Oberhaupt der katholischen Christenheit die

unwandelbare Treue seines Stammes zu versichern, sitzt der „Ketzer“ aus dem Norden mit den rothen Bartkoteletten und dem noch roteren Bädeker. Blicke voll Haß und Erbitterung schleudert unbemerkt der Jesuit im breitkrämpigen Hut gegen den silberbetreßten Diener der weltlichen Gewalt, die sein höchstes Oberhaupt aus dem Jahrhunderte alten, ungestörten Besitz der ewigen Stadt getrieben, indeß jener ruhig lächelnd sein Glas duftenden Marsalas schlürft: Kutten und Uniformen, braune, graue, weiße, schwarze Cylinder des Pariser Lebemanns und der weiche Filz des deutschen Künstlers . . . üppige italienische Frauenbusen und endlose englische Damenfüße . . . . ein Schnattern und Surren, ein Dahlen und Näseln . . . ein unaufhörliches Kommen und Gehen, Aufstehen und Setzen . . . und in der Mitte des Platzes schlendern und plaudern die Einheimischen ohne Unterbrechung zu Hunderten . . . ein sinnverwirrendes Geräusch, wie das Treiben der Räder in einer Maschinenfabrik durchsummt die Luft, abgerissene Worte und Satzfetzen fliegen umher in diesem Gewirr unbestimmter Töne . . . und dazu murmeln die Springbrunnen ihr eintöniges Ritornell, bebt vom Korso her das Jagen und Hasten der Karossen der vornehmen Welt, die einander in endloser Reihe folgen, ohne Zwischenraum, ohne Unterbrechung. Der gleichmäßige, blauweiße kalte Schein des elektrischen Lichts mischt sich mit dem weichen, gelben Mondlicht, das in zitternden Wellen herabflutet, zu seltsamen Farbentönen, und stumm und gewaltig, als sei sie der Mittelpunkt, um den sich die Welt dreht, ragt Mark Aurels dunkle Riesensäule zum sternglänzenden Himmel. Die Poesie der Großstadt, die Musik der Wirklichkeit mit ihrer ewigen Melodie, die nervenerregend und doch so beruhigend in immer gleichen Rhythmen einherwogt! Jetzt beben die schwermütigen, schüchternen

Klänge der Mandoline über den Platz, die eine fliegende Musikbande ertönen läßt. Ab und zu kommen und gehen, betteln und drängen sich die Blumenmädchen in ihren neapolitanischen Trachten, die Bundschuhe an den Füßen, das halboffene Mieder über der Brust, die zusammengefaltete Decke über dem Kopfe. „Vuole Roma?“ — „Ist Ihnen Rom gefällig?“ fragen Dich halbwüchsige Burschen und suchen Dir Albums mit erbärmlichen Drucken aufzuschwatzen, Stöcke, Dosen . . . was bietet man hier nicht an? der eine dieser Händler ist nicht fortzubringen von einer Gruppe guter Italiener, die er mit elenden Figurinen des päpstlichen Hofes belästigt. „Geht weg,“ erwidert ihm Einer, „was soll uns der Papst? Wir sind Muselmänner und glauben an den Propheten!“ — „O nein, die Herren sind gute Christen,“ entgegnet der Händler, dem Christen und Katholiken natürlich völlig deckende Begriffe sind. — „Ja,“ erwidert endlich Einer, wir würden Dir das Ding abkaufen, wenn es vollständig wäre, aber die Hauptfigur fehlt.“ — „Wieso meine Herren? Alles finden Sie hier, vom Kardinal bis zur Schweizerwache . . .“ „Ja, aber was fehlt, ist die Frau des Papstes, und wenn Ihr uns die nicht schafft, so ist's nichts mit einem Geschäft zwischen uns!“ Jetzt bricht der Händler selbst in Lachen aus und entfernt sich. Und so Scherz und harmlose Lustigkeit allenthalben.

Zitternde Greise, die sich kaum mehr fortbewegen können, Knaben, die noch nicht lange über die ersten Gehversuche hinaus sind, bemühen sich, Dir Wachszündhölzer aufzunötigen . . . was fangen die Leute hier mit all den cerrini an? Von vier Menschen, die Dir in Rom begegnen, ist der eine ein Geistlicher, der andere ein Fremder, und der dritte handelt mit Wachszündhölzern. Besonders die Kinder sind nicht von Deinem Tisch fortzubringen . . . oft sind sie

zufrieden, wenn Du ihnen den Rest Deines Zuckers giebst und eilen dann seelenvergnügt zur Fontaine, ihn einzutauchen und hinunterzuschlucken — oft aber verscheucht sie nur rückhaltlose Grobheit. Mitunter geraten ein paar der Buben in Streit, prügeln sich vor Deinen Füßen und bringen den Tisch mit Allem was darauf steht ins bedenklichste Schwanken . . . der Kellner kommt hinzu, mischt sich hinein, schlägt mit der Serviette um sich, ein Heidenlärm entsteht . . . Alles in südlicher Harmlosigkeit . . . Horch, welch gellende, markerschütternde Rufe vom Corso her! . . sie dringen näher und näher . . Brennt das Capitol? Sind die Franzosen verräterisch über die Grenze gedrungen? Oeffnet der Vesuv seine Schlünde und speit Feuer und Verderben über seine ganze Umgegend? Nichts von alledem! Dein Schrecken war unnütz. Schon unterscheidest Du deutlich die Stimme: La trribuuna . . . secoonda ediziooone . . . Es sind nur die eben herausgekommenen Abendblätter, welche die im rasenden Tempo daherströmenden Ausrufer an den Mann zu bringen suchen. Denn in Italien leben die Zeitungen zum größeren Teil vom Straßenverkauf. Es gefällt dem Italiener, heut die Meinung dieser, morgen jener Partei zu hören, um sich dann selbst ein Urteil darüber zu bilden, statt wie bei uns sich auf eine vorgefaßte Meinung zu steifen und in der Zeitung nur die Vertretung der eigenen politischen Kannegießerweisheit zu suchen und sich im Glauben an die alleinseligmachende Kraft des offiziellen Parteiprogramms zu festigen.

So geht es fort, bunt, geräuschvoll, ein ewiger Wechsel und doch ewig gleich, stundenlang, bis die Zeit für das Theater naht, ja bis die mitternächtige Stunde hernieder steigt, die Lampen verlöschen, und langsam, langsam das Treiben verstummt und nur die Fontaine noch immer durch die schweigende Nacht

ihre silberhelle Melodie hernieder plätschert, wie ein einsames zitterndes Geigensolo am Schluß einer stürmischen, glühenden Sinfonie ....

2. Im Theater.

Ein italienischer Spätherbstabend! — Glühend rot ist die Sonne untergegangen. Ein unangenehmer Alpenwind pfeift in kurzen, schnellen Stößen durch die engen, dunklen, nur durch wenige Laternen notdürftig passierbar gemachten Straßen, er kriecht durch die Rockärmel bis an unsern Körper hinan, er bohrt sich in die Millionen Poren ein und scheint selbst das Mark in unsern Knochen zusammen zu ziehen und durcheinander zu schütteln. Ein unangenehmer, unmöglicher Aufenthalt im Freien! Was thun? Wohin mit dem Rest des angebrochenen Nachmittags? Wir klopfen an drei, vier Trattorieen, Osterieen an ... Niemand antwortet uns: die Stunde des pranzo ist vorüber, acht Uhr vorbei, sie sind geschlossen, Wirt und Kellner wollen auch ihre Ruhe haben .... und sich in die Kneipe setzen, gemütlich ein Glas ums andere herunterschlürfen, ohne im Eifer des politischen oder ästhetischen Streitsprachs auf die Zahl derselben zu merken, ist dem Italiener ein unbekanntes Ding.

Ins Kaffeehaus gehen? Sofas und Sessel sind überfüllt, mit Mühe findest Du einen Platz in der äußersten Ecke. Der blaugraue, trockene Rauch der langen, schmalen, schlechten Cigarren beißt sich mit

tausend Häkchen in Deine Augen, fährt wie mit langen Faden kratzend in Deine Kehle. Der Atem der hundert eng zusammengepferchten Menschen beleidigt Deine Nase. Du möchtest wenigstens erfahren, was um Dich herum in der Welt vorgeht, was sich in Deiner Heimat zugetragen? Man hält im Kaffee nur das kleine Lokalblättchen, welches Dir nichts meldet, als die Unglücksfälle aus der Umgegend — genügende Speise für die geistigen Bedürfnisse dieser Menschen, denen die Existenz eines Deutschen Reiches etwa so viel bedeutet, wie die eines Negerstaates im Innern Afrikas. Gleichgiltig, ohne Zerstreuung starrst Du in die Dampfwolken, die sich dichter und dichter über die Kopfbedeckungen der Anwesenden zu breiten scheinen. Der Italiener kennt ihn nicht, jenen weltstädtischen Reiz des Bummelns in Familie, wie wir ihn lieben, er lebt viel stiller, zurückgezogener als wir, er verbringt den Abend daheim am häuslichen Tisch, in gemütlicher Plauderei mit den Seinen. Aber der Wind pfeift kalt durch die Ritzen der Fenster, er heult in der Esse und jagt die geringe Wärme, die sich in dem offenen Kamine zu entwickeln vermag, heulend zum Schlot hinaus, er bohrt sich durch die Spalten der dünnen Wände und macht Deine Nerven und Knochen erschaudern!

Wie langweilig, wie unerträglich! — Wohin also? — Ha, ein Rettungsweg winkt, der einzige, der Dich zur Zerstreuung führt, Dir eine dankbare Ausfüllung des fürchterlichen Abends verspricht: das Theater! Dies und immer wieder dies! Du siehst in der Zeitung nach, was man spielt Du hast das angekündigte Stück zwar an demselben Orte schon ein halb Dutzend Mal gesehen, und legst enttäuscht und seufzend das Blatt bei Seite . . . indeß, was thut's? Ländlich sittlich! Wird der Italiener nicht müde, dasselbe Stück Abend für Abend sich vorspielen

zu lassen, warum willst Du Dein beständiges Verlangen nach Neuem nicht auch bezähmen? — Ob es noch Zeit ist, hinzugehn? — Noch? Schon! Die Uhr zeigt erst auf halb neun, vor der vollen Stunde wird man nicht anfangen . . . Eine große Oper und zum Schluß noch ein Ballet! . . . Es wird ein wenig spät werden, an diesem Tage werden wir den Schluß der Vorstellung nicht mehr erleben! Dann noch eine Tasse Kaffee als Schlaftrunk . . . die Sonne wird morgen unbedingt früher auf dem Posten sein als wir . . . Ah, bah, man hat eben Zeit in Italien, sehr viel Zeit, aber leider will der Ueberfluß, dem Sprichwort zum Trotz, sich gar nicht in Geld umsetzen lassen. Ließe es sich thun, um wie viel reicher wäre Italien, das so viel Zeit hat, und so wenig Geld . . . .

Freilich, an den Eintrittspreisen bemerkt man das nicht. Die sind hoch, weit höher als in Deutschland. Du, als einzelner Herr, kannst ins Paterre gehen, in die Platea, und Dir einen schlichten ingresso erstehen, sowie Du aber einen Sitz wünschest, mußt Du zu dem Preise desselben noch den Eintritts-Grundpreis bezahlen; und hast Du gar Damen bei Dir, welche auch im Theater Ansprüche auf Bequemlichkeit und Eleganz machen, so kannst Du nicht gut vermeiden eine Loge zu mieten, und dann wird das Vergnügen keineswegs billig. Der Portier vertheilt vormittags die Schlüssel, und Du mußt Dich noch zeitig dazuhalten, denn der größte Teil der Logen ist fest abonniert. Die reicheren Familien machen sich eine Ehre daraus, daselbst abendlichen Cerkle zu halten und ihre Freunde zu empfangen, die des Mittelstandes tauschen das Abonnement untereinander und verschaffen sich den Theatergenuß auf diese Weise billiger. Wir haben es übrigens heut noch gut getroffen, denn es ist die letzte Vorstellung der Stagione und von morgen Abend bleibt das Theater leer bis

zum Carneval, wo es wieder an eine andere Truppe vermiethet wird. Denn nicht einmal Rom hat ein stehendes Theater, die Truppen wechseln beinahe Monat um Monat, und ziehen von Stadt zu Stadt. Die namhaften, vom Publikum gern gesehenen Künstler sind gewöhnlich auch ihre eigenen Unternehmer, sie stellen sich eine Kompagnie zusammen und geben mit derselben in den wichtigsten Orten der Reihe nach Vorstellungen; ein paar ihrer bewährten Paraderollen, zwei, drei Neuheiten. Mehr bedürfen sie nicht, denn sind diese abgespielt, so setzen sie ihren Stab weiter, so wie es vor hunderten von Jahren gewesen.

Ja, gewiß, es ist einer der ältesten Kulturträger in diesem alten Kulturlande, das Theater. Es hatte eine hohe Stufe der Ausbildung erklommen, als sich bei uns noch kaum die ersten Versuche regten, es aus der Rohheit handwerksmäßiger Gaukelei zu einer geschlossenen künstlerischen Verfassung emporzuführen. Aber dem Fluche, der mit aller ehrwürdigen Ueberlieferung verbunden ist, konnte es dafür auch nicht entgehen. Die Last, welche ein Jahrhundert auf das andere legt, wird schließlich für den Träger zu schwer: unfähig sie zu schleppen, bricht er unter ihr zusammen; die Ehrfurcht vor dem heiligen Greisenantlitz der Geschichte hält ihn zurück, mit rücksichtsloser Hand zu jeder Zeit zu beseitigen, was die späteren Generationen an anderen Orten schon längst überwunden haben. Was so lange vortrefflich war, muß es auch ewig bleiben; die früher hinter uns waren, können uns doch unmöglich plötzlich den Rücken zuwenden — die Ehrfurcht wird zur Trägheit, die Pietät zur Selbstüberschätzung; die Wirklichkeit lügt, weil wir uns nicht irren können. Das italienische Theater, vor allem die Oper, war im vorigen Jahrhundert auf dem Gipfel seiner Blüte und beherrschte die Welt, — aber es befindet sich heute in vielen Punkten

noch auf derselben Sprosse, wie im vorigen Jahrhundert.

Sogar in Bezug auf die Aeußerlichkeiten, auf die Erscheinung. Hoch und immer höher wölben sich vom Parket steil aufsteigend vier, fünf Ränge übereinander, sämtlich in lauter kleine Logenverschläge für vier bis sechs Personen abgeteilt, ohne durchlaufende Sitzreihen, und verleihen dem Tempel des Vergnügens den Anblick eines Zellengefängnisses. Nur in den allerneuesten Theaterbauten finden sich wohl auch offene Ränge mit durchlaufenden Sitzreihen, und in diesen auch geschlossene Dekorationen, wie sie jedes unserer besseren Theater hat, während man bei den meisten großen Bühnen, seitwärts im Zuschauerraum sitzend, durch die Gassen der einander schräg vorgeschobenen Koulissen beobachten kann, wie der erste Heldenspieler sich mit dem Friseur wegen seiner schlecht sitzenden Perrücke streitet oder der Heldenvater eine kleine Balletratte väterlich in die Wange kneift. Und auch in Bezug auf das Spielverzeichnis steht man oft noch tief im Rokoko, man schenkt uns nicht die Lustspiele Goldonis, bei dessen Schwänken zu ihrer Zeit sich ein ganzes Volk vor Lachen schüttelte, und die uns heut so trocken anmuten, so verstaubt, so urgroßväterlich.

Doch genug des Kritisierens vor der Leistung! Treten wir also ein in das stattliche Haus, welches festlich im Glanz der Lichter strahlt. Es ist neun Uhr, die Vorstellung muß gleich beginnen, in der Platea drängt sich lachend, witzelnd schon die Menge der Studenten, der jungen Kaufleute, der Soldaten, Kopf an Kopf, die Sitze füllen sich, aber die Logenreihen gähnen noch in unheimlicher Leere. Nur allmählich taucht bald hier bald da ein üppiger Busen auf, ein blitzender Brillantenstern, ein Paar leuchtende Schultern, ein glänzendes Perlenhalsband, die Seide

knistert, der Fächer klappert, und Tenor und Primadonna flöten schon längst in ihren schmelzendsten Liebestönen, indeß die kleinen Thüren noch immer knarren, die Sitze noch immer geräuschvoll niederklappen. Die gnädige Gräfin waren gezwungen, spät zu diniren — die Kunst kann ja warten! — Aber dann in den Zwischenakten, welches Bild! Welcher Glanz, welche Verschwendung! Die schönsten Frauen, Schulter an Schulter gereiht, in den kostbarsten Ballgewändern, mit blitzendem Schmuck. Die unablässige Bewegung der Fächer erregt schließlich alle unsere Nerven, ihre Besitzerinnen selbst scheinen sich auf uns zuzubewegen, uns zuzunicken, die Sitze, die Logen, die Mauern, das ganze Haus, Alles scheint im Winde sich zu neigen und zu schwanken . . . Was ist das für ein Lärm hinter dem Vorhang? Ein Schreien, Toben . . . man scheint einander auf der Bühne todtzuschlagen? Weiß Gott, die Primadonna prügelt sich mit der Ankleiderin herum, oder der Tenor zankt mit dem Souffleur, schreiend, aufgeregt, ohne Rücksicht auf das versammelte Publikum.

Horch! Neun dumpfe Schläge fallen hernieder! Der letzte ist eben verklungen — noch macht der Vorhang keine Miene sich zu heben. . . Da ertönt von hinten her, aus der Platea bereits ein wilder Lärm, man schreit man klatscht, Stöcke werden mit Gewalt aufgestoßen, und vom höchsten Olymp her, aus der Loggione, antworten die gleichen Töne stärker und stärker anschwellend, und beruhigen sich erst, wenn der Kapellmeister den Taktstock erhebt und die ersten Wellen der Musik sich leise durch das Haus schwingen. Die Sitze unten im Parket sind ein wenig hart, der Rücken beginnt uns bereits zu schmerzen. . . Doch dafür existirt Hilfe. Mit lauter Stimme schreit der umherwandernde Bursche seine cuscini aus, kleine Polsterkissen, die man sich unterlegt. Man opfert

wieder seine zehn Centimes — sie sind recht erfinderisch im Geldmachen, diese Italiener! Ja, nun möchtet Ihr aber doch auch wissen, wie die Parthien, die Rollen vertheilt sind, die Namen der Figuren, der Darsteller? Es wird Euch einige Schwierigkeiten bereiten, den geschwätzigen Theaterzettel zu erhalten, der das Alles verräth. Verzichtet also lieber darauf!

Rrrr—ck! . . Endlich! Der Vorhang geht hoch! Eine Menge von Menschen steht, läuft, redet, singt durcheinander, Ihr versteht als Fremde in den ersten Minuten nicht eine Silbe, und vergeblich versucht Ihr, Euch aus den Dekorationen, den Kostümen, den Masken der Schauspieler wenigstens darüber zu unterrichten, zu welcher Zeit und in welchem Lande die Geschichte eigentlich vor sich geht. Die Dekorationen sind meist alt und verschlissen, der Bau und die Ausstattung der Bühne so einfach wie möglich, auch im modernen Konversationsstück, wo ein Buffet, ein Wandschrank, ein paar mit Plüsch überzogene Lehnstühle den Salon einer Gräfin bezeichnen müssen. Die Kostüme sind nicht selten bunt und wirkungsvoll, wenn auch nur aus billigen Stoffen geschickt zusammengestellt, doch ohne jeden Stil, ohne den mindesten Anspruch auf geschichtliche Richtigkeit phantastisch aufgeputzt. Wenn das Ganze nur einen angenehmen, das Auge, den malerischen Blick erfreuenden Eindruck macht! Die Wissenschaft läßt der Italiener zu Hause, wenn er sich zu unterhalten geht. —

Aber was ist das? Was taucht da plötzlich vorn an der Rampe aus der Tiefe auf und rührt sich nicht von der Stelle? Ein menschlicher Kopf und Rumpf! Wahrhaftig — der Soufleur! Es ist ihm ohne Zweifel zu warm in dem engen Blechkasten. Der Aermste verträgt das Schwitzen nicht, und so macht er sichs denn vor allem Publikum bequem.

Welche Bewegung da auf der Bühne? Ah, die Anwesenden wollen in fröhlichem Beisammensein ein lustiges Glas leeren! Aber wo sind Tische, Stühle, Kannen, Becher? Nur Geduld, die rothberockten Theaterdiener tragen Alles bereits bedächtig auf die Bühne und werden es wieder fortschaffen, sobald man es für den Gang des Stückes nicht mehr bedarf. Aber welch' ein Lachen, Plaudern, Wispern um uns? Wir rufen „pst“ und wieder „pst“ — doch Keiner kehrt sich daran! Um uns unterhält man sich über alles Mögliche, oben in den Logen gehen die Thüren auf und zu, man besucht einander, tauscht Grüße aus, ein Wickelkind schreit mörderlich mitten in die Triller der Primadonna hinein, und die Amme bemüht sich vergebens, es zu beruhigen, drüben antwortet ihm ein Altersgenosse . . . hier dampft Einer neben uns ruhig und unverdrossen, den Hut auf dem Kopfe, seine Cigarre. . . Die Musik pausiert während des Dialogs, und in harmlosester Gemüthlichkeit bespricht sich der „Maëstro“ mit seinen „Professoren“. Jetzt kommt eine schöne Stelle im Orchester. Alle Welt weiß es, und alle Welt spitzt die Lippen und brummt begeistert mit. Die arme Primadonna, sie schreit sich die Lunge aus der Brust und kaum die Hälfte der Anwesenden hört ihr zu. Doch jetzt betritt der Tenor die Bühne . . . und donnernder Beifall von allen Seiten macht die Wände erzittern, die Ruhe der Spannung legt sich todesähnlich mit einem Schlage über den Saal. Er öffnet den Mund, er lächelt, er klagt und verzweifelt in den höchsten, schmelzendsten Tönen, und „bis! bis!“ erdröhnts in wütendem Sturme, der kein Ende zu finden scheint, unter lautem Aufklappen der Stöcke, bis der Kapellmeister das Zeichen zur Wiederholung der Nummer gegeben. Gefällt ein Darsteller oder ein Stück aber nicht, dann werden die Italiener unheimlich: „basta!

basta! — fuori! fuori!“ gellts und schallts immer wieder, unablässig, bis der Vorhang gefallen oder der Unglückliche die Bühne verlassen, auf der Stück oder Darsteller nicht wieder erscheinen dürfen. In aller Eile muß dann auf der Stelle ein „stehendes“ Stück verarbeitet werden oder ein Ersatzmann eintreten.

Der König der italienischen Bühne ist von Alters her das Ballet. Man giebt es in den Zwischenakten oder am Schluß einer großen Oper, natürlich ohne den langweiligen Text, den man in Deutschland oft für nötig erachtet. Da wird an Prunk der Gewänder, aber auch an Grazie und Geschicklichkeit der Tänzerinnen das Möglichste geleistet. Mit der außerordentlichsten Gewandtheit wissen die italienischen Balletleiter, allen voran der bekannte Manzotti, die dichtesten Massen durcheinander marschieren und exercieren zu lassen. Nächstdem erfreut sich die Oper ganz besonderer Pflege, und die oft gehörte Behauptung ist wirklich wahr, daß man die ganze Anmut Rossinischer oder Donizettischer Opern erst recht begreifen lernt, wenn man sie in Italien dargestellt sieht. Welche Liebenswürdigkeit, welche Schalkhaftigkeit, welches Feuer! Text und Musik werden hier eins, schmiegen sich unlösbar aneinander; die weiche, melodische Sprache gestattet einen Fluß der Behandlung, der unserer harten, an Consonanten überreichen Sprache von Natur aus versagt bleiben muß; der Ueberfluß an herrlichen Stimmen, das angeborene musikalische Feingefühl, die Leichtigkeit der Bewegung, die strenge, auf die Bildung höchsten Wohllauts gerichtete Methode: Alles dies vereinigt sich zu unvergleichlicher Wirkung. Neuerdings ist Richard Wagner in Italien der Held des Tages: von Bologna, der ersten Musikstadt des Landes, ist die Bewegung ausgegangen, und es ist ein außerordentliches Schauspiel, zu sehen, wie die Romanen sich mit Ernst und

Eifer bestreben, sich einzuleben in diese ihnen so wildfremde, nordische, nebelhafte Sagenwelt, in diese ihren Ueberlieferungen, ihrem an die leichte, geschlossene Melodie gewöhnten Ohr so fernliegende Musik, in das Verständniß derselben einzudringen, fortgerissen von der jeder nationalen Grenze spottenden dämonischen Gewalt dieser Kunstschöpfungen. Il Lohengrin bezeichnet den Italienern den höchsten Gipfel musikalischer Kunst, und sie schlagen die Augen zum Himmel auf vor Entzücken, wenn sie von ihm sprechen. Die Sänger leisten freiwillig Verzicht auf ihre Triller, Cadenzen und alle Bravourstückchen, mit denen sie oft die Menge fortgerissen, und versenken sich mit Fleiß in das Studium dieser strengen, schweren, neuen Musik.

Großer Beliebtheit erfreut sich auch die Operette, und auch hier kennt man keine Grenze der Nationalität. Lecocq und Suppé wetteifern um die Palme der Volkstümlichkeit mit den Werken einheimischer Meister, die sich in musikalischer Hinsicht weniger durch Originalität und scharfen Witz als durch anmutige Laune und frische Lieblichkeit auszeichnen. Unser „Boccaccio“ hat hier Heimatsrecht gewonnen, auf jeder Straße singt man seine kräftigen, lebhaften Weisen. Eine noch immer blühende Besonderheit Italiens ist die opera semiseria, ähnlich der opéra comique der Franzosen, das heißt eine Oper leichteren Stils, halb ernsten, halb heiteren Charakters, mit eingeschobenem Dialog, wie z. B. „Papa Martin“ von Cagnoni, voll liebenswürdiger, ins Ohr fallender Melodieen, den Schöpfungen Lortzing's nicht ebenbürtig.

Mit dem Repertoire des recitierenden Dramas sieht es bös aus im modernen Italien. Die einheimische Production selbst ist kaum der Rede wert, Italien hat gegenwärtig nicht einen hervorragenden

Dramatiker. Die Tragödie liegt völlig brach, im Schauspiel und Lustspiel wird weniges brauchbare geschaffen, das meiste zeichnet sich durch Breite und Geschwätzigkeit unvorteilhaft aus. So ist man auf den Import angewiesen, und selbst da ist nicht viel zu holen. Die deutschen Stücke mit ihren erquälten Situationen, ihren unmöglichen Charakteren, ihrer platten Erfindung, die Banalitäten eines Moser, die breitgetretenen Fadheiten Lindau's haben in Italien kein Glück, sondern fallen eines nach dem andern kläglich durch. So bleiben fast ausschließlich die Pariser Sittendramen, mit denen man sich notgedrungen behilft, die das Repertoire fast ausschließlich beherrschen, ohne daß man sich aber nur der geringsten Täuschung über die Wertlosigkeit der Stücke hingiebt. Man weiß auch hier recht wohl, daß die Bühnenfähigkeit, die Mache der einzige Vorzug dieser Werke ist, und der völlige Abfall, den die jüngsten Schöpfungen dieser Art in Italien erlitten, — z. B. die allenthalben ausgezischte „Francillon“ — beweisen, daß im Grunde eine tiefe Abneigung gegen sie herrscht. Aber was thun? Man hat nichts Besseres. Schiller und Shakespeare sind den Italienern nur in sehr geringem Maße bekannt — „Die Räuber“, „Hamlet“, „Othello“ sind noch am bekanntesten — es wäre wohl die erste Aufgabe der neuerdings zur Hebung des nationalen Theaters eingesetzten staatlichen Kommission, für die regelmäßige Darstellung dieser zu sorgen.

Ein frischeres, gesunderes Leben herrscht noch verhältnißmäßig auf dem Gebiet der niederen Dramatik. Der derbe Schwank, die Dialektkomödie gedeihen kräftig und erfreuen sich großer Beliebtheit. Die Zahl der Dialekte in Italien ist sehr groß, jede Provinz hat ihre eigene Mundart, sie werden bis in die höchsten Kreise gesprochen und Vorstellungen in

ihnen dürfen auf ein zahlreiches Publikum rechnen. Die meisten Truppen dieser Art spielen im lombardischen oder im neapolitanischen Dialekt. In diesen tritt als ständige Figur Pulcinella auf, der neapolitanische Hanswurst, in seinem weißen Sackgewand, die schwarze Halbmaske vor dem Antlitz, und treibt mit allen Personen und in allen Situationen seine Possen.

Weit besser als mit der theatralischen Production sieht es in Italien mit der Darstellung aus. Der Mangel an ständigen Bühnen, den ich persönlich überhaupt für kein Unglück halte, hat die Ausbildung der Schauspielkunst in Italien auf eine der höchsten Stufen in der Welt nicht verhindert. Der bekannte Ausspruch Turgenjeffs klingt hart, aber jeder Kundige muß ihn leider bestätigen: der mittelmäßigste Provinzialmime in Frankreich oder Italien spiele mit größerer Natürlichkeit als der erste deutsche Hofschauspieler. In der That, schlichte, einfache Natürlichkeit in Sprache, Haltung und Bewegung ist das charakteristische Merkmal der italienischen Schauspieler. Sie reden, sie bewegen sich frei und leicht, wie lebendige Menschen, nicht mit jener widerwärtigen, absichtlichen Aufdringlichkeit, jener gezwungenen Steifheit unserer Künstler. Höchstens am Wiener Burgtheater findet man als Erbteil einer langen, unermüdlichen Uebung, was diese Schauspieler als Mitgift der Natur mit auf die Bretter zu bringen scheinen. Der deutsche Komödiant will immer charakterisch sein und wird fast stets aufdringlich und plump, der italienische ist vor Allem natürlich, leicht und wahr. Dabei unterstützt ihn freilich die glattfließende Sprache, welche doch auch weit ausdrucksvollere Dehnungen, Zusammenpressungen, überhaupt Modellierungen aller Art erlaubt, als die gleichmäßig dahinströmende deutsche, und der natürliche Anstand des wohlerzogensten aller

Völker, in dem selbst der Packträger die Manieren eines Gentleman hat. Wo der deutsche Schauspieler leicht unausstehlich wird, wie in Trunkenheitsscenen und dergl., weiß der italienische stets mit wunderbarem Tact charakterischen Ausdruck und Decenz zu verbinden.

Und aus diesem frisch und üppig grünenden Walde erheben sich ganz besonders vier Stämme von wunderbarer Höhe und Schönheit, in denen das Prinzip der ganzen italienischen Schule, Kraft und Natürlichkeit, zur reifsten und wunderbarsten Entfaltung gelangt ist. Ein Quartett von Meistern, wie die Welt ihresgleichen gegenwärtig kaum am anderen Orte besitzt. Von der Ristori, der die Lorbeerbäume aller Weltteile ihren schönsten Schmuck spenden mußten, sehe ich dabei ab, denn ihr Ruhm gehört der Vergangenheit an. Aber welches Kunstfreundes Herz schlägt nicht höher bei den Namen Tommaso Salvini und Ernesto Rossi, Virginia Marini und Eleonora Duse? Sie verkörpern die italienische Bühne der Gegenwart, jeder einzelne eine vollendete, in sich selbst abgeschlossene, selbständige Individualität.

Salvini darf man ohne Ueberhebung den König der Schauspieler nennen. Keiner thut es ihm gleich an Adel der Haltung, an Majestät des Tons. In edlen, großgeschwungenen Linien bewegt sich sein Spiel, wie Donner klingt die Sprache der Leidenschaft in seinem Munde, seine Charaktere sind stets aus dem Vollem herausgeschaffen, wie aus körnigem, weißem, fleckenlosem Marmor von Carrara gehauen. In seimem ganzen Wesen ist ihm Sonnenthal nicht unähnlich. Seiner Eigenart verwandt ist die Marini, wenn auch nicht ganz so bedeutend und fesselnd. Auch sie strebt in erster Linie die großen Hauptlinien eines dramatischen Charakters festzulegen und die Einzelzüge organisch aus ihnen herauswachsen zu lassen. Unübertreffliche Meister der Technik ihrer

Kunst, lassen beide sie besonnener Weise niemals als Selbstzweck hervortreten, sondern sie scheinbar nur als Mittel zur vollendeten Verkörperung ihrer Gestalten wirken. Dämonische Leidenschaft tobt und lodert in allen Gestalten Rossis, mit wilden Tigersprüngen oft alle Grenzen der Ueberlieferung, der Sitte überspringend, wie eine Sturmflut donnernd und brausend und Alles in Trümmern unter ihren Wogen begrabend. Die lebhafte Freude an fein durchgeführten Einzelheiten bricht jeden Augenblick in zahllosem, üppigem Kleinwerk aus, ohne indeß jemals den Gesamtcharakter zu verändern oder zu schädigen. Salvini ist ein klassischer Schauspieler, Rossi ist durch und durch Realist. Als solcher hat er sich um die erste Einführung Shakespeares in Italien große Verdienste erworben. Das vollendete Muster des Realismus ist jedoch die Duse, eine der größten Virtuosinnen der Welt und von Vielen der Sarah Bernhardt vorgezogen. Jede Bewegung, jeder Ton ist hier echte, mit feinster Berechnung geschaffene Natur, sprühendes, sprudelndes Leben. Ihr Lachen und Klagen, ihr Uebermuth und ihre Verzweiflung, ihre Raserei und ihre Entsagung haben in unermüdlicher künstlerischer Arbeit auch die letzte Spur theatralischer Mache abgestreift; der leichte, etwas nachlässige Gang der zierlichen Gestalt, die ein wenig nach vorn gebeugte Haltung, die bequeme Sitzstellung, ein Bein über das andere geschlagen, die leicht dahingleitende und dann wieder in stockenden Absätzen sich von den Lippen loslösende Rede, während deren jedes Wort sich scheinbar erst selbstthätig im Gehirn bildet, die gewaltige Steigerung der Empfindung bis zum höchsten Gipfel wahnsinniger Leidenschaft: das Alles übt eine unvergleichliche, blendende Wirkung. Die berühmten Kehltöne der Wolter klingen Euch hier wieder entgegen, erschütternd, packend, nervenaufregend;

und es ist oft verblüffend, wie diese Künstlerin den verlogenen, ausgeklügelten Fratzen der Pariser Sittenkomödie, die sie am häufigsten darstellt, den vorübergehenden Schein echten Lebens einzuhauchen weiß, der selbst den Kundigen bisweilen für eine Viertelstunde zu täuschen vermag.

Das Streben nach Natürlichkeit war der Grundzug einer der interessantesten Theatervorstellungen, der ich je in meinem Leben beigewohnt — einer Aufführung des „Othello" im Theater Salvini zu Florenz, bei welcher die ersten lebenden Künstler Italiens mitwirkten. Es geschah aus Anlaß der Feierlichkeiten der Enthüllung der Domfaçade und der Anwesenheit des Königs. Den „Othello" spielte Salvini, den „Jago" Cesare Rossi (nicht zu verwechseln mit Ernesto), die Desdemona ward von der Virginia Marini dargestellt, und auch ihr Vater sowie die Emilia wurden von ausgezeichneten Künstlern gegeben. Das Zusammenspiel war nicht sonderlich, da die Mitwirkenden ja nur die Gelegenheit des Tages zusammengeführt hatte, und auch die Nebenrollen ließen Mancherlei zu wünschen übrig. Unter Anderen wirkte in einer Salvini's Sohn mit, der aber wenig von dem Talent seines Vaters geerbt zu haben scheint. Bei aller Verschiedenheit der Individualitäten war doch eines allen Mitwirkenden gemein: alle Gestalten waren in erster Linie feine, vornehme Venetianer des sechszehnten Jahrhunderts. Es lag ein Hauch von Adel über den Auffassungen, welcher dem ganzen Stücke ein eigenartiges und fesselndes Gepräge gab. Jago war kein knirschender, niederträchtiger, höhnischer Bösewicht; Rodrigo kein alberner Tropf oder Clown, sondern beide abenteuerlustige, junge Edelleute aus dem mittelalterlichen Venedig, von den elegantesten äußeren Formen der damaligen Gesellschaft; die Desdemona hatte nichts von jener bürgerlichen, mädchenhaften

Naivetät, mit der sie unsere Schauspielerinnen darzustellen pflegen, sondern war von vornehmster und würdigster Haltung, die Tochter eines venetianischen Senators, die wohl weiß, daß ihr Vater mitberufen ist, über die Geschicke Europas zu entscheiden. Der Anstand, die Haltung, mit welcher sie im ersten Akte dem Vater und dem Dogen gegenübertrat, waren was man bei uns königlich nennt, d. h. wie sich eine Dame zu bewegen pflegt, die von frühester Jugend an den Umgang in den höchsten Kreisen des Staates gewöhnt ist; und diese Haltung bewahrte sie auch in den erregtesten Scenen ihrem Gatten gegenüber. Salvini's Auffassung des „Othello" ist auch in Deutschland bekannt; sie steht im größten Gegensatze zu der seines Landsmanns Rossi. Sein Othello ist nicht der wilde, in jeder Fiber vor Leidenschaft bebende Rossi's, der eben nichts kennt, als die sinnliche Glut der Leidenschaft, und der im Uebrigen in Bezug auf Welterfahrung und Menschenkenntniß ein vollkommenes Kind, ein Naturmensch ist. Salvini's Othello merkt man den Staatsmann an, den Feldherrn des ersten Landes seiner Zeit; er ist von imponierender geistiger Größe und tadellosem Adel. Darum donnert und schäumt und rast er auch nicht wie jener, sondern selbst seine Wutausbrüche sind abgeklärt und gemäßigt. Seinem Othello ist etwas, ich möchte beinahe sagen Hamletartiges beigemischt. Jedesmal, nachdem er sich von der Leidenschaft hat fortreißen lassen, sinkt er sogleich in ein seltsames Grübeln und Brüten zurück. Und in diesem Grübeln verstrickt er sich selbst immer tiefer und unrettbar in den verhängnißvollen Verdacht. Damit stimmt denn auch die äußere Erscheinung überein: sein Othello ist kein Neger, sondern ein hellgebräunter Maure. Aus dieser Auffassung heraus erklärt sich auch jene berühmt gewordene Nüance in der großen Scene des dritten Aktes, in welcher er

den Verleumder plötzlich zu Boden wirft, den Fuß erhebt, um ihn zu zertreten, aber mit einem Male in sein grüblerisches Sinnen zurückfällt, den Fuß sinken läßt und dem Niedergeworfenen mitleidsvoll die Hand reicht, um ihn wieder zu erheben. Nur im letzten Akte ließ sich der Künstler mit seiner Partnerin zu einer seltsamen Effekthascherei fortreißen. Er zerrte Desdemona aus dem Bett, schleppte sie bis an die Rampe, rang dort eine Zeitlang mit ihr, packte sie an den Armen, den Haaren und trug sie wieder zurück nach dem Lager und erwürgte sie dann erst dort. Gelegentlich dieser Aufführung sah ich auch zum ersten Mal, welche Bedeutung Brabantio und Emilia für die dramatische Entwickelung des Stückes haben, zwei Figuren, die bei den Aufführungen in Deutschland gewöhnlich sehr vernachlässigt werden. Die Klage des von seiner Tochter verlassenen Vaters vor dem Senat klang ebenso würdevoll als erschütternd. Vernichtend und leidenschaftlich prasselte Emiliens Anklage im letzten Akte auf Othello nieder, so daß es schien, als sei Othello's Selbstmord in letzter Linie erst die Folge dieser gewaltigen Rede, die ihm seine Schuld noch einmal in voller Entwickelung vorführte. Und dadurch bekam die Gestalt für das Drama eine weit größere Bedeutung, als man ihr auf den deutschen Bühnen gewöhnlich zugesteht.

Die interessanteste Vorstellung, die ich in Italien gesehen, war aber eine Aufführung der „Mandragola" Macchiavelli's im Sommertheater zu Bologna. Dieses Stück ist für Italien ein klassisches. Es hat für Italien ungefähr dieselbe Bedeutung, wie der „Tartufe" Molière's für Frankreich. In Gestalt eines Lustspiels stellt es die Sittenlosigkeit des sechszehnten Jahrhunderts zu Florenz in der erbarmungslosesten Weise an den Pranger, indem es zeigt, wie eine brave und tugendhafte Frau durch die Borniertheit ihres

Gatten, die Schwachheit ihrer Mutter, die Gemeinheit und Bestechlichkeit ihres Beichtvaters zum Ehebruch getrieben wird und den Nachstellungen des Verführers erliegt. Dies wird uns in heiterer Form, aber mit rücksichtsloser Strenge und schärfster Charakteristik der Dummheit und Gemeinheit der handelnden Personen dargestellt. Es giebt kaum ein ähnliches Stück, in dem die sozialen Schwächen seiner Zeit so derb geschildert, in dem so harte Anklagen gegen Gesellschaft und Geistlichkeit erhoben werden. Und alle Entschuldigungen mit der Naivetät der Vorzeit treffen hier nicht zu, denn jeder Satz des Stückes zeigt uns, daß es sich hier um eine bewußte Satire handelt, abgesehen davon, daß bei dem geriebensten Politiker des sechzehnten Jahrhunderts von Naivetät wohl kaum die Rede sein konnte. Die deutsche Theaterzensur würde vor Entsetzen sprachlos sein, wenn man von ihr die Erlaubniß eines solchen Stückes erbitten würde. In Italien weiß man nichts von einer Bevormundung der Kunst. Der Direktor des Sommertheaters hatte auf den Theaterzettel die folgende Bemerkung setzen lassen: „Ich mache Diejenigen, die es noch nicht wissen sollten, darauf aufmerksam, daß Fabel und Dialog dieses Stückes ziemlich frei sind." Und dies genügte vollständig, alle ängstlichen und schüchteren Gemüter vom Theater fern zu halten. Die Anderen, deren geistiger Standpunkt sich über den der höheren Tochter erhob, bewunderten frei und ungehindert den Witz und die Schärfe des großen Florentiners, sahen mit Interesse das treue Spiegelbild der Sittenlosigkeit jener Zeit vor ihren Augen sich abspielen, ohne daß sie schamrot wurden bei der Rede des Kalimachus über die Unfruchtbarkeit der Frauen. Bei uns in Deutschland verbietet man Dichter, deren Schöpfungen der tiefste sittliche Geist durchweht. Glückliches Italien!

Auf dem Friedhof.

Hier möcht' ich begraben sein! –

Nirgends in der Welt kommt Einem wohl so oft dieser Gedanke durch den Sinn und über die Zunge, als in Italien. Nirgends verliert der Tod so seine Schrecken, der Gedanke an ihn so seinen grausigen, das Blut aus den Wangen treibenden Geschmack, als hier. Denn nirgends in der Welt haben Liebe, Schönheitssinn, Kunst, Pietät im Bunde mit der Natur die Stätten des Todes mit so viel feiner und stets die Grenze des Taktes innehaltender Empfindung geschmückt wie hier. Im Schatten dieser hohen, ernsten Cypressen, angehaucht von der ringsumher duftenden, blühenden Natur, im Anblick der herrlichsten Denkmäler alter und moderner Kunst schwindet die Furcht vor der gänzlichen Vernichtung des eigenen Seins hinweg wie ein Rauch; das schrankenlose Wonnegefühl unserer Einheit, unserer Gleichheit mit der Natur breitet sich aus in unserer Brust, Verwesung scheint uns, was der Name sagt — nicht Auflösung, Zerstörung des leiblichen Organismus, der denkenden, empfindenden Kräfte, sondern Wiedervereinigung mit dem Urstoff, aus dem wir hervorgegangen, Rückkehr in den Leib, aus dem wir geboren worden, Rückverwandlnng in den Stoff, aus dem die geheimnißvolle Allkraft zu vorübergehender selbständiger Erscheinung uns gebildet. Und indeß wir noch athmen und uns noch freuen am holden, goldenen Dämmerlicht, das durch die Lücken in den breiten Dächern der Pinien hindurchströmt, und am berauschenden Rosenduft, der von allen Seiten wolkengleich zu uns niederschwebt, scheint unsere Seele bereits mit jedem schillernden Falter von Blume zu Blume zu gaukeln, immer weiter, in die Unendlichkeit der luftigen, leise zitternden Ferne hinein, mit jeder

grünen Lacerte, die uns klug und scheu betrachtet, über die moosbedeckten Steine und Erdschollen zu rascheln, unwiderbringlich, auf Nimmerwiedersehen und doch ohne Schmerz, ohne Trauer, nur mit der Empfindung namenloser, unbeschreiblicher, in den Aether hinschmelzender Sehnsucht. . . .

Nicht in dem stolzen Prunk der farbenstrotzenden Dome, nicht in dem ernsten Trotz, der verschwenderischen Pracht der alten Paläste, nicht in dem rasselnden, jeden Nerv aufrüttelnden Tageslärm der Straße — nie und nirgends ist Italien so reizvoll, so schön, als in dem rührenden Schweigen des Todes. Die Stätten, an denen er herrscht, sind mit die merkwürdigsten und wichtigsten Bestandteile des öffentlichen Lebens in Italien. Die Empfindungsweise des Volkes, sein Kunstsinn, seine Denkart, die Thaten seiner großen Genien, jener zahlreichen unsterblichen Wohlthäter der Menschheit, die Fülle der um Heimat und Kultur in ernster Arbeit hochverdienten Männer und Frauen, Italiens ganze, unermeßliche Bedeutung für die Kultur der Welt, die unablässige, durch die Jahrtausende fortgesetzte Arbeit eines ganzen Volkes an der eigenen geistigen und materiellen Hebung, der innige Familiensinn, die treue Dankbarkeit, die ununterbrochene Tradition, die hochdramatisch gestaltete Geschichte des Landes . . . Alles, Alles das zeigt sich an diesen Stätten deutlicher, klarer, zusammengefaßter, plastischer als irgendwo, läßt sich bequemer studieren als an anderen Stellen; und wer als Reisender den Friedhöfen Italiens nicht die anhaltendste und liebevollste Aufmerksamkeit schenkt, an allen Orten und Landesteilen, da er weilt, bringt sich selbst um einen der herrlichsten Genüssen seiner ganzen Fahrt, vielleicht sogar um den schönsten.

Bis in die grauesten Zeiten der Urgeschichte des Landes, da sich auf dem Palatin und Capitol noch

kein von Menschenhand behauener Stein befunden und das römische Forum noch ein fauler, von Wasservögeln durchraschelter Sumpf war, führen uns die ältesten Funde und Ausgrabungen etruskischer Grabstätten unweit Florenz und Bologna und geben uns durch die Waffen, Gefäßscherben, Geräte eine schwache, dunkle Vorstellung von dem Leben und Treiben dieses alten, großartigen, aber uns noch immer rätselhaften Kulturvolkes, das den Römern die Eroberung Italiens so schwer gemacht, dessen geistiger Erbschaft sich das gemessene, ruhige, ernste Volk der Oberitaliener — vielleicht das höflichste und civilisierteste der Welt — heut noch immer erfreut. Die Anlage der öffentlichen Grabstätten im großen Stil aber beginnt für uns erst mit der römischen Herrschaft, mit der Entwickelung jener Nation, die in allen auf das praktische, reale Leben bezogenen Dingen, in allen öffentlichen und Wohlfahrtseinrichtungen immer als die erste der Welt gelten wird. Wenn noch heute in keinem Lande der Welt der Satz „noblesse oblige“ so großartige und unbeschränkte Geltung hat, wenn der alte italienische Adel seine ungeheuren Reichtümer in edler Freigebigkeit zum ansehnlichen Teil für großartige, öffentliche Bauten und andere gemeinnützige Zwecke verwendet — ein Verhalten, neben dem die egoistische Knauserei unseres unermeßlich reichen Feudaladels und unserer bürgerlichen Plutokratie geradezu erbärmlich erscheint — so steht er damit ganz auf dem Boden der in diesem noblen Volke stets lebendig gebliebenen Tradition. Galt jener Satz nicht bereits im alten Rom? Im Jahre 312 legte Appius Claudius Caecus, damals als Censor amtend, zum größten Teil aus den Mitteln seines Geschlechts die Heerstraße von Rom nach Capua an, noch heut eine der schönsten und großartigsten aller öffentlichen Straßen der Welt und ohne Zweifel die schönste,

welche aus den Mauern Roms in die Ebene führt. Den Toten, durch deren Mühen und Kraft allein den Lebenden die sichere Existenz geschaffen, gebühre stets der beste und schönste Platz — das war schon damals ein Grundsatz der Italiener: und so bestimmten sie pietätvoll diese in landschaftlicher Beziehung unvergleichliche Straße zum Ruheplatz ihrer Toten. Grab schmiegte sich an Grab zu den Seiten der breiten, dunklen Lavasteine, aus denen der Pflasterboden bestand, eines immer kunstvoller geziert wie das andere, in zwei schnurgeraden, sich ins endlose verlaufenden Reihen. Die Stürme des Mittelalters sind freilich mit rauhen, zerstörenden Eisenschuhen über all die Herrlichkeit hinweggeschritten, sie zerbrachen die Bilder und Tafeln in hundert Stücke, löschten aus, was fromme Dankbarkeit darauf geschrieben, schwärzten des Marmors strahlende Reinheit mit unvertilgbarer Nacht, gruben die metallenen Klammern heraus, Mordwaffen daraus zu verfertigen, warfen zusammen, zerschlugen, was dann nicht mehr bei einander halten wollte, und bedeckten, um auch den letzten Rest der Erinnerung zu verwischen, noch Scherben und Trümmer mit fußhoher Erde. Und doch — welche Erhabenheit noch in der Zerstörung, welches Leben, welche Schönheit noch in der Vernichtung! Hinter uns liegt die ewige Stadt, zwischen dem Tiber und den Hügeln eng zusammengekeilt, der Wald ihrer Türme und Kuppeln ragt in die Luft, und die schlanken Stämme der Palmen scheinen im Winde sich selbst Kühlung zuzufächeln. Zwischen den langweiligen Mauern hügeliger Weingärten schreiten wir einher, im fußhohen Staub der Landstraße, vorüber an den Hügeln der Caracallathermen, durch das Sebastiansthor, an den Katakomben vorbei, denen wir auf dem Rückwege unsern Besuch abstatten. Mächtige Staubwolken wirbeln die zweirädrigen

Karren der Landleute auf, darin hoch auf den Düngerfudern die Burschen liegen, platt auf dem Bauch, beschattet vom breiten Hut, zwischen den Lippen die duftigsten, glühendsten Rosen, wie in Hamerlings schönem Gedicht. Und plötzlich taucht vor uns ein mächtiger, gelbgrauer, zinnengekrönter Rundbau auf, aus Quadersteinen gefugt, mit steinernen Blumengewinden und Ochsenschädeln geziert, ein gewaltiger Steincylinder; das Grab der Cäcilia Metella. Und nun wirds längs der Straße lebendig — was sage ich! . . . todt. In duftigem Blau winken aus der Ferne die Albanerberge herüber in ihren großen, edelgeschwungenen Linien, weiß schimmernd heben sich hoch an ihren Abhängen die Landhäuser von Frascati und Albano ab und zur Linken, in der Ferne, steigen die steilen Spitzen des Sabiner- und des Volskergebirges in die Lüfte. Weit, endlos dehnt sich uns zur Seite die Campagna, in den grünen Mantel geschlagen, durch dessen hundert klaffende Risse und Löcher der nackte, braune Felsenkörper sich zu Tage zwängt. Geborstene Trümmer scheinen darüber hingesprängt, die verwitterten Mauern eines feudalen Raubschlosses, die gesprengten Bogenpfeiler antiker Wasserleitungen, oft in langer überwölbter Reihe sich noch mächtig und unversehrt hinziehend. Ein blendendes, zitterndes Flimmern der Luft ganz rechts in der Ferne verräth den Wasserdampf des nahen Meeres. Schweigen, Verwüstung, Oede nach allen Seiten, nur ab und zu das Grunzen eines gelangweilten breitstirnigen Büffels. Kein fleißiger Landmann, der den Pflug über diese nun schon seit Jahrhunderten brache Oede führte, kein höflich im Winde sich neigendes Korn, überall Verfall, lebendiger Tod. Nur ab und zu aus der nahen Schanze ein grelles Hornsignal, der schwerfällige, gleichmäßige Tritt einer Soldaten-Kolonne. Und wohin Du Deinen

Fuß setzest, zur Rechten wie zur Linken stößt er ununterbrochen an aufgegrabene Leichenkammern, an halb zerstörte Reste von Mauern aus Erde und Ziegelstücken, an zerbrochene Säulenkapitäle, zerschlagene Architravtheile, Stücke geschwärzter Marmortafeln mit kaum mehr leserlichen Inschriften, handwerksmäßig gehauene Figuren mit abgeschlagenen Armen und Nasen, kleine eingemauerte Bruchstücke von Körperteilen und Gewändern. Alles, Alles vernichtet, geschändet, zerstört, nichts geblieben von der einstigen, strahlenden Marmorherrlichkeit dieser unvergleichlichen Totenstraße, als dieses schauerliche, schweigende Rückbild des Jammers und der Verderbnis. Das ist nicht mehr ein Heim des Todes, das ist der Tod selbst, der beständig schlummernde Tod der Verzweiflung, aus dem es keine Auferstehung giebt.

Sie aber, die mit glühenden Augen und geballten Fäusten noch Zeugen waren der einstmaligen, üppigen Herrlichkeit und die Ideale der Erlösung, der Entsagung im Herzen, sie voll Haß zu vernichten trachteten, aber noch zu schwach, den gleichwohl schon wankenden und schwankenden Koloß zu stürzen, mit dem ersehnten Bluttode die Wahrheit ihrer neuen Lehre kräftigten und bekräftigten: sie sind auferstanden aus den dumpfen, finsteren Gängen, in welche Zwang und Verfolgung vor sechszehnhundert Jahren ihre Leiber gebannt. Wenn wir uns vom Grab der Metella zurück zur Stadt wenden, so gelangen wir bald in das weite Gebiet des Labyrinths der Katakomben. In zahllosen von einander abgeschlossenen Systemen laufen die unterirdischen Gänge durch-, über-, nebeneinander, kreuzen sich regellos, ohne Plan und Ordnung, hoch schmal, eng, finster, warm. Auf kleinen Stufen steigen wir hinunter in die Tuffsteingewölbe. Nur von Zeit zu Zeit fällt durch eine Oeffnung in der Decke ein grauer Tagesschimmer in

die Tiefe, sonst erhellen die kleinen Wachslichter in unsern Händen allein die Nacht. Rechts und links in den Stein gehauen die Nischen, in denen die Gebeine der Märtyrer ruhten, oft zu fünfen übereinander — da noch der braune, zerfallene Rest einer Mumie, da einige Ueberbleibsel schlechter Schmierereien, den guten Hirten mit dem geretteten Schaf, den Heiland als leierspielenden Orpheus, den Fisch als Symbol des Erlösers darstellend: die viel berühmten, tausendfach abgehandelten, altchristlichen Malereien, dem Nicht-Kunstgelehrten meist als wertlose Klexereien erscheinend. Dann verbreitert sich der enge, dunkle Gang, und das Grab eines Papstes, eines hochberühmten Heiligen liegt vor uns. Hier schlief die heilige Cäcilia, deren Leichnam in der Katakombe unversehrt gefunden wurde. So ziehen sich die Gänge meilenweit dahin. Hier begruben der alten Sitte gemäß Juden und Christen ihre Todten, hier war ihre natürliche Zufluchtsstätte, als der Haß der Kaiser sie zu verfolgen begann, hier beteten sie im Geheimen zu ihrem neuen Gotte, der für sie gestorben war, hier warfen sie sich freudig den Schwertern der Mörder entgegen, ihrem Heiland nachstrebend, und wie er ihre Ueberzeugung mit ihrem Leben besiegelnd.

Auch im Mittelalter betrachteten es die Italiener als eine ihrer schönsten und wichtigsten Aufgaben, ihren Toten, die zum Heile und Aufblühen der Vaterstadt gewirkt, eine würdige und anmutige Ruhestätte zu bereiten. Folgt mir nach Pisa, durchschreitet mit mir diese stillen, breiten Gassen und Quais, auf denen heute das Gras wächst, die vor so viel Jahrhunderten wiederschallten vom Lärm des stolzen, übermütigen Seefahrervolkes, der Nebenbuhler Genuas und Venedigs. Genua blühte wie eine Saaronsrose wieder auf nach der langen Nacht des Vertrocknens und Welkens und steht heute unter dem Scepter

Savoyens fast ebenso mächtig und reich da, wie einst unter dem eigenen Banner — die Königin der Lagunen ist zur Bettlerin geworden, und durch den eigenen Fluß selbst des Hafens beraubt, trauert die Arnostadt schweigend und verlassen um den Sturz der alten Größe. Draußen, am Ende der Stadt, erhebt sich jene Wunderwelt, jenes unvergängliche Märchen aus leuchtendem weißem Marmor, Stolz und Krone der alten Stadt: der Dom, der schiefe Turm, die Taufkirche und der Friedhof, in zauberischer Schönheit ordnet sich Säulenbogen über Säulenbogen bis zur schwindelnden Höhe. Auch nicht der leiseste Ton des profanen Alltagslebens dringt bis in diese weihevolle Abgeschlossenheit, nur ein paar Kinder spielen und scherzen auf den Grasplätzen mit ihren Wärterinnen. Ein Zug an der Glocke, und des Friedhofs schwermütige Weltabgeschiedenheit umfängt uns ganz. Es ist geheiligter Boden, auf den wir treten; denn diese Erde, auf der Gräser und Blumen in ganz besonderer Ueppigkeit sprießen, stammt aus dem heiligen Lande, auf dreiundfünfzig Schiffen ließ sie Erzbischof Ubaldo einst hierher schaffen. In edler Marmorpracht dehnt sich die weite Halle, welche den geweihten Platz umschließt, und nicht wie fester Stein, nein, fast wie gewobenes Spitzenwerk schlängelt und windet sich das gothische Maßwerk der Fensterbogen. Kein Laut in der Runde. Wie ernste, andächtige Priester ragen vier riesige, uralte, dunkle Cypressen, und die Rosen hauchen den üppigen, berauschenden Duft des Lebens aus. Alles läßt uns in einem neuen Reiche, einer fremden Welt glauben, sehnsuchtsvoller, melancholischer Frieden erfüllt die Seele, selbst der Wind scheint frommen Halt zu machen vor dieser Pforte. Von den Wänden schauen die riesigen, alten Fresken hernieder, zum Teil halb verblichen und zerstört, welche einst den

Ruhm und Stolz der Schule Giottos ausmachten, die ersten Anfänge der neuerwachenden Kunst des Pinsels, rührend und ergreifend in ihrer glaubensstarken Unbeholfenheit. Mit furchtbarer Wildheit stürmt der Tod über die Erde, schwingt die Sense und reißt nieder, was ihm in den Weg kommt, Gute und Böse, nicht den Höchsten auf dem Thron fürchtet er, noch hat er Mitleid mit dem ärmsten Bettler. Grausen erfüllt die lustige Jagdgesellschaft, da sie auf dem Wege zur Freude plötzlich durch offene Särge die Straße versperrt sieht. Und auf seinem erhabenen Wolkenthrone sitzt der Weltenrichter und scheidet mit gewaltiger Geberde Gerechte und Ungerechte. Jene schweben selig zum Paradies empor, indeß giftige Schlangen, Feuergluten, Teufel mit Marterwerkzeugen diese durch alle Bulgen der Hölle peinigen, wie es Meister Dante den Zeitgenossen geschildert. Der Erzväter und der Apostel Thaten ziehen in langer Reihe an uns vorüber. Unsere Füße gleiten über die Grabsteine der Entschlafenen dahin und verwischen immer undeutlicher die Inschriften. Zu den Seiten des Halle aber feiert Pisa in hundertfacher Gestaltung das Andenken seiner großen Toten, ein Museum des vaterländischen Ruhms und der heimischen Bürgertugend, zum größten Teil auf den Gräbern der Toten selbst errichtet. Neben antiken, reich mit Reliefs verzierten Sarkophagen erheben sich die Bildsäulen der beiden Pisano, welche im dreizehnten Jahrhundert die Sculptur zuerst aus den Fesseln byzantinischer Convenienz erlösten und dem individuellen Freiheitsgedanken der Renaissance durch die That Ausdruck gaben. Neben dem Grabmal des Grafen Algarotti, das ihm sein erhabener Freund, Friedrich der Große, hier errichtet, steht Thorwaldsen's herrliches Bildwerk „Tobias heilt seinen Vater“, zur Erinnerung eines hier be-

statteten Augenarztes, neben Gregor XIII. schläft hier die Catalani, deren süße Stimme einst die Welt bezaubert, und Cavour, des modernen Italien größter Staatsmann; über dem Grabe eines Physikers trauert eine herrliche, ruhende Frauengestalt, und ihre Thränen mischen sich mit denen der Wittwe eines italienischen Grafen, welche ohne Unterlaß fließen, stromweise, untröstlich, gleich denen Niobe's, und wie diese sitzt die Trauernde zu Stein geworden über dem Grabe, klagend, mit entblößtem Oberleibe. Sarkophag reiht sich an Sarkophag, Bildsäule an Bildsäule, Relief an Relief, keine Lücke ist zwischen dem grauen Altertum und der Neuzeit. So stehen sie da in göttlicher Marmorschöne und das bleiche Mondlicht flutet herab über die düsteren Riesencypressen und umspielt zauberhaft die weißen, feinen Marmorgewebe und die Särge und die Statuen, ihnen ein trübes, still klagendes, gespenstisches Halbleben verleihend.

Ja, wenn irgend ein Volk, so wissen die Italiener ihre großen Toten zu ehren — anders als wir! Hier ist es Erholung und Lust, fürs Vaterland zu leben, zu wirken, zu sterben. Wem schwellte nicht die Brust, als habe ihn die Walküre nach Walhalla selbst geführt, mitten unter die Seelen der abgeschiedenen Helden der Vorzeit, der in Florenz zum erstenmale die gewaltigen Säulenhallen der Kirche Sancta Croce betritt. Nirgend in der ganzen Welt wieder so viel Größe, so viel Ruhm auf so kleinem Raum, nirgend wieder so viel Liebe und Verehrung im Bunde mit Kunst und Schönheit für das Andenken der wahren Größe. Um Michelangelo's Tod trauern Skulptur, Malerei und Architektur, drei herrliche Frauengestalten, und die Glieder seines Geschlechts, die unweit von ihm ruhen, fast sämmtlich um das Land hochverdiente Männer, erkennen ihn willig als den Größten an. Auf dem Kenotaph trauert Dante, Florenz'

großer Sohn, Alfieri's Vaterstadt Asti beweint ihren Dichter, die Politik rühmt von Machiavell: „tanto nomini nullum par elogium“, Leo Battista Alberti, das gewaltige Universalgenie der Renaissance, ruht hier, geehrt von dem letzten seines Geschlechts. Donatellos ernste Gestalt schaut nachdenkend auf uns hernieder, unweit Cherubini's liebenswürdigen Zügen, Galilei sieht jetzt vom Himmel her die Erde durch die Räume des Weltalls um die Sonne kreisen, die Verwandten des ersten Napoleon, Fürstlichkeiten, andere um ihr Land hochverdiente Staatsmänner, Künstler, Gelehrte schlummern hinter den prächtigsten Marmordenkmälern . . .

Und wer hätte nicht heilige Schauer himmlicher Begeisterung verspürt unter der wunderbaren Kuppelrundung des Pantheons zu Rom, die sich wie das Himmelsgewölbe selbst im erhabensten Schwunge emporzuschwingen scheint, und darin nun aus höchster Höhe das goldige Licht flutet und kreist, ungehindert bis in die entferntesten Ecken — an den Gräbern Victor Emanuel's, Raphael's und der anderen Hohenpriester des Großen und Schönen, welche hier zum ewigen Schlummer ruhen. Wenn es uns irgendwo in der Welt möglich ist, den Gedanken der Ewigkeit, der Unsterblichkeit ahnend, anschauend zu erfassen, so kann es nur hier sein, in dem erhabensten Raum, den Menschenhand gebaut, vor der Asche dessen, der das Schönste geschaffen, was Menschen je erzeugt. „So lange er lebte, fürchtete die Natur ihre Niederlage, und als er starb, den eigenen Untergang!“ Welchem Sterblichen wäre je eine stolzere Grabschrift gesetzt worden? Und wer wollte erklären, daß sie übertreibe? —

Eine der thörichtesten Behauptungen, Zeugnis gröbster Unkenntniß, so oft sie auch gehört wird, ist jene, den modernen Italienern sei der künstlerische

Geschmack und die Pietät ihrer Vorfahren aus der Renaissance verloren gegangen. O nein, sie besitzen sie in gleichem Maße wie jene, nur äußern sie sich in anderen Formen. Die modernen Italiener bauen wenig Prachtkirchen mehr, denn der heutige Italiener ist ein frei, nüchtern denkender Mensch, der fleißiges und gemeinnütziges Wirken für notwendiger hält als Kirchenbesuche. Seine Frömmigkeit sammelt er fast ganz in der Verehrung seiner Vorfahren. Seelencult ist der Ursprung aller Religion, und der moderne Italiener kehrt mit Bewußtsein wieder zum reinen Ursprung alles Glaubens zurück. Nirgend in der Welt ist auch das Familienleben inniger und herzlicher als hier. Aber die tiefe Dankbarkeit für die Verdienste der Ahnherrn reißt ihn nie zu so thörichten Ausschreitungen wie uns, sein gesunder Sinn sieht in den Anschauungen der Väter nun nicht gleich Schranken und Grenzen für die seinen, ihre Leistungen sind ihm nur der Grund, auf dem seine Generation mit Eifer weiter fortzuarbeiten hat, er ehrt jene am höchsten, indem er sich bemüht, über sie hinauszuwachsen, ohne jemals die Schultern zu vergessen, auf denen er steht. Er ist nicht so thöricht wie ein deutscher Professor oder Kritiker, zu glauben, daß es im Reich der Kunst, also in einer menschlichen Schöpfung, ewige, unwandelbare Ideale und Grenzen geben könnte, da doch alles Menschliche Wandlungen unterworfen ist, er weiß, daß jede Zeit ihren eigenen Geist hat und jede die Pflicht hat, ihren Geist klar und scharf zur Darstellung zu bringen, damit das oberste aller Naturgesetze erfüllet werde: das der ununterbrochenen organischen Fortentwickelung, und daß selbst der Irrtum, wenn er ein Fortschreiten ist, besser ist als fauler Stillstand. Wie hoch in alle diesem die heutigen Italiener noch über uns Deutschen stehen, beweist nichts so deut-

lich, als die großen Friedhöfe von Mailand und Genua.

Wie ärmlich sehen selbst in unseren reichsten Städten die Friedhöfe aus: Ein paar gebrochene Säulen, eine verhüllte Urne, wenn es hochkommt, ein gelangweilt dreinblickender, fader Engel unter Trauerbirken! so schmücken wir die Grabstätten unserer Liebsten und hüllen unsere Schäbigkeit zur Entschuldigung noch in den fadenscheinigen Mantel moralischer Phrasen: der Ernst des Todes verlange würdige Einfachheit, verbiete großartigen, künstlerischen Luxus. Der Italiener glaubt, daß das Schönste gerade gut genug sei, den Ort zu schmücken, der sein Teuerstes birgt, und ziert seine Gräber durch eine sinnverwirrende Fülle der großartigsten Kunstwerke. Eine ganze Stadt von kleinen Tempeln erhebt sich vor uns, in ägyptischem, griechischem, gothischem, Renaissance-Stil, bunt durcheinander, aus dem herrlichsten Marmor gebildet, weiß und rot, und sich in Kuppeln und Hallen über den Gräbern und Grüften wölbend. Durch bunte Glasfenster fällt der gedämpfte Sonnenschein auf prächtige Bilder an den Wänden und glänzende Mosaiken. Aber der Italiener will nicht nur im Geist mit den Abgeschiedenen beisammen sein; wenn er ihre Wohnungen besucht, will er sie auch körperlich vor sich sehen, ganz und gar, wie er sie so oft geküßt und ihnen die Hand gedrückt. Und so stellt er sie hin, auf ihre eigenen Gräber, in Marmor oder Bronze, ganz so wie sie leibten und lebten, in der gewohnten Haltung, der beliebten Kleidung, bei der alltäglichen Beschäftigung. Er hüllt sie in keine unmögliche griechische Tunika, er giebt ihnen den Gehrock und den Schnürleib, die sie zu tragen pflegten. Die Mutter hält wieder ihr geliebtes Kind im Arme, das ihr der Tod entrissen, der Fabrikherr weilt wieder unter seinen Arbeitern,

gebietend, ratend. Die Mutter führt das Söhnchen, das einen Kranz trägt, zum Grabe des Erzeugers, die Wittwe wirft einen letzten Blick in den Sarg, bevor er hinabgesenkt wird, sie öffnet, das trinkende Kind an der Brust, die Thür, die zur Ruhestätte des Gatten führt . . . hundert neue und immer neue Veränderungen ersinnen die Meister, uns die Glieder der Familie in Schmerz und Trauer um den Verlust zu zeigen. Da brütet Kronos mit aufgestützten Armen dem Rätsel der Ewigkeit nach, da breitet der Schutzengel leise die Decke über das schlummernde Kind, da betätigt Christus die Befreiung der Armen und Elenden vor unseren Augen. Und alles dies ist mit einer Freiheit der Auffassung, einer Kühnheit der Darstellung wiedergegeben, welche die größte Bewunderung erzwingen. Wenn unsere Landsleute nach Genua oder Mailand kommen, so bewundern sie gewöhnlich — die außerordentlich feine und geschickte Ausführung der Nebenteile der modernen Kleidung der Statuen: Spitzen, Bänder, Krausen. Darauf beschränkt sich das Verständnis der Leutchen, auf die unbedeutendsten und zufälligsten Nebendinge: von dem gewaltigen, modernen Geist aber, der in diesen Schöpfungen lebt, ahnen die biederen Philister nichts und machen sich und den deutschen Namen lächerlich vor diesem ganzen Volke, in dem der Straßenkehrer mit Euch vernünftiger und klarer über Kunst zu reden weiß, als bei uns der Commerzienrat.

Und erst das landschaftliche Bild dieser Museen des Todes! Weit in der Ebene zieht sich der Mailänder Friedhof hin, in dieser üppigen lombardischen Ebene, und ganz nahe winkt die endlose Kette der gewaltigen Alpenhäupter herüber, vom ewigen Schnee starrend, in ihrer Mitte der Mont Blanc mit seinen furchtbaren, schreckensvollen Hörnern. In einem stillen, engen Thal, weit abgelegen vom Geräusch der großen

Stadt, zieht sich der genuesische Friedhof hin, langsam ansteigend, die Höhen hinauf, Terrasse über Terrasse. Von den alten, graugrünen Bergen schauen die Forts, die Dörfer und Landhäuser weißglänzend hernieder, der Bach rauscht, die Palmen und Cypressen schütteln ihre Wipfel, berauschend duftet das Blumenparadies, das sich über den Gräbern ausbreitet, und die Stille einer verlassenen Kirche liegt über der Runde.

Kein Kirchhof der Welt aber kommt in seiner Lage dem von Florenz gleich. Man steigt hinauf, die Hügelstraße bis zur Höhe von San Miniato ununterbrochen zwischen berauschend duftenden Rosengärten. Und endlich ist man oben. Welch' ein Bild! Unser Fuß berührt die gewaltigen Festungswerke, von denen aus Michelangelo einst die Freiheit seiner Vaterstadt gegen die Franzosen verteidigte. Und dann senkt sich die Höhe, und endlos liegt das ganze Thal des Arno vor uns, der blitzende Spiegel des Flusses, die Stadt, die sich weithin ausbreitet, aus deren unermeßlichem Häusermeer der schlanke Säulenturm des Rathauses, Brunelleschis riesige Domkuppel, Giottos bunter Marmorturm und hundert kleinere Türme und Kuppeln sich herausheben, die hohen, edel gerundeten Berge, bis auf deren höchste Gipfel sich Städte, Dörfer, Villen hinziehen, die mit der Hand eines Verschwenders über das Land verstreut scheinen: überall das feine, silbergraue Grün der Olivenwälder, die satten Weingärten, die ernsten Cypressenalleen, die prangenden Blumenhaine. — Alles strotzend von Ueppigkeit und Anmut. Von Grab zu Grab, durch die Gitter, über die Mauern huschen scheu die grünen Lacerten mit ihren menschlich-listigen Augen, die Luft ist voll einschmeichelnden, trunken machenden Duftes, weich und zart wie eine Frauenhand. Hier oben zu ruhen die ewige Ruhe! Man meint, es müsse ein Abglanz von all' der blendenden

Herrlichkeit hineindringen in die Finsternis des Grabes, ein leiser Hauch dieses Duftes seinen Weg finden durch die Risse und Rinnen des Erdreichs, und denen, die unten schlummern, einen leichten, merkbaren Reiz dieser erquickenden Schönheit bringen, eine traumhafte, ihre Nerven noch einmal durchzitternde Empfindung, und dieser feine, dem Lebenden kaum merkbare Schauer müsse genügen, ihnen die lange Starrheit erträglich zu machen bis zum jüngsten Tage . . .

Die modernen Italiener.

I.

Was ist es, das den modernen Menschen so unwiderstehlich nach Italien zieht? Was fesselt ihn immer stärker an dieses Land, erfüllt den daselbst weilenden Fremden mit immer reinerer Gemüthsstimmung und gießt harmonische, freudige Ruhe in seine stürmisch bewegte Brust?

Manche werden meinen, das sei in erster Linie die Kunst. Doch das ist ein Irrtum. Viele der größten Meisterwerke, die Bewunderung der Welt, sind heute im Zustand halber Zerstörung, Raphael's und Michelangelo's Fresken im Vatikan zersprungen, verräuchert, von Pfuschern übermalt, verblaßt, zum Teil nur bei außergewöhnlich gutem Lichte unter tausend Schwierigkeiten, mittelst Spiegeln und dergleichen überhaupt erkennbar. Mit vielen der beberühmtesten Bilder von Paolo Veronese u. a. geht es ähnlich. Die Mosaiken in Rom, Venedig und anderen Orten mit ihren unbehilflichen, groben Figuren, die Klexereien der Katakomben und der antiken Aus-

grabungen können jedem Nichtkunstgelehrten, der sie nur vom Standpunkt der Schönheit, der modernen Kunsthöhe betrachtet, nichts als ein Lächeln des Mitleids entlocken. Die Gallerien und Sammlungen sind wohl gewaltig, doch haben wir nicht die mächtigen Museen in Dresden, Kassel, München, Wien, die jenen kaum nachstehn? Ein paar Dutzend Bilder mehr oder weniger: deswegen reist man schließlich noch nicht nach Italien. Und gerade die berühmtesten Schöpfungen der Kunst in Italien lassen den Unbefangenen merkwürdig kalt. Ein fein empfindendes Gemüth kann sich unmöglich erwärmen für den wahnwitzigen, protzenhaften Luxus der Peterskirche, für die Spielereien des Mailänder Doms: eine Viertelstunde im Kölner Dom, in der Nürnberger Sebalduskirche erhebt das Gemüth tausendmal höher und reiner, und gießt ein Gefühl der ästhetischen Wonne in die Brust, wie man es in ganz Rom ähnlich höchstens im Pantheon empfindet.

Also sind es die großen, historischen Erinnerungen? Doch kaum. Welches Land der Welt hätte eine bewegtere, gewaltigere Geschichte als das unsere; wo finden sich mächtigere Reste der stürmischen Vergangenheit als in Deutschland? Wo ist in ganz Italien eine Stelle, da man so lebhaft von der Vergangenheit zu träumen, sich so ganz in dieselbe zurückzuversetzen vermag, wie im Heidelberger Schlosse oder auf der Wartburg? Wo haben sich zum zweitenmale Natur, Geschichte, Kunst zu so innigem Verein zusammengefunden wie hier? Der Palatinische Hügel in Rom, den einst die Paläste der Cäsaren schmückten, ist heut nichts als eine öde, wüste Trümmerstätte mit kläglichen, unscheinbaren Mauerresten, und ich würde lügen, wollte ich sagen, ich hätte dort nur für einen Augenblick eine jener süß-schaurigen Stimmungen empfunden, wie man sich ihrer in Heidelberg, in

Thüringen, am Rhein, in Nürnberg auf Schritt und Tritt nicht erwehren kann.

Dann also ist die Natur die Zauberin, welche die Schleier ihres Reizes hier dichter und dichter um uns webt, daß wir ihr nicht mehr entfliehen können? Zweifellos, es ist ein göttlicher Genuß auf San Miniato zu stehen und mit einem Blicke das üppige, blühende Arnothal zu umfassen. Was aber käme eine Wanderung gleich durch einen taufrischen deutschen Laubwald, das Schwarza- oder Bodethal, einer Fahrt auf dem Rhein zwischen den ruinengekrönten Hügeln, einem Blick über die grüne, schwellende, segelbesäete Nordsee, oder der ernsten Pracht eines unserer bayerischen Alpensee'n, in deren dunkler Flut sich die eisgepanzerten Bergriesen spiegeln? Von jenen dämmernden, zarten, in einander fließenden Farbentönen weiß die grelle, italienische Sonne nichts, die oft erst untergehen muß, um über einzelne Gebiete, zum Beispiel das römische Forum, die rechte Stimmung zu verbreiten. Viele der conventionellen Entzückungen schwinden vor dem nüchtern unbefangenen Blick wie Märchen zusammen. Die Engelsburg macht auf allen Bildern einen wahrhaft poetischen und romantischen Eindruck: in Wirklichkeit ist sie ein langweiliger, ungegliederter, schmutziger Steincylinder. Die vielberühmten Osterien hinter Ponte Molle sind öde, schmutzige Wirtschaften, und hier, wie in der ganzen Campagna muß man fußtief durch den dicksten Staub waten. Die märkischen Sandwüsten sind bei weitem nicht so schlimm. Nirgends in der Welt hat die conventionelle Mode, das Vorurteil der Ueberlieferung im verhimmelnden wie im schlimmen Sinne so viel Unheil angerichtet, wie bezüglich Italiens, und der unbefangene Wandrer hat auf Schritt und Tritt die größten, hartnäckig weitergepflanzten Irrtümer aus seinem Kopfe aus-

zurotten, um zuletzt Italien so zu sehen, wie es ist.

Für mich wenigstens ist dasjenige, was man unter den Reizen Italiens meistens zuletzt anführt, ja oft gar nicht beachtet, gerade die Hauptsache. Der Charakter der Menschen, welche dies Land bewohnen, ist seine höchste, seine eigentliche Schönheit; sie sind es, die mich immer wieder dahin zurückziehen und ewig den Wunsch in mir wach halten werden, mein ganzes Leben in diesem Lande zu verweilen. Das ist der Punkt, in dem Italien Deutschland um ein gewaltiges übertrifft. Diese Menschen! Wer nicht ganz in unserer schweren nordischen Luft verbiert und veralkoholisirt, nicht ganz am Skattisch zum Philister geworden ist, muß sich unter ihnen wie von einem schweren Alp befreit fühlen, wie erlöst aus einem dumpfen, lähmenden Traume.

Welch unglaubliche Vorurtheile und falsche Ansichten herrschen aber auch bezüglich dieses Punktes bei den Gebildetsten unter uns! Die beiden Quellen, aus denen wir in der Regel unsere Belehrung und Anschauung über Italien und die Italiener schöpfen, sind Goethes Reiseschilderung und Heyses Novellen, denen unzähliche andere Schriftsteller gedankenlos nachgebetet haben. Was Goethe betrifft, so sind seit dessen Italienfahrt hundert Jahre vergangen — und wir brauchen nur uns selbst im Spiegel zu betrachten, um zu wissen was hundert Jahre aus einem Lande, einem Volke machen können. Wo ist heut das Volk der Philosophen und Träumer, das Land der Metaphysik, der Duodezstaatelei und des Bruderzwistes? Goethes Reiseschilderung wird für ewig ein Kunstwerk ersten Ranges bleiben, ein historisches Document, sie zu lesen, einer der höchsten litterarischen Genüsse: den Anspruch auf Coursfähigkeit hat sie verloren.

Und die Novellen Heyses und seiner Schule? Es thut mir leid, aber es muß gesagt werden: sie sind sammt und sonders eine Fälschung. „Eine schöne!“ Eine Fälschung nichts desto weniger. Diese Dichter zogen über die Alpen, verletzt von dem vielen Rohen, Abstoßenden, Harten in der Heimat, im Herzen das glühende Verlangen nach Schönheit, Harmonie, heiterer Ruhe, voll ungestillten Liebesdurstes, voll Sehnsucht nach üppiger Sinnenglut und Leidenschaft, nach Alledem, was sie daheim nicht gefunden, mit dem Vorsatz ein Land zu entdecken, das all dieser Reize voll war, ein Land ohne die Kämpfe des sozialen Lebens, die rauhen Gegensätze, das eigensüchtige Hasten der Heimat nach Gewinn. So sahen sie die Sache von vornherein durch eine gefärbte Brille, durch die ihnen Alles erschien, wie sie es sehen wollten: sie sahen in Italien nur ein märchenhaftes Hesperien, in dem unter ewig blauem Himmel die Männer, die Mädchen keine andere Beschäftigung hatten, als von früh bis Abend zu lieben, zu schwärmen, zu malen, zu tanzen und zur Mandoline zu singen, in dem Eifersucht und Verlangen allein die Herzen bewegten, und jeder niedere Trieb, jede Sorge um das materielle Wohl von vornherein ausgeschlossen war*). Von ähnlichem ist in Wirklichkeit keine Rede.

Der vorzüglichste Stolz der heutigen Italiener ist, moderne Menschen zu sein und als solche zu

*) Es ist gewiß charakteristisch, daß Heyse, der I.alien so viel behandelt hat, in diesem Lande selbst als Dichter fast unbekannt ist, und von den wenigen, die ihn dort kennen fast wegwerfend beurtheilt wird. Und dabei muß man die Eitelkeit des Italieners kennen, wenn es sich um die Verherrlichung seines Landes durch einen Fremden handelt! den wahren Typus des italienischen Bauern hat Manzoni in den Verlobten gezeichnet, ihm gegenüber sind die Heyse'schen Gestalten geschminkte Bücherfiguren.

gelten. Nichts hören sie lieber als dieses Lob; in Kunst, Wissenschaft, Technik, überall ist es ihr erstes Streben, „modern" zu sein, den Geist der Zeit zu erfassen und darzustellen. Das geht bis zur Phrase, bis zur Selbstberauschung an dem Worte, das oft genug Mängel und Flüchtigkeiten zudecken muß. Alles, was an das „Mittelalter" erinnert, verfolgen sie mit einem nicht selten übertriebenen Haß, das bloße Wort regt sie auf. Niemand ist so stolz auf die große historische Vergangenheit des eigenen Landes wie sie, sie betrachten sich als die directen Nachfolger Julius Cäsars, Michelangelos, Raphaels, Macchiavellis, aber niemals darf der Name, der Ruhm, das Werk, die Anschauung derselben zur Fessel für die Modernen werden, die, wie sie glauben, am treuesten im Geiste der Ahnen arbeiten, wenn sie dem Geiste ihrer eigenen Zeit folgen und dienen, so wie jene es bei ihren Lebzeiten gehalten. Die schönste Tugend der heutigen Italiener ist ihre tiefe und aufrichtige Liebe zu dem geeinigten, gemeinsamen Vaterlande, das sie sich nach schweren Kämpfen errungen durch Energie, Klugheit und Glück. Das Vaterland ist ihr höchster Gedanke, die Wiedervereinigung der italienisch sprechenden Gebiete, die noch unter fremden Sceptern sind, mit dem gemeinsamen Vaterlande das höchste Ziel Aller. Mit der Kleinstaaterei, dem Jahrhunderte langen, am innersten Mark des Volkes fressenden Uebel, haben sie mit staunenswerther Energie aufgeräumt; sie wissen, daß das einige Italien allein im Stande ist, eine Weltmachtstellung in der Welt einzunehmen, einen geachteten und gefürchteten Platz zu behaupten, und darum ist dies der Mittelpunkt ihres ganzen Strebens. Einzelne Städte haben ohne Zweifel durch diese politischen Wandlungen ganz empfindlichen materiellen Schaden erlitten, so Venedig, Turin, Florenz: aber auch der Aermste daselbst wagt nicht, dies zu bedauern,

er will gern einen Schaden erleiden, wenn nur das Ganze, das Vaterland gewinnt. Ich möchte keinen Florentiner fragen, ob er wollte, daß Rom dem Papst zurückgegeben und die Residenz wieder an den Arno verlegt werde. Er würde diesen Gedanken mit Entrüstung von sich weisen. Und doch war es die Verlegung der Residenz, der Florenz seinen Bankerott verdankte. Bis zu dieser Höhe der politischen Reife ist das italienische Volk aus sich selbst gelangt. Fragt einmal nach, wie es in Cassel oder Hannover aussieht! In allen diesen Dingen entwickeln die Italiener eine hohe Schneidigkeit. In den Gemeinderäthen einiger Städte widersetzten sich die Anhänger der kirchlichen Partei der nationalen Bewegung: bei den nächsten Wahlen waren ihre Mehrheiten wie weggeblasen, nur in Rom vermochten sie sich noch zu halten, wo beinah jeder dritte Mensch ein Priester ist und fast so viele Kirchen sind als Wohnhäuser. Man muß aber dabei nicht vergessen, daß die kirchliche Partei in Italien nicht wie in Deutschland die Einigung des Landes anerkennt, sondern die früheren Zustände wiederherstellen will. — Von der Verwilderung unter der alten Herrschaft macht man sich kaum eine Vorstellung. Kein Reisender war seines Lebens sicher. Mit unwiderstehlicher Energie räumten die Italiener hier auf, bis in ihre verstecktesten Schlupfwinkel folgten die tapferen Carabinieri dem Räubergesindel, und heute giebt es in Italien keinen Banditen mehr. In Neapel und Unteritalien ist allerdings die Hand der Camorra noch mächtig, jener gefürchtete Geheimbund, der durch Erpressungen und Drohungen alle öffentlichen und privaten Verhältnisse unsicher macht. Allein der furchtbare Druck, unter dem diese Landestheile gestanden, erklärt diese Erscheinung zur Genüge, und allgemein ist das Streben, mit dieser inneren Gefahr gründlich aufzuräumen. Ich bin

sicher, daß auch dies in einigen Jahren gelungen sein wird.

Die Pflicht, moderne Menschen zu sein, fassen die Italiener auch in religiöser Hinsicht energisch auf, wenn auch hier oft in einer Form, die in Deutschland bei unseren althergebrachten Sitten und Gewohnheiten, vielleicht Kopfschütteln erregen wird. Die gebildeten Stände glauben an den heiligen Franc, und sonst an nichts. Der Haß gegen das Papstthum führt sie zur Abneigung gegen alle positive Religion, sie sind Freidenker reinster Art: Freiheit, Vaterland und Familie sind ihre höchsten Ideale. Ihr Entsetzen vor Allem, was sich geistlich nennt, überschreitet nicht selten alle Grenzen und schlägt bisweilen ins Komische um der Glaube der unteren Stände, des Landvolks, ist hinwieder ein ganz grober Materialismus in religiösen Formen. Wenn der Ortsheilige nicht Sonne oder Regen schickt, je nachdem man sie erfleht, so führt man ihn aus der Kirche, hebt ihm die Kleider auf und walkt ihn kräftig durch. Nur in einzelnen Familien der hohen Aristokratie hält man streng auf gewissenhafte Ausübung der religiösen Vorschriften, besonders unter den Damen; doch muß hier der Glaube auch häufig zum Deckmantel politischer Zwecke dienen.

Auch in Wissenschaft und Kunst strebt man, auf allen Gebieten nach Möglichkeit modern zu sein, nur muß das Wort Ersatz bieten für manche Unreife und Nichtigkeit des Werkes. Von ihren alten herrlichen Palästen, den malerischen engen Gassen so mancher Stadt sprechen sie mit Achselzucken und zeigen dem Fremden mit dem höchsten Stolz eine breite, schnurgerade Avenue mit eintönigen modernen Häusern, in der die frische Luft besser cirkuliren kann. Das Ideal der heutigen Venetianer ist thatsächlich die Zuschüttung des Canale Grande

und die Anlegung einer Straße nach dem Festland. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich in ganz Italien, als Herr Hermann Grimm und einige andere deutsche Professoren den Römern die Niederlegung gewisser alter ungesunder Stadtviertel und die Errichtung gesunder neuer breiter Straßen und luftiger Wohnhäuser aus ästhethischen Gründen untersagen wollten. Lieber eine gesunde Miethskaserne als eine malerische Pesthöhle, denkt der Italiener. Was fürwahr, was hätten wir Berliner einem römischen Archäologen erwidert, der uns die Niederlegung der Königsmauer und den Aufbau der Kaiser-Wilhelmsstraße hätte untersagen wollen? Das Wohl der Gesammtheit steht dem Italiener höher, als das höchst zweifelhafte ästhetische Wohlgefallen einiger überspannten Fremden, denen Alles schön dünkt, was nur recht viel Rost und Schimmel angesetzt hat. In der Kunst ist es namentlich das heutige Frankreich, dem sich Italien anschließt. Denkmäler berühmter Männer mit allegorischen Gestalten zu schmücken ist aber in der modernen Plastik Italiens fast völlig aus der Mode gekommen, man will keine Gestalten mehr schaffen, an deren Wahrheit man nicht mehr glaubt. Um so eifriger verziert die Plastik die Gräber der Todten mit den Bildern derselben in ihrer modernen Leiblichkeit, ihren alltäglichen Gewändern, inmitten ihrer gewohnten Beschäftigung. Malerei und Romandichtung sind fast völlig der Darstellung des zeitgenössischen Lebens in realistischen Formen gewidmet, und in der Musik ist Richard Wagners Einfluß allgemein zur Geltung gekommen. In der Rechtswissenschaft hat sich eine neue Schule gebildet, unter Lombrosos Führung, die sich immer zahlreichere Anhänger erwirbt. Sie steht völlig auf dem Boden der heutigen Naturwissenschaft, sie sieht in dem Verbrecher vorzugsweise einen Unglücklichen, dessen freier Wille durch physische

Einflüsse und äußere Verhältnisse zum Verbrechen getrieben wird, und verlangt, daß man einen solchen als Unzurechnungsfähigen behandle, daß man die Gesellschaft vor ihm schütze, ohne ihn für Dinge zu züchtigen, zu denen er ohne eigne Schuld getrieben ward, daß man die Gefängnisse vermindere und die Irrenanstalten vermehre. Die Philosophie schließt sich ganz den modernen Bestrebungen an, welche diese Wissenschaft vermittelst der heutigen Naturerkenntniß umzugestalten streben, Herbert Spencer ist der Mann dem die nach geistiger Entwickelung ringende Jugend folgt. Die Naturwissenschaften blühen, Chemie und Physik beherrschen den Tag, der natürlichen Erklärung der heiligen Geschichte sucht man auf dem Wege der modernen geschichtlichen Kritik nahe zu kommen, man schwört auf Renans Fahne. Die älteren, klassischen Dichter sucht man im Verständniß der Gegenwart zu erhalten, durch neue Ausgaben in der heutigen Schreibart, man sucht nicht wie bei uns ein besonderes Verdienst in der strengen Bewahrung ihrer veralteten, unverständlichen Orthographie. Kein Volk der Welt ist so stolz auf den historischen Ruhm seiner großen Männer, und weiß sie so pietätvoll zu ehren, keines aber versteht so gut wie das italienische zu verhindern, daß die Vergangenheit sich als Kette um die Schwingen der Gegenwart lege.

Dem modernen Italiener ist jede Spur von romantischer, gefühlsseliger Schwärmerei durchaus fremd. Er ist von Grund aus ein nüchterner, klar denkender, positiver Mensch, der sich keinerlei träumerischen Illusionen hingiebt, sondern die Sachen stets zu sehen bemüht ist, wie sie wirklich sind. Sein Auge ist so trocken, strahlend, klar und warm wie die Luft seines Landes. Die Träumer und romantischen Schwärmer gedeihen nur in der feuchten, nordischen Nebelluft, in der die Umrisse der Dinge

sich nicht scharf abgegrenzt herausheben wie im Süden, sondern in einander verschwimmen, sich fortwährend zu verändern scheinen und für Zeiten ganz entschwinden. Unsere, sich über sich selbst unklaren, ziellos die Brust durchwogenden Leidenschaften sind ihm fremd, er ist sich stets genau dessen bewußt, was er will, sein Denken ist stets ein konkretes, practisches, an der Wirklichkeit der Dinge haftendes. Bei keinem Volke ist in der Politik das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes so systematisch entwickelt, wie bei ihm. Die Italiener thun so wenig als möglich, sie lassen sich überall schlagen und erlangen durch geschickte Benutzung der politischen Constellation stets die größten Vortheile, denn sie wissen immer unter dem Baume zu sitzen, von dem gerade der Apfel herunterfällt. Kein Volk versteht so meisterlich mit dem Säbel zu rasseln und sich als Großmacht zur Geltung zu bringen. Wie im Mittelalter sind sie noch heut die vorzüglichsten Rechner und Kaufleute. An der ganzen Ostküste des mittelländischen, am rothen Meere ist der Handel in italienischen Händen. Noch heut sind seit der Renaissance alle gebräuchlichen technischen Ausdrücke des kaufmännischen Lebens italienisch: Conto, Strazze, per Cassa, Damno, Discont, Lotto u. s. w. Meisterlich wissen sie mit wenigem Haus zu halten und es durch geschickte Verwendung zu vermehren. Der großartige, ins Weite tragende speculative Blick des Engländers, der Entwurf riesiger Unternehmungen fehlt ihnen allerdings, denn hier hat der Engländer die Mischung der germanischen Kühnheit und der romanischen zähen Klugheit dank seiner Abstammung voraus; im Kleinen aber giebt es keine geschickteren Rechner als die Italiener. Die großen Handelsstädte des Mittelalters, Venedig, Pisa, sind freilich todt — Genua aber blüht nach langer Dürre wieder glänzend auf und wird von Tag zu Tag schöner, größer,

reicher. Schon hat es Marseille einen guten Theil seines Handelsverkehrs zu entreißen gewußt, der Strom der ganzen südlichen Auswanderung geht hier durch, der ganze Handel nach Nordafrika und Westasien sammelt sich hier. Aehnlich wird Mailand der Mittelpunkt der Seidenfabrikation, schon heut eine der reichsten Städte, ist es noch immer in riesigem Aufschwung begriffen. Auf diesen beiden Städten beruht die materielle Zukunft Italiens. So gute Rechner sie sind, so fleißige und intelligente Arbeiter, ruhig, geschickt, solid, mit festem Blick und sicherer, leichter und schneller Hand. Bei Berg- und Minirarbeiten bevorzugt man sie wegen ihrer Unerschrockenheit und Gewandtheit. Sie klettern an steilen Wänden empor wie Gemsen. Im Kunstgewerbe haben sie es außerordentlich weit gebracht, ihre Holzschnitzereien, Glasbläsereien, Metallarbeiten, Emailles, Terracottawaaren machen ihnen in solcher Zierlichkeit und Leichtigkeit nur die Pariser nach. Selbst der gewöhnliche Arbeiter ist mit einem oft staunenswerthen natürlichen Geschmack begabt. In der Steinplastik, in der reizenden, lebensprühenden, witzigen Darstellung für den Salon bestimmter Statuetten übertreffen sie Alle. Dabei sind sie anspruchslos, ausdauernd, bescheiden. Vorzügliches leisten sie in der Glas- und Steinmosaik, die besonderes Geschick und guten Geschmack verlangt.

Der Unterschied von Arm und Reich ist in wenigen Ländern der Welt ein so gewaltiger wie hier. In demselben Lande, in dem Tausende armer Menschen kein anderes nächtliches Obdach haben als die Vorhallen und Säulengänge der Kirchen, giebt es Aristokraten von unermeßlichem Reichthum, deren Besitz halbe Provinzen umfaßt. Doch wie schon im alten Rom der Grundsatz Noblesse oblige mit bewundernswürdiger Großartigkeit durchgeführt war

und die vornehmen Geschlechter ihren Stolz darein setzten, dauernde Werke zum Nutzen der Allgemeinheit zu schaffen, Bauten, Canäle, Straßen, so macht die moderne italienische Aristokratie noch häufig von ihren Reichthümern einen außerordentlich generösen Gebrauch zum Nutzen der Gesammtheit. Wo es ein großartiges, öffentliches Werk gilt, ist sie stets mit vollen Händen dabei. Als der Hafen von Genua sich zu klein erwies, und die Anlage eines neuen sich als unbedingt erforderlich herausstellte, es der Stadt aber unmöglich war, die Summe von 50 Millionen Francs aufzubringen, spendete ein Mitbürger, der Herzog von G., allein die Hälfte, und seine Gemahlin errichtete nicht lange darauf, als ein neues Hospital fehlte, ein solches mit dem Kostenaufwande von vierzig Millionen. Die Fassade des gewaltigen Florentiner Domes, welche fünf Jahrhunderte nicht zu Stande gebracht, sollte endlich in unseren Tagen vollendet werden: einige vornehme Famlien übernahmen sie, die Besitzer der Marmorwerke hielten es für ihre Pflicht, bei einer solchen nationalen Ehrensache auf Gewinn zu verzichten, und so ward das Riesenwerk mit der winzigen Summe von 900 000 Francs zu Stande gebracht. Italien ist ein armes Land verglichen mit dem heutigen Deutschland — wo findet sich bei uns solche Aufopferung für das allgemeine Beste? Wir haben gelernt Geld zu verdienen — zu lernen, es rühmlich zu verwenden, steht uns noch bevor. Gerade unsere Reichsten stehen in dieser Hinsicht noch auf einem kleinlichen Standpunkt. Der Amerikaner gaunert und schwindelt sich seine Millionen zusammen — hat er sie aber, so stiftet er Universitäten, Bibliotheken, Museen auf seine Kosten. Er erwirbt als Gauner und giebt aus als Gentleman. Darin liegt wenigstens noch Rasse.

Was aber den Hauptvorzug des Italieners ausmacht, das ist seine ans Fabelhafte grenzende Mäßigkeit. Ausschreitungen im Essen oder Trinken kennt er nicht. Der herrlichste Wein wächst in ganz Italien sozusagen auf der Straße, doch nie habe ich im ganzen Lande einen Betrunkenen gesehen, und ich kenne Italien im rauschendsten Festgewand, wo alle Welt Tage lang auf den Gassen war und die Verlockung zum Schwelgen näher lag als je. Ungemischten Wein trinkt der Italiener fast nie, ich habe viele gesehen, die sich sogar Wasser ins Bier gossen. Ein Betrunkener ist für den Italiener kein Mensch mehr, sondern ein Schwein, das er verabscheut. Bei einer Tasse Kaffee, einem Glase Eis sitzt er oft Stunden lang, in harmlosester Heiterkeit, bei artigster Laune in übermütiger Gesellschaft und läßt einen Scherz den anderen jagen. Jede Ausschreitung ist ihm tief verhaßt, der Sinn für Ordnung, Ruhe, Mäßigkeit in außerordentlichem Grade angeboren. Ich habe oft stundenlang bei großen Festen inmitten der dichtesten Massen von Zehntausenden gestanden: niemals die geringste Spur eines Gedränges; ein einziges warnendes „non spingere!“ unterdrückt auch den leisesten Versuch. Mit der in Italien eigenen Unpünktlichkeit finden bei solchen Festen Türenöffnungen und dergleichen oft Stunden später statt als sie angekündigt sind: niemals die Spur zwecklosen Drängens, Lärmens, Stoßens — man wartet eben geduldig und vertreibt sich die Zeit mit Singen und Scherzen. Einer Frau wird inmitten der dichtesten Masse unwohl — auf der Stelle bildet sich, Niemand weiß wie, eine Gasse, und man läßt die Arme hinausgehen. Die Wagen fahren mitten durch die dichteste Menge, doch nie geschieht ein Unglück. Und dazu bedenke man die Enge der italienischen Gassen! Ein rohes Wort fällt höchst selten, höchstens ein beißender Witz, den sich der Italiener

nicht leicht „verkneift." Ein Exceß fällt nie vor. Polizisten sind weit und breit nicht zu sehen. Wozu? Es geschieht nichts Unrechtes. Der Begriff des Pöbels existiert hier nicht. Du bittest als Fremder um irgend eine Auskunft. Man erteilt sie Dir mit unvergleichlicher Liebenswürdigkeit. Der Eckensteher hat die Manieren, die Bewegungen eines Aristokraten, ja oft die eines vollendeten Schauspielers: breite, runde Armbewegungen, eine ausdrucksvolle, klare Sprachweise; man merkt ihm förmlich das Bestreben an, edle, freie und schöne Worte zu finden, er bemüht sich, darin zu schwelgen, und scheint sich selbst am Wohlklang der Worte zu erfreuen.

Ans Unheimliche grenzt die Bedürfnislosigkeit des niederen Volkes. Der venetianische Arbeiter erhebt sich früh von seinem Lager, nimmt ein Stück kalte Polenta zu sich, und schuftet dann den ganzen Tag. Des Abends auf dem Heimwege kauft er sich bei einem fliegenden Händler einen gebratenen Tintenfisch, trinkt ein Glas Cocosmilch dazu, und ist befriedigt. Nur bei solcher Bedürfnislosigkeit und Mäßigkeit ist es zu verstehen, daß ein alter Arbeiter, der Frau und Kind hat, mit 2 Francs Tagelohn auskommen kann, denn das ist schon ein sehr hoher Satz. Viele verdienen nicht mehr als 40—50 Centimes den Tag. Diese Mäßigkeit hat ja zum guten Teil ihren Grund in den klimatischen Verhältnissen, der Trockenheit der Luft, der deutsche Arbeiter bedarf ohne Zweifel von Natur aus mehr Fleisch und Alkohol als der italienische: allein Sitte, Cultur und Wille tragen ohne Zweifel auch das ihre dazu bei. Auch jene Ordnungsliebe, naive Fröhlichkeit und Gesittung beruht sicherlich in den natürlichen Verhältnissen der Länder, am meisten aber wohl auf dem Überwiegen der Landwirtschaft über die Industrie. Bei einiger Arbeit spendet der herrliche Boden in Fülle Wein, Getreide und Oel,

und gerade in den üppigsten Strichen des Landes, in der Lombardei und Toscana, findet sich jene Höflichkeit des Wesens am stärksten ausgebildet. Die Industrie hat in Italien nur eine sehr beschränkte Herrschaft, und sie ist wie überall das verrohende Element, mit ihrem Dampf, ihrem Lärm, ihrem Überwiegen der mechanischen, maschinellen Thätigkeit, ihrem Schmutz, sie ist die Mutter des Pöbels, und zwar des niedern wie des höheren.

Trotz der großen Vermögensunterschiede ist in Europa vielleicht nirgends das soziale Gleichheitsgefühl so herausgebildet wie in Italien. Von jener Brutalität nach unten, jener Kriecherei nach oben wie in andern Ländern ist hier nichts zu bemerken. Das Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten ist das beste und freundlichste, ohne daß die letzteren die Grenze der Schicklichkeit zu überschreiten wagten. Ständehochmut, eingebildete Vorrechte der Offiziere oder Beamten giebt es hier nicht. Von einer für unsere Begriffe unfaßbaren Gemütlichkeit ist das Verhältnis zwischen den Herrschern und der Bevölkerung. Ich habe oft genug gesehen, wie man den Wagen des Herrscherpaares anhielt, das Volk auf die Räder, die Trittbretter, den Kutscherbock stieg, um dem König die Hand zu drücken, die der Königin zu küssen. Kam das Gefolge und wollte die Andrängenden entfernen, so schob man es einfach bei Seite, mit den Worten: „Was wollt ihr? Ist dies nicht unser König so gut wie der eure? Haben wir nicht dasselbe Recht, ihm die Hand zu reichen wie ihr? Was seid ihr besseres?“ Gegen diese Logik war nichts zu machen. Und der König, ohne eine Spur von Zorn, reichte lächelnd seinen stürmischen Unterthanen die Hand, freute sich ihrer Versicherung, wie lieb sie ihn hätten, und bat höchstens, ihm nicht den Rock zu zerreißen. Dann gab man den Weg frei, der Wagen fuhr

weiter, ohne daß ein Unglück geschehen wäre, ohne daß ein Polizist gewagt hätte, die freiwillige Huldigung zu hindern. Man ist gewohnt, den Kellner, den Arbeiter wie einen sich gleichgestellten zu behandeln, ihn den sozialen Rangunterschied so wenig als möglich fühlen zu lassen, man ehrt auch im Niedersten den Menschen, und diesem thut solches Entgegenkommen wohl, er vergilt es durch feines, höfliches Benehmen, fern von Uebermut und Dreistigkeit, ohne seinerseits selbst den Abstand zu vergessen. Ein natürliches, angeborenes Gefühl für Schönheit und Anmut wohnt auch dem Geringsten inne, der Ausdruck des echt romanischen Formgefühls, welches dem Germanen fast gänzlich abgeht. Er äußert sich in eleganten, oft theatralischen Bewegungen und Redewendungen, in dem natürlichen Geschmack, in der Kleidung, in der außerordentlichen Geschicklichkeit in der Anordnung von Festlichkeiten, Verzierungen, in einem ungewöhnlich kritischen Verständnis für künstlerische Leistungen. Wie oft habe ich mich mit Straßenjungen über die Schönheit einer Dekoration, eines Straßenbildes unterhalten, und Alles, was sie sagten, hatte Hand und Fuß. Auch niedere Leute aus dem Volke wissen meist genau Bescheid mit den Kunstwerken ihrer Stadt, mit den großen Männern, welche den Weltruhm derselben gegründet, und verstehen sehr vernünftig darüber zu reden, wenn auch die famosen Gondolieri Venedigs, welche ganze Gesänge Tassos auswendig wissen sollen, ins Reich der Fabel gehören. Die Aufseher in den Gallerien sind aber oft halbe Gelehrte. Im geschmackvollen Arrangement von Festlichkeiten thut es den Italienern Niemand nach. Sie lieben die Glätte und Schönheit der Form, die Lebhaftigkeit der Darstellung bis zur Uebertreibung, die tiefsten Gedanken berühren sie nicht, wenn sie im mangelhaftem Stil, in unabge-

schlossener Form dargeboten werden. Darum können sie sich so schwer mit der deutschen Poesie und Wissenschaft befreunden, in denen der Inhalt so oft die Form sprengt, und bevorzugen in ihr diejenigen Dichter und Denker, deren Darstellung vor Allem eine plastische, abgeschlossene, elegante ist, Goethe, Heine, Schopenhauer. Es ist aber eine thörichte Anmaßung, den italienischen Gelehrten deswegen tiefe Kenntnisse abzusprechen und sie der Oberflächlichkeit zu beschuldigen. Von unserem in Italien sonst hochverehrten Mommsen wird erzählt, daß er sich so einmal selbst eine Falle gegraben, da er in einer gelehrten Gesellschaft den italienischen Collegen rundweg die eingehende Kenntnis des Griechischen abgesprochen. Ein italienischer Professor erhob sich darauf zu einem feinen Toast auf den deutschen Gelehrten in altgriechischer Sprache, den ein anderer sofort auf neugriechisch wiederholte. Der deutsche Gelehrte mußte darauf seinen Irrtum zugeben.

Mit jenem Sinn für Ordnung, Höflichkeit und Mäßigung geht ein gewisses schönes Gefühl des persönlichen Selbstbewußtseins Hand in Hand, das der Italiener wenigstens äußerlich vortrefflich zu bewahren weiß. Ob er Dir mit Grazie den dreifachen Wert eines Gegenstandes abfordert, eine gefälschte Antike aufredet, seine zwei Centesimi Trinkgeld einstreicht oder Dich um den Stummel Deiner Cigarre anbettelt: er wird immer die Würde und Pose eines Aristokraten bewahren. Alle Italiener sind geborene Politiker, zumal die Jugend; wenn man sie hört, meint man, das Schicksal Europas liege in ihrer Hand. Fast ausnahmslos sind sie vortreffliche Redner und beherrschen die Kunst der Antithese, des scharf zugespitzten Schlagworts, der blendenden Phrase meisterhaft, sie wissen dramatisch zu agieren und eine prächtige Haltung zu bewahren. Sie sind alle geschworene Republikaner, das Wort „Freiheit“

elektrisiert sie. Mit der Dynastie verbinden sie keine andere als persönliche Bande, man liebt den Nachkommen Victor Emanuels, der so viel für die Einigung und Neuordnung des Landes gethan, den vortrefflichen, edlen und freisinnigen Menschen Umberto. Die romantisch-poetische Auffassung von Herrscher und Volk, wie der Germane sie kennt, fehlt dem Italiener, er ist im besten Falle Vernunftsmonarchist.

Ueber die Schönheit der Italiener und Italienerinnen wird viel gefabelt. Der schönste Männerschlag ist in Toscana, die schönsten Frauen hat Bologna und nach dem Genua, herrliche, kräftige Gestalten. Florentinerinnen und Römerinnen enttäuschen im Allgemeinen. Zumeist erhält sich die Schönheit nur bis gegen Ende der zwanzig, dann tritt gewöhnlich unförmliche Korpulenz ein, der Körper wird weich und schwammig, auf der Oberlippe entwickelt sich ein kräftiger Schnurrbart; nach dem ersten, zweiten Kinde tritt rascher Verfall der Schönheit ein. Die alten Frauen haben nicht selten etwas geradezu hexenhaftes an sich. Weit verbreitet ist der Irrtum, als gäbe es in Italien gar keine Blondköpfe. Man trifft ihrer sehr häufig, namentlich in der Lombardei, es ist das Erbteil des germanischen Blutes, das seit dem Mittelalter in ihren Adern rollt. Der Typus der Venetianerinnen zeigt das lodernde Rot Tizians. Allgemein ist die Anwendung von Puder, selbst bei Mädchen aus dem niederen Volke und Kindern, und der zarten Haut der Venetianerinnen verleiht er nicht selten einen fast transparenten Glanz. Auch die Schminke ist selbst bei Mädchen aus dem Volke beliebter als man wünschen möchte.

Höchst unrichtige Vorstellungen macht man sich meist von der Moralität der Italiener. Nichts berechtigt zu der Annahme, daß das italienische Familienleben weniger innig sei, als das deutsche: das Ver-

hältnis von Eltern und Kindern ist dort genau so innig, die harmlos gemütliche Geselligkeit unter den Familien genau so groß wie bei uns. Ja, man lebt nur im Hause, fast niemals besuchen ganze Familien die Wirtshäuser — höchstens die Cafés, aber auch dann meist ohne die Kinder. Die letzteren, besonders die Mädchen, genießen in Italien überhaupt viel weniger Freiheit, werden viel strenger gehalten als bei uns. Die Eltern sind sehr streng in der Zulassung fremder junger Männer, und von Vergehen junger Mädchen hört man äußerst selten. Auch die Mädchen aus dem Volk achten sehr auf sich und sind sehr zurückhaltend. Alles, was die deutschen Novellisten in dieser Hinsicht anders fabeln, ist barer Unsinn. Die Vertreterinnen gewisser Gewerbe, die man nicht nennt, sind meist Dalmatinerinnen, Piemontesinnen u. s. w. Auf den Straßen wird nach dieser Richtung wenigstens in Oberitalien der höchste Anstand bewahrt, ein viel besserer als leider meist in Deutschland. Das ist einer der wenigen Punkte, in denen die italienische Polizei nicht mit sich spaßen läßt.

Auch bezüglich des Verhaltens der verheirateten Frauen macht man sich sehr falsche Vorstellungen. Es giebt in Italien leichtfertige und vortreffliche, gerade wie überall. Das Muster einer gleich vortrefflichen italienischen Gattin, Mutter und Patriotin hat kürzlich Mantegazza in einem kleinen Büchlein „la mia mamma“ höchst anziehend geschildert. Die Italienerin weiß ihre Schönheit durch elegante Kleidung vortrefflich zu heben, sie entwickelt gern großen Luxus darin, besonders auf Festen und im Theater, und der ihrer Rasse angeborene Geschmack weiß sie stets vor der Grenze der prunkhaften Uebertreibung zu bewahren, obwohl sie lebhafte und glänzende Farben liebt. Unsern beliebten deutschen Mittelfarben begegnet man in Italien wenig. Alles

ist tief und satt. Die Männer wenigstens der mittleren Klassen, sind dagegen für elegante Erscheinung fast gleichgiltig, sie gehen an Festtagen in karrierten Anzügen und hassen jeden Schmuck, die meisten tragen nicht einmal Trauringe.

Was daher den Fremden so innig an Italien fesselt und dem Aufenthalt daselbst den höchsten, sich täglich erneuenden Reiz verleiht, ist die freie Ungebundenheit und Zwanglosigkeit des Lebens im Verein mit den feinen Verkehrsformen der Menschen. Jeder lebt, beschäftigt sich wie er will, ganz nach eigenem Gefallen, keiner bekümmert sich um den Anderen stört fremde Kreise, kein Klatsch verfolgt ihn, ob er sich bescheiden oder üppig halte, keine bornierte Philisterhaftigkeit schaut ihm täglich in die Suppentöpfe, bekrittelt die Falten seines Rockes, die Gewohnheiten seiner Tageseinteilung, Niemand äfft ihm nach, verspottet ihn wegen seiner Sitte, seiner mangelhaften Aussprache, Jedermann begegnet ihm mit der höchsten Liebenswürdigkeit, Alles bemüht sich ihm den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, nirgends begegnet er einer Grobheit, nirgends pöbelhaften Ausschreitungen, Alles ohne Ausnahme verkehrt mit ihm in den gewähltesten Formen, er lebt in einem Volke, daß mäßig ist in seiner Freiheit und frei durch seine Mäßigkeit.

Natürlich, Engel giebt es nirgend auf Erden, und die Italiener haben ihre Schwächen ebenso gut wie jedes Volk. Den an die stramme Haltung, die schneidige Exactheit unserer Soldaten gewöhnten Deutschen muß der schlaffe Schritt der italienischen, die Laschheit in der Ausführung der Commandi zweifellos befremden, wie denn Promptheit und Pünktlichkeit überhaupt nicht sehr verbreitet sind — er muß den Kopf schütteln, wenn er die Offiziere den ganzen Tag Terrainstudien in den Kaffeehäusern machen

und die schwachen Verteidigungspunkte schöner Frauen auskundschaften sieht, und er wird sich vielleicht leiser Besorgnisse für unsere verehrten Bundesgenossen nicht entschlagen können, zumal wenn er sieht, wie lieb die Italiener im allgemeinen ihre eigenen Körper haben und bei dem leisesten Windhauch, bei dem freundlichsten Sonnenstrahl dicke Tücher um ihren Hals knüpfen. Der Hals ist eine besondere heikle Stelle am Körper der Italiener, die überhaupt gegen die Schwankungen des Wetters viel empfindlicher sind als man gewöhnlich glaubt. Am wenigsten vertragen sie seltsamer Weise die Wärme, unter der sie mehr leiden als wir Ausländer, besser halten sie die Winterkälte aus. Die Häuser bieten alle nur Schutz gegen die Hitze; die dünnen Wände, die Kamine, welche zum Ueberfluß oft nach der Straßenseite liegen, können die Kälte gar nicht abhalten. Und er ist oft grimmig kalt, der italienische Winter. In der Lombardei ist er genau so streng wie bei uns, in der Emilia, um Bologna, liegt der Schnee nicht selten meterhoch, und der scharfe Wind aus den Pistojeser Bergen verwandelt Florenz oft genug in eine Eisgrube. Die Italiener schützen sich durch warme Unterkleidung so gut es geht dagegen — ganz Italien trägt wollene Unterwäsche — die armen Deutschen aber, die gar oft um Weihnacht in Strohhut und Nankinghosen in Italien einziehen, der Verhältnisse unkundig, ergehen sich dann nicht selten in den bittersten, ungerechtesten Flüchen der Enttäuschung über „Hesperien“. Sehr merkwürdig ist die entschiedene Abneigung des Italieners gegen kaltes Wasser; die Hitze muß sich schon arg steigern, wenn er sich zu einem Bade im Freien entschließen soll. Da waren die alten Römer doch anders! Die italienischen Gasthöfe lassen in Bezug auf Reinlichkeit allerdings nichts zu wünschen übrig, im

Privatleben aber, oder in den engeren schmutzigen Gassen der Provinzialstädte, sieht es allerdings oftmals recht — malerisch aus; gegen gewisse Orte muß der Augiasstall eine Putzstube gewesen sein; und an der Anlage mancher Erleichterungsstätten an der offenen Straße ein Aergerniß zu nehmen, muß der Fremde sich auch bald abgewöhnen. Es waren die Vorfahren der Italiener, welche sagten naturalia non sunt turpia.

Daß in den Straßen der deutschen Städte die Bären frei herumlaufen, dürfte allerdings Niemand mehr in Italien glauben, aber wenn ihr euch mit einem Manne der gut bürgerlichen Gesellschaft über eure Heimat unterhaltet, so werdet ihr finden, daß er sich außerordentlich unterrichtet glaubt, wenn er die fünf Namen Bismarck, Goethe, Heine, Wagner und Schopenhauer kennt. Mehr von Deutschland zu wissen, würde er für sträflichen Luxus ansehen, und an der erhabenen Würde, mit der er zu euch spricht, werdet ihr bald ein Gefühl leisen Mitleids heraussehen, und die Anerkennung, daß ihr eure natürliche Pflicht thatet, indem ihr nach Italien pilgertet, an die Quelle, da allein Cultur und Bildung zu holen ist, deren ihr im Dentschland so sehr bedürft. Die Naivetät, die daraus klingt, verleiht diesem harmlosen Selbstbewußtsein nur einen komischen Beigeschmack, keinen verletzenden. In dieser Hinsicht trifft ein Epigamm von Xanthippus den Nagel auf den Kopf: so lange wir Alles in Italien herrlich und erhaben finden, sind wir „das gelehrte Deutschland," erlauben wir uns aber nur das Kleinste nicht ganz vollkommen zu finden, sind wir sofort die „nordischen Barbaren." Allerdings macht der Deutsche im Ausland in der Regel von seiner kritischen Begabung einen zu ausgedehnten Gebrauch. Alles will er besser verstehen, als die Leute im Lande selbst, in Alles spricht er hinein und will jenen

ihr Verhalten vorschreiben, ohne nachzuforschen, warum das Eine für Deutschland vortrefflich, für die natürlichen Verhältnisse des Auslandes aber unmöglich sein mag, und was er nicht versteht, ist er sofort bereit möglichst auffällig zu verwerfen oder zu verlachen. Der Italiener dagegen, wenn er auch bei sich noch so hochmüthig die Achseln zuckt, läßt äußerlich Jedem sein eignes Recht. Das ist es, der Mangel an gesellschaftlicher Form, was das Verhältnis der Italiener zu den Deutschen niemals ein inniges wird werden lassen. Liebenswürdige Formen verlangt der Römer und besonders der Italiener, in erster Linie, ihnen verzeiht er alles, das gute Herz in rauher Schale, die welterschütternde Idee in ungenießbarem Stil, wie wir es lieben, gilt dem Italiener keine taube Nuß. Die deutsche Kunst mit ihrer Formlosigkeit, mit ihrer latenten Poesie wird ihm stets ein Rätsel bleiben. Wir stehen zwar augenblickich recht freundschaftlich mit Italien, die Furcht fängt sogar schon an, Achtung zu erzeugen, die Kenntnis der deutschen Sprache namentlich unter der studierenden Jugend ist sogar entwickelter, als man bei uns glaubt, aber es wäre Illusion zu meinen, ein Gefühl der gegenseitigen Liebe, die Empfindung der geistigen Verwandtschaft, wie sie zwischen Italien und Frankreich besteht, könne jemals zwischen uns und ihnen sich entwickeln. Noch Eins wird dem modernen Italiener stets unverständlich bleiben; das innige, kindliche Verhältnis des Deutschen zu Fürst und Gott: im ersten Falle sieht er nur Knechtschaffenheit, im zweiten Frömmelei, und die eine ist ihm so verhaßt wie die andere, denn selbst der Niederste fühlt sich dort als freier Mann, unbeschadet seiner Staatsbürgerpflicht, und für unsere transcendentale Auffassung der Welt ist er zu nüchtern und positiv. Ihm ist der Mensch das Maß der Dinge, er schließt ihm den Horizont

nach oben wie nach unten: so gut wie er es nicht versteht, daß wir bei jeder officiellen Gelegenheit Gott anrufen, wie ihm das Religiöse vor Allem Schauspiel ist — divina commedia im andern Sinne — so wenig versteht er unser Verhältnis zum Thier. Dies ist für ihn die bestia, kein Christenmensch, und damit gut. Italien ist das Land der Thierquälerei, der Pferdeschindung, des Singvogelfangs. In den höheren Kreisen haben hier Darwin und Schopenhauer freilich in der letzten Zeit veredelnd eingewirkt und gelehrt, im Thier einen schutzwürdigen Verwandten des Menschen zu sehen, im Volke aber herrscht nach dieser Richtung hin noch die tiefste Nacht. Überhaupt ist es mit der Liebe des Italieners zur Natur eine eigene Sache. Er liebt sie, aber nicht die reine, natürliche, im Wachstum unbehinderte Natur, sondern eine menschlich stilisierte, verzierte. Man braucht nur einen freien, wilden englischen Park und einen italienischen Garten zu vergleichen, mit seinen beschnittenen Hecken, Terrassen, Glaskugeln. Nach dieser Hinsicht ist freilich eine Wandlung nach dem germanischen Geschmack hin zu verzeichnen. Was dem Italiener früher eine unverständliche Grille war, das Vergnügen am Wandern, ist ihm jetzt sehr nahe gerückt, es giebt heut sogar einen italienischen Alpenklub. Früher war es dem Italiener einfach unverständlich, wie man ein Vergnügen am Spazierengehen finden könnte, das doch eine Anstrengung ist. Noch heut setzt sich das römische oder neapolitanische Dienstmädchen in den Wagen, wenn es sich in der Luft erholen will. Noch heut geht er der Sonne möglichst aus dem Wege und behauptet, daß sie nur Engländer und Hunde aufsuchen, aber kein Christ.

Der wundeste Punkt des modernen Italien liegt aber auf sozialem Gebiet. Unermeßlicher Reichtum auf der einen Seite, nicht zu schildernde Armut auf

der andern. Hier der Besitz einer halben Provinz in einer Hand, da kein ganzes Hemd zu eigen, keine Schlafstelle. Dort die Unmöglichkeit, den Besitz selbst zu bewirtschaften, Verpachtung, Auspressung des Bodens, daneben meilenmeite Strecken wüst, öde, versumpft — da kein Verdienst, keine Arbeit, kein Verständnis, nicht die geringste Schulbildung. Nur die fabelhafte Anspruchslosigkeit des Italieners, dem oft zwei Früchte zur Sättigung seines Hungers genügen, und sein ruhiger, friedliebender Sinn macht die Fortdauer dieses aus der mittelalterlichen Feudalzeit, aus der Herrschaft der todten Hand stammenden, oft haarsträubenden Zustandes möglich. Dennoch ist die Auswanderung eine ungeheure, und wenn hier nicht Wandel geschaffen wird, und zwar bald, muß es zuletzt mit Italien ergehen, wie mit Spanien, es muß veröden. Eine Stadt wie Venedig lebt schon heut nur von den Fremden und vom Bettel. Ferrara ist heute eine todte, stille Stadt mit breiten, verödeten Gassen und zerfallenden Prachtpalästen. Bologna, einst üppig blühend, fängt langsam an zu sinken. Ueberall im ganzen Lande riesige Paläste, schmutzig, einsam, unbewohnt, mit blinden Fenstern, abspringendem Putz, riesigen Sälen, die durch Querwände in Werkstätten und Stuben für Schuster und Schneider abgeteilt sind, verwilderte, brach liegende Ländereien. Rom liegt inmitten einer Wüste. Behäbiger Wohlstand nur in der Lombardei, Toscana und einzelnen Strichen der Emilia. Die untere Bevölkerung in niederen, dumpfen, stinkigen Löchern hausend, die bei uns ein Hund verweigern würde. Hier kann nichts helfen als eine großartige nationale That, eine Reform an Haupt und Gliedern, eine Reihe von Akten gewaltiger patriotischer Entsagungen seitens der hochadligen Großgrundbesitzer — oder das moderne Italien wird an derselben Krankheit zu Grunde gehen, an der das alte Rom gestorben ist.

Vor Allem aber darf, wer Italien recht beurteilen will, nie den Gegensatz zwischen dem Norden und Süden aus dem Auge lassen. Er ist noch größer als der in Deutschland. Die ruhige, ernste, beharrliche, fleißige Art des Lombarden oder Toscaners sticht seltsam ab gegen das schreiendlärmende, unstete, träge und nicht selten betrügerische Wesen der Neapolitaners oder Sicilianers. In Rom merkt man so recht den Uebergang. Und doch hat auch der Süden viele der vortrefflichsten Männer und Frauen Italiens hervorgebracht. Bei einem Volke, das aus so zahlreichen Stämmen zusammengeflossen ist, davon jeder so manche Eigenart zäh bewahrt hat, in einem Lande, wo jede zehnte Meile eine grundandere Mundart gesprochen wird, kann man einen Durchschnittstypus der Bewohner nur in den allgemeinsten Umrissen zeichnen. —

II.

Die hohen und großen Künste haben ihre Alleinherrschaft im modernen Italien verloren. Die Vollendung der Façade des Florentiner Doms beweist zwar, daß es noch bedeutende und geistreiche Architekten in Italien giebt, aber wer die endlosen Reihen der nüchternen modernen Nutz- und Luxusbauten in Venedig und Florenz betrachtet, wird sich nicht verhehlen, daß hier die künstlerische Gestaltung des Hauses schon längst aufgehört hat, ein unerläßliches Bedürfnis zu sein. In alter Größe, ja fast größer noch als einst, aber steht das Kunstgewerbe. Mosaikmalerei, Glaswarenfabrikation, Spitzenklöppelei, Holzschnitzerei haben längst alle verlorengegangenen technischen Kunstgriffe wiedergewonnen und wetteifern mit einander an Schönheit, Zierlichkeit, Mannigfaltigkeit und Billigkeit in der Erzeugung ihrer Gegenstände. Auch das unscheinbarste oder nebensächlichste Hausgerät wissen

sie durch künstlerische Gestaltung in eine höhere Sphäre zu erheben und die Fülle und Abwechselung der gestaltenden und schmückenden Motive erscheint unendlich; aber darin liegt für uns, die wir es in keiner Hinsicht so weit gebracht haben, eben so wenig etwas Beschämendes, wie in der Überzeugung, daß Deutschland an Zahl und Bedeutung seiner alten Kunstdenkmäler nicht im entferntesten mit Italien wetteifern könne — das liegt eben einfach in den natürlichen Verhältnissen begründet. Ich will gar nicht sprechen von der Fülle des herrlichsten baulichen Materials, das Italiens Berge seinen Meistern so überreich bieten. Bei uns ist eben selbst der Sandstein beinahe nur für die Reichsten vorhanden, indeß hier der Marmor nur gering im Werte ist. Er steht am Wegesrande, man braucht ihn nur zu brechen, und keine Fracht schlägt sich auf seinen Wert. Aber der italienische Arbeiter besitzt eben eine ganz anders organisierte Natur wie der unsere. Seine körperliche Organisation und das Klima, in dem er sich von Jugend an bewegt, machen es ihm möglich, die aufgewendete Arbeitskraft durch das denkbar geringste Quantum von Nahrungsstoffen zu ersetzen, und sein von Natur aus so bescheidener Sinn verlangt nicht nach Weiterem. Unsere Arbeiter verlangen ihr tüchtiges Stück Fleisch, ihr Quantum Brot, Bier und Schnaps täglich, sie wollen menschenwürdig wohnen, ihre Kinder leidlich unterrichten und erziehen, auf ihre Zeitung abonnieren . . . Vier Mark Tageslohn ist ihnen oft noch zu wenig, zehn Arbeitsstunden dünken ihnen zu viel . . . wie sollte sich da jede Kreisstadt in Deutschland ihre Paläste, Marmordome und Museen errichten? Oft genug haben mir deutsche Arbeiter und Handwerker auseinandergesetzt, daß und warum sie in Italien auf der Wanderschaft nicht fortkommen könnten: ihr Lohn reichte oft gerade

für die Wohnung aus, die Arbeit ging ihnen bei weitem nicht so von der Hand wie den flinkeren aber weit sorgloser arbeitenden Italienern, sie mußten sich begnügen, den letzteren einige technische Griffe abzusehen und dann heimkehren. Man sollte daher endlich aufhören, uns einen Vorwurf daraus zu machen, daß in unserem öffentlichen und privaten Leben die Kunst nicht die gleiche Rolle spielt wie in Italien. Wir sind durchaus keine Barbaren, wir haben im wirtschaftlichen Verhältnis auf dem gleichen Gebiete eben so viel aufzuweisen, wie jene, und was uns fehlt, verbieten eben die natürlichen Umstände und vor allem der wichtigste Factor, die Magenfrage.

Das aber soll unsere Verehrung für die Italiener nicht im Geringsten berühren, denn ein genügsames Volk zu schaffen, dazu bedarf es schließlich nichts, als des guten Willens der Natur: aber bescheiden, höflich, wohlerzogen, gentlemenlike wird ein ganzes Volk nur durch Jahrtausende lange ununterbrochene Kulturarbeit an sich selbst. Ich denke hier freilich ganz besonders an die Toscaner. Nie erblickte ich zur Abendzeit, auch nicht bei den Feuerwerken und Illuminationen, eine zu weit gehende Vertraulichkeit eines Mannes der niederen Stände gegen ein Mädchen, nie hätte sich in den überfüllten Kneipen ein Gast gegen eine der zahllosen Mandolinenspielerinnen ein dreistes Wort, eine kühne Bewegung erlaubt. Das Mädchen tritt mit ihrem Teller an die Tische, ohne Ausnahme legt jeder sein Kupferstück darauf, und die Kleine zieht weiter! Man gehe doch einmal auf unsere Jahrmärkte oder Volksfeste! Der Kellner, der niedrigste Arbeiter, der Bauer auf dem Felde hat Manieren und Umgangsformen eines Weltmannes. Kein heftiges Wort, die besten Formen allenthalben im Verkehr der Bevölkerung mit den Schutzleuten. Ob dies Naturanlage, ob das Ergebnis einer uralten,

sich beständig fortentwickelnden Kultur ist, ob das Erbteil der Vorfahren auf diesem Boden, jenes ernsten, ruhigen, gemessenen Etruskervolks, das einst hier seine Sitze gehabt, wer möchte es entscheiden?

Freilich hat die Denkmünze auch ihre Kehrseite. Dieses ruhige, feine, vornehme Wesen, wie es hier Nationalcharakter, dämpft auch die Volksbegeisterung nach jeder Richtung hin auf die denkbarste Geringfügigkeit ein. Die Mär von der südlichen Leidenschaftlichkeit entpuppt sich wohl nirgends so sehr als conventionelle Fabel wie in Florenz. Keine Spuren jener ungezügelten, gewaltigen, alles fortreißenden Begeisterung, wie man sie bei unseren großen Volksfesten beobachtet, kein Jubel, kaum ein lauter Ton — alles ruhig und gemessen. Der König erscheint hier als nichts Anderes, denn als Staatsoberhaupt: auch nie die leiseste Andeutung jener innigen, herzlichen Beziehungen zwischen Herrscher und Volk, wie sie bei uns bestehen. Man entblößt das Haupt in seiner Nähe — aber wenn der Kaiser in Berlin beim Aufzuge der Wache die Friedrichstraße entlang reitet ist die Begeisterung zehnmal so stark, als sie bei ihm zu Ehren veranstalteten herrlichen Festlichkeiten war. Ein paar halbwüchsige Straßenjungen standen unter den Fenstern des Palazzo Pitti und pfiffen, das war alles — und Pfeifen bezeichnet in Italien den Siedepunkt der Begeisterung. Ja, Treitschke hat Recht, wahrer Enthusiasmus, echte Leidenschaft ist nur bei den Germanen zu finden. Und eben so wenig kennt man hier den Begriff der Ceremonie, die Etikette: alles, was in dieses Gebiet schlägt, machte auf uns, die wir an unsere Staatsaktionen gewöhnt sind, einen unbeschreiblich unbedeutenden Eindruck. Alle officiellen Festlichkeiten werden so kurz und so farblos als möglich abgemacht, schön und erhebend wirken nur die Volksfeste. Kein einziger Teilnehmer erschien

außer auf den abendlichen Bällen im Frack, ja viele sogar im carrirrten Promenadenanzug, und der König, wo es nur irgend anging, im bürgerlichen Gewand, nur ein- oder zweimal in Uniform. Keine Spur von bedeutungsvoller Würde und Feierlichkeit, alles nüchtern und ohne jede Erregung. Und so bewegt man sich auch ohne jede Ceremonie in der Gesellschaft, im Gast- und Kaffeehause. Bei einer Denkmalsenthüllung in Venedig stand zunächst der königlichen Loge ein Haufen Arbeiter, Gondoliere ꝛc. in ihren Sonntagsgewändern und hinter diesen fanden erst die Minister und die Ehrengäste Platz. Bei den herrlichsten Feuerwerken war kaum ein lauter Ausruf des Entzückens zu vernehmen, vielmehr alles von einer zuletzt peinlichen blasierten Ruhe.

Ich erwähnte schon des ruhigen, zurückhaltenden Auftretens der Italiener im öffentlichen Verkehr mit Frauen. Und auch diese geben durch ihr bescheidenes Betragen auf der Straße nicht den leisesten Anlaß zu dreisten Annäherungen. Sie tragen gern in Florenz ihre Ueberjäckchen recht kokett offen und wissen allenthalben mit ihren allerliebsten Füßchen die beredteste Sprache zu führen, aber das ist auch Alles. Selbst bei den Venetianerinnen aus dem Volke, wenn sie in ganzen Scharen des Abends mit ihren langen Ohrringen und ihren großen Umschlagetüchern über die Riva oder den Markusplatz schlendern, habe ich nie ein auffallendes Benehmen bemerkt, weder den Fremden noch den einheimischen Männern gegenüber.

Man spricht so viel von der italienischen Trägheit. Ich darf versichern, daß ich in Oberitalien wenigstens auch nicht die leiseste Spur davon bemerkt habe. Ein fleißigeres Volk als die Toskaner kann man sich wohl kaum denken. Man betrachte nur diese blühenden, üppigen Felder, diese herrlich

entwickelte Landwirtschaft! Zugegeben, die wunderbare Natur, der üppige Boden. die glühende Sonne thun viel, hier aber diese mächtigen Mauern und Dämme zum Schutz der Felder gegen die reißenden Appeningewässer, diese Terrassen für den Anbau des Weines und der Oliven, die kunstvollen Drainagen haben sie nicht geschaffen, das ist das Werk fleißiger thätiger Menschenhände. Welch entzückender Anblick, diese üppigen saftigen Felder: zwischen den hoch wogenden Saaten die silbergrau glänzenden Oliven-, die hellgrünen Maulbeerbäume, zwischen denen sich von Stamm zu Stamm die Weinranken schlingen! Wie wunderbar nimmt sich dieses Bild von einem erhöhten Punkte aus, am schönsten vielleicht vom schiefen Turm in Pisa: auf der einen Seite die endlose, grüne, wogende Ebene, auf der anderen die alte, mauerumwallte, rotdachige Stadt, zu Füßen die weiße Marmorpracht des Domplatzes, im Rücken die blauen Berge und ganz weit hinten, wie flüssiges Silber aufblitzend, das mittelländische Meer!

Worauf ein Deutscher im Auslande natürlich mit zuerst achtet, das ist das Militär. Es besteht hier zum Teil aus recht schönem Menschenmaterial: wenn es nur in einigermaßen männlicheren Uniformen steckte! Die kurzen Jäckchen, diese runden Mützchen, diese malerisch drapierten kurzen Mäntelchen stimmen beinahe heiter. Und vollends die Carabinieri in rotgeränderten Röcken, die Zweispitze auf dem Haupte erscheinen beinahe wie die Opernstatisten. Ihrer zwei gehen immer zusammen, der Volkswitz sagt einer allein fürchte sich. Und die Bersaglieri mit den riesigen Federbüschen! In Venedig hatte man dem Könige vor seine Wohnung zwei Jünglinge gestellt von einer Gestalt und Haltung — beim Himmel, bei uns würde man ihnen nicht einen Schuppen draußen vor der Stadt anvertrauen. Und was soll ich

erst von den Eisenbahnen sagen? Die Langsamkeit der Fahrt, die regelmäßigen Zugverspätungen, das Drängen und Stoßen an den unbeschreiblich unpraktisch eingerichteten Billetschaltern, die Mangelhaftigkeit der Billetausgaben, besonders in Bezug auf den Rundreiseverkehr, die tausenderlei Verwaltungschicanen, so die Notwendigkeit der fortwährenden Abstempelung der Fahrkarten, die Unwissenheit des Personals, das fast nie richtige Auskunft zu erteilen vermag — das alles läßt das italienische Verkehrswesen im eigentümlichsten Lichte erscheinen. Nirgends reist man wohl so teuer und so schlecht wie hier.

Am sonderbarsten aber wird uns Deutsche im modernen Italien stets die consequente Durchführung des indirecten Steuersystems berühren. Ich schweige ganz davon, daß sich fast vor jeder Stadt die Accisehäuser erheben und der Ankömmling am Thore stets einer amtlichen Controle unterworfen ist, die nur dank der Höflichkeit der italienischen Zollwächter gewöhnlich sehr milde und kurz ausfällt — denn in ganz Italien selbst erheben sich schon längst gewichtige Stimmen gegen dieses System. Die directen Steuern sind in Italien nicht hoch, Grundbesitzer und Gewerbetreibende haben wenig Ursache, sich zu beklagen — aber wie würde unseren Kaufleuten zu Mute werden, wenn jede Auslage und Preisangabe in den Schaufenstern eine 5 Pfennigstempelmarke tragen sollte? An jedem Anschlagszettel prangt sie gleichfalls. Der italienische Staat ist nicht reich, so wenig wie die Communen, das Königshaus oder das Volk. Das liegende und bewegliche Vermögen befindet sich hier zumeist in den Händen der Nachkommen der alten Geschlechter und einiger weniger Großindustriellen. Man muß diesen lassen, daß sie von ihm auch guten, der Oeffentlichkeit zu Nutze kommenden Gebrauch zu

machen wissen und namentlich einen wohlthätigen Luxus pflegen, und darum besitzen sie die Zuneigung des Volkes, darum hat auch der Socialismus hier bislang noch wenig Boden gefunden.

Italien ist dasjenige Land, in welchem man den besten Kuchen und das schlechteste Brot von der Welt ißt. Das ist buchstäblich wahr, denn von der Zierlichkeit in der Anordnung und dem Wohlgeschmack der hundert verschiedenen feinen Bäckereien macht man sich bei uns schwerlich eine Vorstellung — aber nirgens erhält man so schlechtes, unschmackhaftes, salz- und hefeloses Brod wie hier. Aber dieser Gegensatz ist charakteristisch für das ganze Land. Alles was sich auf den öffentlichen Verkehr, die alltäglichen Bedürfnisse bezieht, das Heer-, das Eisenbahnwesen, die Wohnungsverhältnisse, besonders die engen, schmutzigen Hofwohnungen der unteren Classen, die mangelhaften Heizvorrichtungen — wenn man bedenkt, wie kalt der Winter in Oberitalien zu sein pflegt! — ist von unendlicher Verbesserungsfähigkeit. Alles aber, was dem Luxus dient, die Ausschmückung der Paläste, das Kunstleben, die feinen Speisen, die Anordnung der öffentlichen Feste, das alles ist von einer Vollendung, über die hinaus kaum etwas mehr gedacht werden kann, das alles macht den Eindruck des völlig — Märchenhaften. Freilich, mit den gewöhnlichen Schulregeln und -Anschauungen darf man hier nicht kommen, die zerschmelzen beim Anblick Italiens wie Schnee vor der Sonne. Wenn heute ein Architekt zu einer Dombauconcurrenz den Entwurf von San Marco einsendete, so wie die Kathedrale heute in ihrer ganzen feenhaften Herrlichkeit dasteht — man würde ihm unzweifelhaft ein Billet nach Dalldorf, nicht aber den Preis zuweisen. Rosse, Männer mit Wassergefäßen und tausenderlei dergleichen Scherze auf einer Kirche! Aber dieser Dom hat eben die

Jahrhunderte selbst zu Baumeistern gehabt, und was
die mächtige Republik nur in Feindesland Schönes
oder Merkwürdiges erbeutete, das gruppierte sie in
naiver Begeisterung auf, in oder bei ihrer ersten
Kirche, im Mittelpunkt ihres öffentlichen Lebens.
Und mit dem Bewußtsein der geschichtlichen Entwick-
lung muß man an alle Herrlichkeiten Italiens heran-
treten, dann hören sie erst auf, toter Marmor,
stumme Leinwand zu sein, dann erst empfangen sie
Bewegung, Leben, dann sprecheu sie zu uns mit
lautesten, verständlichen Zungen und erwecken in
unserer Brust den hellsten Widerhall der Begeiste-
rung, dann erscheint es uns klar: wenn die Natur
durch einen einzigen bewußten Schöpfungsact an
diesen Stellen hier etwas Herrliches und Wunder-
bares hätte schaffen wollen, so hätte sie nichts Mannich-
faltigeres und doch Einheitlicheres, nichts Größeres,
nichts Erhabeneres und doch Liebenswürdigeres er-
zeugen, sie hätte Italien nicht anders gestalten können,
als es der unbewußt thätige Geist der Jahrhunderte
gebildet hat, denn hier ist alles gleich vollendet und
eigenartig in sich selbst und in seinen Verhältnissen
zur Gesamtheit.

Unsere Beziehungen zu Italien sind augenblick-
lich die denkbar herzlichsten. Ein inniges Freund-
schaftsband umschlingt die Herrscher beider Länder,
keinerlei Gegensätze bestehen in den beiderseitigen
Interessen, der Handelsverkehr wickelt sich in der
glattesten Weise ab, man nimmt in Itatien Anteil an
neueren Ereignissen in der deutschen Litteratur, und
wenn ich auch noch niemanden raten möchte, ohne
einige Kenntnis der Landessprache nach Italien zu
reisen, so nimmt doch die Kenntnis des Deutschen
in Italien von Jahr zu Jahr in erfreulicher Weise
zu. Man begegnet den Deutschen in Italien im
Allgemeinen mit ausgesuchter Höflichkeit und Liebens-

würdigkeit. Alles schön und gut, aber, werte Mitbürger, ich möchte euch doch nicht empfehlen, auf diese augenblickliche günstige Stimmung hin andere als die leichtesten Hütten zu bauen. Wie ich Italien kennen gelernt habe, halte ich es für klug genug, sich in politischen Dingen von keinen anderen als rein praktischen Bewegründen leiten zu lassen. In der Stunde der Entscheidung wird Italien auf der Seite zu finden sein, von welcher es den größten augenblicklichen Vorteil für sich selbst mit einiger Sicherheit erwarten zu dürfen glaubt.

Die Kunst.

I.

An der äußersten, dem Lido zugekehrten Spitze des ungeheueren Gewirrs kleiner Inseln und Inselchen, welche zusammen den östlichen Teil Venedigs bilden, in einer Linie mit dem herrlichen Renaissancebau von Giorgio maggiore, und den mächtigen Kuppeln der Salute, liegen die Giardini pubblici, der „Tiergarten" der Lagunenstadt. Pinien und Palmen breiten hier ihre mächtigen Zweige aus, aus dunkelgrünen Taxushecken schauen alte Marmorstatuen ernst und feierlich hervor, leise umspielen von drei Seiten her kühlende Seewinde die erhitzte Stirn, und der entzückte Blick umspannt in einem Ring die blauen Lagunen, die Marmorpaläste, die zahlreichen Brücken, die schlanken Thürme, die umliegenden In-

seln, das niedere Küstengestade, die Befestigungswerke und das rege Leben am Strande. Dieses unvergleichlich schöne Stückchen Erde bestimmte im Mai 1887 ein glücklicher Griff der Veranstalter zur Herberge der hervorragendsten Werke der modernen italienischen Kunst, welche den kühnen Mut besitzt, der Welt durch diese Ausstellung beweisen zu wollen, daß in Italien die Enkel der Ahnen würdig sind, und daß das Land, aus welchem der Welt schon einmal die höchsten Offenbarungen der Malerei und Bildhauerei gekommen sind, noch die Zeugungsfähigkeit für einen zweiten glänzenden Entwickelungsabschnitt besitzt. Und diese Partie will die italienische Kunst gewinnen, indem sie dem Gegner noch die Dame vorgiebt, indem sie, sich die eigene Aufgabe erschwerend, auf alle Erinnerungen und Anlehnungen an jene Zeit, die man bisher stets Italiens goldene Zeit zu nennen gewohnt war, freiwillig verzichtet und vollständige Selbständigkeit und Eigenart in Motiven und Durchführung nach jeder Richtung hin verspricht. Ein kühnes Unterfangen, das erst recht in seiner ganzen Kühnheit erscheint, wenn man sich daran erinnert, daß in der Kunst nie und nirgend jenes unglückliche Sprichwort gilt, das schon so viel Unheil in der Welt angerichtet, so vieler Unfähigkeit zur Rechtfertigung gedient hat: in großen Dingen sei auch das hohe Bestreben genug. Durch prunkhafte Einladungen hat Italien ganz Europa zu Schau und Spruch gefordert, versuchen wir uns also ein Urteil zu bilden, ob es würdig ist, in die Reihe der Großmächte der Kunst in Europa zu treten.

Wäre die örtliche Lage in dieser Frage entscheidend, so müßte dieselbe, wie schon bemerkt, ohne Wanken mit einem unbedingten „Ja“ beantwortet werden, denn für keine moderne Kunstausstellung hat wohl je die Natur und die Vorzeit so viel gethan,

als für diese. Und trefflich paßt in solche Umgebung auch das für die Bedürfnisse des Augenblicks berechnete Gebäude, ein Zusammenbau mehrerer Hallen, dessen nach dem Marcusbecken und nach dem Haupteingang gelegene Seiten im Stil der Häuser von Pompeji mit Säulenfronten, Giebeln, und dunkelrot gestrichenen Wänden geschmückt sind. Seine zierliche, bescheidene Einfachheit macht eine liebenswürdige Wirkung. Das Gebäude enthält außer den üblichen Fest- und Geschäftsräumen 22 mit Kunstwerken gefüllte Säle, ungerechnet die für das Kunstgewerbe bestimmten, eine recht anständige Ziffer. Aber sich in denselben zurechtzufinden, ist mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, denn Anordnung, Aufstellung, Katalog und dergl. sind von einer bemitleidenswerten Ungeschicklichkeit, durch die sich überhaupt alle Verwaltungsmaßregeln auf dieser Ausstellung auszeichnen.

In der modernen Literatur hat sich, wie Jedermann weiß, neben den ernsten, schweren Arten im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte eine Reihe leichterer entwickelt, welche einen beschränkteren, minder wuchtigen Stoff auf gedrängtem Raume in möglichst gefälliger, fein bis ins Kleinste durchgeführter Ausarbeitung darzustellen bemüht sind, so besonders die Novelle und das Feuilleton, die namentlich in den jüngsten Jahrzehnten zu einer vorher nicht geahnten Entwickelungsstufe gelangt sind. Durch eine reizvolle, geschickt ciselirte Fassung wissen sie oft dem unbedeutendsten Vorwurfe Leben und Wert zu verleihen. So hat sich denn auch nach und nach eine Art Novellen- und Feuilletonmalerei entwickelt, welche, namentlich aus den kleinen Einzelvorgängen im Hause, in der Familie, im Alltagsleben schöpfend, die alten Meister des Genre nach Umfang der Motive, wenn auch nicht inbezug auf die künstlerische Darstellung, die Niederländer, weit hinter sich läßt. Und ist es

nicht merkwürdig, daß das Land Giotto's Mantegna's, Tizian's, Rafael's, kurz all der großen Meister der kirchlichen Kunst, deren Schaffen beinah völlig dem Dienste und der Verherrlichung des Uebersinnlichen geweiht war, daß dieses Land heut seine künstlerische Hauptstärke in der reichen, bunten und zierlichen Darstellung eben jener kleinen, artigen Vorgänge aus dem Alltagsleben der Gasse und des Hauses findet? Denn mit den deutlichsten Pinselstrichen spricht es diese Ausstellung aus: nicht in der üppigen, blühenden Landschaft, der südlichen Leidenschaft, der katholischen Frömmigkeit, der edlen romanischen Schönheit, wie man vielleicht denken möchte — nein im Genre liegen die Erfolge der italienischen Kunst, und im Genre fast allein. Besonders das Leben der alten Leute und der Kinderwelt ist es, das die italienischen Maler nicht müde werden uns wieder und immer wieder und mit der gewinnendsten Anmut vorzuführen. Wie der junge Prämiirte stolz auf seine Glorie von der Prüfung nach Hause kommt und Eltern und Großeltern ihn mit freudiger Hoffnung beglückwünschen, wie der junge Bursch lachend seine eben erhaltene Uhr ans Ohr hält und auf das Tick-tack derselben lauscht, wie Großmutter und Großvater ihre zärtlich geliebten Hunde und Katzen füttern, der Alte, von Müdigkeit überwältigt, sein kleines Nickerchen macht, der Bube, ob einer kleinen Schuld unter strenger Beobachtung der Großmutter zum ersten Mal den Rosenkranz durch die Finger gleiten läßt, wie zwei Hirtinnen vor einander auf der Campagna ihre Herzensgeheimnisse ausschütten, der junge Bauer der Dorfgenossin mit verschämter, verliebter Miene folgt, das Leben in den Straßen, am Rialto, auf dem Fischmarkte, in den Trattorien, auf den Dächern, den Schiffswerften, am Brunnen, das alles erzählen und schildern uns Favretto, Michetti, Bouvier, Mazzotti,

Ferruzzi, Volpi, Gemmi, Lancerotto, Cei, Ercoli, Wolf in großen und kleinen Bildern voll Leben, Wahrheit, Bewegung, zum teil anmutig, zum teil mit vollendeter Meisterschaft. Es ist Italien wie es liebelt scherzt, lacht, jauchzt, feilscht, flaniert, sich gütlich thut, mitunter auch ein wenig arbeitet, ein immer munteres, lebensfrohes, genügsames, aufgewecktes Völkchen. Gar oft wird man an Meister Knaus erinnert, dessen Einfluß bei vielen der Genannten sich gra ezu nachweisen läßt. Diese Seite des italienischen Wesens, die sorgfältige Vertiefung in das häusliche und intime Leben, in die mannigfachen Beziehungen der Familie ist es, was uns Deutsche so außerordentlich anspricht. Es ist derselbe Geist, der einer Anzahl italienischer Schriftsteller, Salvatore Farina, de Amicis u. a., rasch bei uns Heimatsrecht verschafft hat, weil, wie z. B. in in des ersteren „Mio Figlio!“ und „Amore ha cent' occhi,“ in ihnen ein Tropfen des Blutes fließt, das auch unsere Adern durchströmt. Kommt zu dieser liebevollen Betrachtung der Kleinwelt noch eine vorzügliche oder gelungene Durcharbeitung in der Ausführung, wie bei den meisten der genannten Maler, so können sie unseres freudigen Beifalls sicher sein. Auch an Darstellungen ernster Seiten und Punkte des Alltagslebens fehlt es nicht, wenn sie auch minder zahlreich und minder fein durchgebildet sind. Rossi schildert uns mit kräftigen Strichen, wie Minenarbeiter einen verunglückten Genossen auf einer Bahre aus der Grube schaffen, Cammarano sehr dramatisch den blutigen Ausgang eines Streits, den der Spielteufel angezettelt, und Modgari hätte mit seinem „Tre sorelle“ sehr leicht ein vorzügliches Bild schaffen können. Um den Krankenstuhl einer dahinsiechenden Cocotte sind ihre beiden Schwestern versammelt, von denen die eine ein braves Landmädchen geblieben, die zweite eine fromme Braut des Himmels geworden ist. Ein ächt

künstlerischer Gegensatz — schade, daß man von der zweiten Schwester fast nur die Rückseite sieht! Im allgemeinen spricht aus diesen wie aus den meisten Bildern der Ausstellung viel rege Lebensbeobachtung, ein auf scharfe dramatische Contraste im ernsten wie im heiteren gerichteter Sinn und eine nicht geringe Kunst, Stimmung zu verbreiten. Auch die Farbe ist zumeist von guter Leuchtkraft, und wie in alter Zeit schreiten auch hier die Venetianer ihren Mitstrebenden voran. Es muß etwas Wahres an der Behauptung Taine's sein, der dies dem Einfluß der See zuschreibt. Einzelne Bilder Michetti's sind von einem Schmelz der Farbe, einer Sorgfalt in der Ausführung, daß sie an Miniaturemail erinnern. Fast völlig unbekannt scheint den Italienern dagegen die Kunst der Abstufung der Lichtwirkungen, sie, die doch an Correggio, Caravaggio, Ribera nach dieser Richtung hin im eigenen Lande so treffliche Studienmuster besitzen. Ueber fast allen Bildern der Ausstellung liegt das gleiche gleichmäßige, gewöhnliche Tageslicht. Und gerade im Spiel und der Abtönung des Lichts kann sich die künstlerische Individualität am besten und stärksten offenbaren, wie es unter den Modernen Menzel so herrlich dargethan. Auch in der Gruppirung sollte ihnen dieser große Meister ein beständiges Vorbild sein, denn keiner unter den lebenden Malern besitzt so wie er die Kunst, in diesem Punkte das höchste Anordnungsgeschick mit der ungezwungensten Natürlichkeit zn verbinden. Alles scheint ganz zufällig so zusammen zu sitzen und zu stehen, wie es sitzt und steht, und doch ist die tiefste Berechnung darin, und nur dadurch wirkt das Gemälde. Bei den Italienern sind die Gruppen nur so zusammengelaufen, und so schwankt das Auge zerstreut von einer zur andern und wendet sich mißmutig ab. Keines ihrer großen Bilder hat einen idealen Mittelpunkt.

Alle Hochachtung dagegen vor der Strenge, mit welcher der italienische Künstler den Grundsatz der Nationalität in der Stoffwahl wahrt. Unter den 1800 Nummern der Ausstellung sind wohl kaum zwei Dutzend, die ihre Entwürfe aus dem Leben und der Geschichte des Auslandes holen. Und in der That kann der Künstler nur das wirkungsvoll und erfolgreich darstellen, was er genau, bis ins kleinste kennt — und was ist uns vertrauter oder sollte es sein, als das Leben und die Geschichte des Vaterlandes? Müssen denn unsere Maler durchaus nach Italien, Paris, dem Orient gehen, um wirkungsvolle Stoffe heimzuholen? Durchaus nicht! Es giebt kein Motiv, das in Deutschland nicht so gut und schön und wirksam zu finden wäre, wie nur sonst in der Welt. Man nehme sich ein Beispiel an den Italienern und höre auf mit dem Bildungsphilistertum.

Noch auf keiner Kunstausstellung ist das Prinzip der Mannigfaltigkeit in der Einheit so zahlreich durchgeführt worden wie hier. Der Künstler ist zu schildern bemüht, wie ein und dieselbe Situation oder Empfindung sich in Stellung, Geberden, Mienen einer Anzahl von Individualitäten ausdrückt. Natürlich ist dieses Princip uralt, es ist schon auf jener klassischen Vase mit dem Opfer Iphigeniens durchgeführt, die aus dem „Laokoon" bekannt ist, aber es scheint erst jetzt in der modernen Malerei, besonders im Genre, herrschend zu werden. Frauen jedes Standes und Alters beim gemeinsamen Gebet in der Kirche, Lastträgerinnen, die unter ihrem schweren Holzbündel zusammenbrechen (dieses Motiv von drei Malern behandelt), Strafgefangene auf dem Marsche, Wäscherinnen, Mais schälende Bauern, Auswanderer, eine Industrieschule, erwachende Marktweiber, die unterwegs auf dem Marsche zur Stadt genächtigt haben, Hunde, um einen Kamin versammelt, Greise, die sich

ihre letzten Tage so angenehm als möglich verkürzen geben die Hauptstoffe für Bilder dieser Art. Natürlich tritt allenthalben das Bestreben nach möglichster Individualisirung der Gestalten hervor, nach dieser Richtung hin bietet ja jenes Prinzip die größten Vorteile, und sicher werden aus demselben heraus noch viele große Kunstwerke geschaffen werden. Es läßt sich am ehesten dem vergleichen, nach welchem Zola seine Ausschnitte aus den die Gesellschaft schildernden Romanen schafft. Bei dem Mangel an Lichtwirkungen und durchgearbeiteter Gruppierung kommen aber die Italiener selten über interessante Studien heraus, und Studien sind noch keine Kunstwerke.

Ein Fehler fast aller Bilder dieser Ausstellung ist ihr Umfang. Die italienischen Maler vergessen mit wenigen Ausnahmen — zu denen z. B. Michetti gehört — daß jedes Kunstwerk langweilig wirkt, bei dem sich ein Mißverhältniß zwischen räumlicher Größe und Vorwurf bemerkbar macht. Unter diesem Fehler leidet besonders das sonst vortrefflich gemalte Bild Favretto's, der traghetto della Maddalena in Venedig, welches der König von Italien als erstes Bild gekauft hat. Ein Stück gut gemalten Wassers, eine kahle Häuserwand, ein paar Gondeln, mehrere Venetianer, die uns ihre uninteressante Seite zukehren — das alles ist nicht so wichtig, daß es einer Fläche bedürfte, auf die man das ganze Königreich Italien in einer nicht zu starken Projection zeichnen könnte. Der Maler sollte nie auf 101 Quadratzollen erzählen, was er ebenso gut auch auf 100 sagen könnte. So wirkt auch ein geistreicher Vierzeiler Heine's mehr als ein Fünfakter von Sardou, bei dem wir vor lauter „Geist“ schließlich gähnen. Dazu kommt, daß die Italiener auf ihren Bildern uns lieber die hintere Seite ihrer Gestalten zeigen als die

vordere und solche Rückenmalerei erweckt immer den Verdacht, daß die Kraft für den charakteristischen Ausdruck des Gesichts fehle. Dieser Verdacht erhält noch neue Nahrung durch den auffälligen Mangel an guten Porträts auf der Ausstellung. Freilich mag dazu kommen — und diese Beobachtung wird jeder in Italien Reisende machen — daß die wirklich ausdrucksvollen und schönen Köpfe hier zu Lande fast nur auf den Schultern des gemeinen Volkes zu finden sind, bei den Gondolieren, den Lastträgern u. s. w., die Männer der besseren Stände dagegen fast sämmtlich fad-blasirte oder philisterhafte Züge zur Schau tragen. Aber von allen Ausstellern hat nur der einzige Kirchmeyr (trotz des Namens ein geborener Italiener) so etwas davon empfunden, daß ein Portrait mehr sein soll als eine gemalte Photographie. Auch der Mangel an eleganten Salonszenen, wie sie bei uns etwa Stahl malt, fällt ziemlich auf, und auch daran mag das italienische, der Etikette fremde Leben und die unglückselige vielfach zu tage tretende Abschließung der Künstler von dem lauten Treiben der Gesellschaft ein wenig Mitschuld haben. Das Historienbild ist durch mehrere Beispiele von teilweise kolossalem Umfang vertreten, von denen jedoch nur Barabino's „Columbus von den Mönchen verhöhnt, denen er seine Pläne vorträgt," ein tieferes Interesse erregen kann. De Sanctis „Theodora" wandelt nicht ohne Glück auf Alma Tademas Bahnen, und Bressanin behandelt in seinem letzten venetianischen Dogen, der nach Aufhebung der Republik zum letzten Mal die Riesentreppe hinabschreitet, einen interessanten Vorwurf, doch mit wenig Geschmack. Noch schlimmer steht es mit dem Aschenbrödel der modernen Kunst, der religiösen Malerei. Auch hier prägt sich in Barabino's Madonna ein feiner und ernster Sinn aus, indes Wolf mit Glück die Manier Bellini's zu

erneuern sucht — das aber ist auch alles. Dagegen wird im Stillleben, in der Darstellung üppiger Blumen und schwellender Trauben von Cumbo, Sassi, Calchi erwähnenswertes geleistet, und auch einige Landschaftsmaler wie Ciardi sind glücklich vertreten. Von Mariani ist ein treffliches Bild ausgestellt: Jäger in einem Kahn, die in heller Nacht einen Bruch hinaufgleiten, voll Stimmung und Naturbeseelung, ein gemalter Liliencron.

Auf der anderen Seite fehlt es natürlich nicht an den unvermeidlichen, unfreiwilligen Ausstellungshumoristen, die in ernstester Absicht das ihrige zur Erheiterung der Besucher beitragen. So malt einer auf ein großes Stück Leinwand ein Weib, das sich vor dem eben heranbrausenden Eisenbahnzuge auf die Schienen wirft. Ein Viertel des Bildes nimmt der im Vordergrunde aufgespannte Sonnenschirm ein. Wie anders hat Neide in den „Lebensmüden" einen derartigen Stoff dargestellt! Andere übertreiben die Auffassung des sogenannten plein air, der Bevorzugung der hellen Farben, die ja, mit Maß angewandt, eine freundliche, liebenswürdige Wirkung macht, derart, daß sie die Neumondsnacht am liebsten weiß anstreichen und die Kohle nur als Kreide sehen möchten. Doch solche Manie oder Manier ist ungefährlich, eine viel ernstere Bedeutung hat die Narrheit, sobald sie, die Miene des Ernstes annehmend, ihre Willkühr der Welt als System vorstellen will. Und das ist der Fall bei den sogenannten Impressionisten, welche sich wie ein Heuschreckenschwarm auch auf diese Ausstellung niedergelassen haben. Man kennt das sogenannte Prinzip, das diese Herren angenommen haben. Die Natur, sagen sie, zeigt sich uns nie und nirgend so plastisch, wie ihr sie gewöhnlich malt, sie erscheint uns in Wahrheit nur als eine Masse in einander fließender Farbenflecke, und so muß sie auch gemalt

werden. Wer sie anders sieht und darstellt, fälscht das Auge, indem er conventionelle Gedankenverbindungen, die Erfahrungen des Tastsinnes und dergl. in die Malerei hineinträgt. Auf diese Philosophie läuft der Impressionismus zuletzt hinaus. Das heißt also: die Herren sehen die Natur, wie sie ein Pferd oder ein Hund, wie sie überhaupt das Tier sieht, nur vermittels der Sinnesnerven, unter freiwilligem Verzicht auf das Erkenntnisvermögen, welches eben den Menschen vom Tiere unterscheidet, welches ihn befähigt, die Natur nicht als in einander überlaufende Farbenflecke, sondern als ein Nebeneinander farbiger Dinge zu sehen und darzustellen. Sie entäußern sich freiwillig dessen, was den Menschen als sehendes Wesen erst zum Menschen macht, indem sie nur in einander verlaufende Farbenflecke auf die Leinwand werfen. Nun gut, so mögen sie mit ihrem Werke zu den Tieren gehen und sie bei ihnen verkaufen, die allerdings dafür ein größeres Verständnis haben müssen als wir, die wir nicht blos unsere Sehnerven, sondern auch unser Erkenntnisvermögen beschäftigt zu sehen wünschen und darum auch eine plastisch herausgearbeitete Darstellung der Dinge verlangen. Man kann in diesem Impressionismus gar nichts Anderes sehen, als das vergebliche Bestreben der Talentlosigkeit, die nicht malen gelernt hat, sich hinter den Schild eines angeblich neuen ästhetischen Systems zu verstecken. Denn was gäbe es bequemeres für die Talentlosigkeit als eine Aesthetik, die jede Schmiererei, die eine auf Leinwand abgedrückte Palette zum Kunstwerk stempelt, die keine plastische Herausarbeitung, keine Komposition, keine Linienführung, keine Lichtwirkung, keine Ausarbeitung im einzelnen, die nichts kennt, als Farbenflecke! Und vollends, wenn diese Sudelei sich hinter den Begriff Realismus verstecken will. Gerade der überzeugte Realist muß sich gegen

solche ästhetische Waffenbrüderschaft aufs eifrigste verwahren. In seinem Bestreben, die Welt ganz so wahr darzustellen, wie sie uns erscheint, kann der Realismus — man denke nur an Zola's breite Schilderungen — bisweilen zur übertriebenen Detailmalerei, zur philisterhaften Genauigkeit, nie aber zur Flüchtigkeit und Lüderlichkeit, zum Impressionismus führen. Keine Richtung verlangt so die strengste, einheitliche Durcharbeitung bis ins Einzelne und Kleinste wie der Realismus, denn eben nur in einem solchen Falle kann ein Kunstwerk wahr sein. Auch vom Ganzen getrennt, muß der kleinste Teil eines realistischen Kunstwerkes leben. Und noch viel thörichter ist es, zu glauben, wie dies die italienischen Maler, darunter selbst Leute von Favretto's Bedeutung, thun, die bloße technisch vollendete Wiedergabe eines beliebigen Stück Lebens gebe ein realistisches Kunstwerk. Die Vollendung der Technik ist für die Kunst nichts als die conditio sine qua non, wer sie nicht besitzt, soll erst gar nicht Pinsel oder Feder in die Hand nehmen, denn er wird nie ein Maler, ein Dichter, nie kann die bloße hohe künstlerische Absicht auch nur für das kleinste technische Versehen, das heißt eine Unwahrheit, entschädigen. Aber der Besitz der vollendeten Technik allein ist künstlerisch nichts, der Künstler fängt erst da an, wo der Techniker endet. Und ebenso wenig erzeugt die bloße vollkommene Wiedergabe des ersten besten Naturwinkels ein realistisches Kunstwerk, denn die verständigen Realisten haben nie mehr behauptet, als daß es nichts in der Welt gebe, was von Natur aus zur künstlerischen Verwendung a priori ungeeignet wäre, daß rein stofflich alle Schöpfungen der Natur, alle Verhältnisse und Beziehungen völlig gleichwertig sind. Aber dann kommt eben erst die künstlerische Individualität und sieht die Dinge mit neuen Augen und

stellt sie dar mit eigenem Pinsel und selbstgespitzter Feder und schafft wirkliche Kunstwerke. Sie sieht in der Madonna die Mutter, in der Mutter die Heilige, in der Bauernprügelei die ungebundene Lebenslust eines freien, derblustigen Volks und giebt eine ganze, rechte Madonna, eine vollendete Mutter, derbe, handfeste Bauern, wie sie sind, wie sie leben, bis ins Kleinste. Mißt man mit diesem Maßstabe die italienische Malerei der Gegenwart, wie sie auf der Ausstellung vertreten ist, so dürften die Lobsprüche freilich nur sehr bedingte sein, und der Bedingungen wären vielleicht schließlich mehr als der Lobsprüche.

II.

Wir sind also zu dem Ergebniß gekommen, daß der reife und durchdachte Realismus, anstatt nach der Ansicht einiger modern sein wollender Querköpfe zur Flüchtigkeit und Nachlässigkeit in der Ausführung zu leiten, gerade im Gegenteil feinste und sorgfältigste Durcharbeitung heischt, da nur so die Forderung der Wahrheit, so weit es in Menschenkräften steht, erfüllt wird, und daß die bloße rohe Nachbildung irgend eines künstlichen Stoffes, einer Figur, Landschaft, Szene, ohne das Licht individueller Auffassung des Künstlers, ohne strenge Abmessung des Umfanges des Kunstwerks im Verhältnis zu der Bedeutung des natürlichen Motivs und ohne in das Kunstwerk hineingelegte Aeußerung und Bethätigung einer bedeutenden seelischen oder geistigen Eigennatur des Künstlers keineswegs Realismus genannt werden kann. Und von diesem Standpunkte aus haben wir über die moderne italienische Malerei nur wenig Schmeichelhaftes sagen können. Bezüglich der Bildhauerei dagegen dürfte das Urtheil um manche

Schattirung günstiger lauten. Sie zeigt sich auf dieser Ausstellung in wesentlich besserem Lichte.

Freilich fehlt es auch hier nicht an den sonderbarsten und schülerhaftesten Erscheinungen. Ein Künstler stellt ein großes Relief, „die Zerstörung Pompejis" aus, auf dem die Figuren flach uud frei herausgemeißelt sind, sodaß sie sich wie aus Papier geschnitten ausnehmen. Andere, und das sind die „Impressionisten" unter den Bildhauern, stellen Gegenstände aus, die man während der ersten fünf Minuten des Betrachtens für gewöhnliche, formlose Bronze-, Thon- oder Gipsklumpen hält. Erst bei längerer Betrachtung entdeckt man an ihnen Spuren von Behandlung, und wenn man all seinen Scharfsinn zusammennimmt, kann man wohl herausfinden, daß der Bildhauer die Absicht hatte, hier einem Kopf, dort einen Leib zu schaffen. Ein anderer verwechselt Wesen und Erscheinung so sehr, daß er als Kamin für einen Salon eine Tropfsteinhöhle ausstellt. Doch neben diesen originellen Narrheiten zeigt sich viel tüchtiges, ernstes, gediegenes. Auch hier finden wir die Stärke der modernen italienischen Kunst im Genre, in der zierlichen Darstellung des Kleinlebens. Welch reizende Motive bietet den italienischen Bildhauern das Alltagsleben, wie verstehen sie es, dasselbe durch vollendete, durchgearbeitete Wiedergabe in das Reich der Kunst zu erheben; hier erreichen sie vielfach beinahe die Stufe, welche die großen Niederländer in der Malerei erklommen haben. Denn es ist unbedingt schwerer, auch rein künstlerisch verdienstvoller (ob auch ethitsch, ist natürlich eine andere Frage!), einem Schusterjungen die künstlerische Ewigkeit zu sichern, als einer Madonna. Von welch' entzückender Lieblichkeit und Anmut sind diese kleinen, bis auf feinste durchgearbeiten Figuren und Gruppen, die Barbella ausgestellt:

den Abschied des Dienstpflichtigen von seiner Braut, die Wiederkehr nach vollendeter Dienstzeit, das Liebeslied. Dem bäuerlichen Leben, ebenso den Beziehungen zwischen Großeltern und Enkeln werden tausend reizende Motive abgewonnen, oder dem Treiben an der See, sei es daß man junge, schöne badende Frauen in den zierlichen, eng anliegenden Gewändern, in mannigfachen Stellungen, Fischerknaben, welche sich sonnen, die Angel auswerfen, an der Küste umherklettern, oder alte, wetterharte Schiffer von Chioggia, mit gefurchten, wetterharten Gesichtern, die Pfeife im Munde, darstellt. Anderen giebt wieder das Circusleben Anregung zu anmutigen Typen. Galli meißelt eine Alte, welche mit sehr gemischten Empfindungen die Statuette einer Venus betrachtet, zu der sie in schöneren Tagen Modell gesessen, und Ximenes schafft in seinen „Scolari del cuore“ eine in einer Reihe dahinschreitende Gruppe von Schulbuben, von denen jeder einzelne ein eigenartiger Typus ist. Ein recht hübscher Gedanke spricht aus der „trauernden Industrie,“ welcher der Hammer aus der Hand gesunken, ein recht aktueller Stoff, der nur leider flüchtig und unbedeutend ausgeführt ist. Im höchsten Grade merkwürdig sind dagegen zwei große Werke Urbano Nono's. Das eine stellt einen Bettler mit seiner Tochter dar, die, von der Wanderung ermüdet, an der Landstraße in Schlaf gesunken sind. Tiefes, unsagbares Leiden, der Menschheit ganzer Jammer spricht aus ihrer Haltung, ihren Zügen. Einzelheiten, wie das Bündel, der frei am Boden liegende Hut, sind mit großem Raffinement gearbeitet. Die Unterschrift „Belisario“ ist nicht ernst zu nehmen, es ist ein moderner Bettler in Kniehosen, von ehemaliger Größe ist keine Spur zu entdecken. Ebenso ergreifend wirkt die zweite Gestalt, die der Meister ausgestellt, ein wundervoll gearbeiteter Ge-

kreuzigter, der am Boden liegt. „Latro“ steht auf der Tafel zu seinen Häupten, was hier wohl so viel als „Schächer“ bedeutet. Beide Werke fesseln durch ihre hohe Naturwahrheit und Durchbildung. Sie haben gar nichts Monumentales an sich, und doch wirken sie und sprechen mächtig zu unserer Seele, weil sie tiefe, menschliche Wahrheit in vollendeter Durchbildung und kraftvoller eigener Auffassung zeigen. Sie werden den Namen ihres Meisters bald über die Grenzen seines Vaterlandes hinaustragen, wofern er auf dem betretenen Wege fortschreitet und nicht von der Straße der Wahrheit in die der Manier abirrt, worin ja die größte Gefahr des veredelten Realismus liegt.

Und nun kommen wir zu einem Gegenstande, bei dem es dem Referenten gestattet ist, eine langentbehrte Sehnsucht zu stillen, und sich einmal rechtlich auszuloben, wie es einem gewissenhaften Kritiker leider durch die sich allenthalben in den Vordergrund drängenden Mittelmäßigkeiten und Nichtigkeiten immer schwerer gemacht wird. Das italienische Kunstgewerbe steht durchaus in jeder Hinsicht auf derselben Höhe, die es schon seit Jahrhunderten inne hat und von der es nur zeitweilig herabzusteigen schien. Fast dieselben Zweige, welche vor Jahrhunderten bereits die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt waren, bringen aufs neue die unübertrefflichsten Leistungen hervor. Nach der Wiederentdeckung der Fabrikationsgeheimnisse der Mosaiken und Luxusgläser haben diese Gewerbe es sofort wieder zu der erstaunlichsten Höhe gebracht. Hier stellt ein kolossales, aus tausenden von kleinen Stiften zusammengesetztes Mosaik mit überlebensgroßen Figuren den Sturz Lucifers dar; Portraits, Seestücke, Nachahmungen berühmter alter Bilder, alles findet sich in in dieser Art, und alles mit so täuschendem Geschick gearbeitet, daß man

es aus einiger Entfernung ohne Bedenken für bemalte ganze Flächen hält. Tausende von Luxusgegenständen aus farbigem oder gesponnenem Glas füllen die Tische und Schränke: Schalen, Candelaber, Vasen, Blumengefäße, Trinkgeschirre, Kannen, in den leuchtendsten Farben, den zierlichsten Formen alten und neuen Stils und von jener Leichtigkeit des Gewichts, welche den alten Arbeiten dieser Art völlig gleichkommt und das Entzücken des Liebhabers ist. Buckel, Blumen, Tiere in allen Formen und Farben zieren die dünnen Wände und Seiten, und namentlich das Seeleben ist es, was den Fabrikanten unzählige reizvolle Anregungen und Motive zu immer neuen Formen gewährt. Fische, Seepferdchen, Seesterne, Insekten kehren hier in immer anmutigerer Verwendung wieder, um dem durchsichtigen Material ihre Gestalt zu leihen. Und erst die köstlichen Spiegel, rein und klar wie Krystall, in schönen Verzierungen, Glas auf Glas, und wundervoll geschnitzten Rahmen; die wundervollen Emailarbeiten, die prächtigen Zeichnungen in tiefem Schwarz auf Porzellan fixirt, echten Radirungen und Federzeichnungen gleichend; die wunderbaren Gefäße aus nachgeahmten Edel- und Halbedelsteinen, Jaspis, Achat und so weiter. Die entzückenden, in leuchtenden Farben strahlenden Fayencen nicht zu vergessen! Kein Luxusgegenstand, dessen sie sich nicht bemächtigen, keine Form, die zu phantastisch wäre, daß sie sie nicht annähmen. Schüsseln, Teller, Vasen, Schreibzeuge, Aufsätze, Notenmappen! Und wieder ist es das moderne Alltagsleben, welches den Künstlern unerschöpfliche Anregung gewährt. Hierher sollten unsere Fabrikanten und Modellzeichner gehen, um zu lernen, wie man es macht, das gewöhnlichste, alltäglichste, das Leben der Straße, in das Reich der Kunst zu erheben und so die reizvollsten Wirkungen zu erzielen. Gar nicht aufzuzählen sind

diese entzückenden, immer neuen Motive. Da Schiffsjungen, welche auf einem umgestülpten Boot umherklettern, da Dienstmädchen, welche Teppiche ausklopfen, da ein Concert von Kindern veranstaltet, Szenen aus dem Hühnerhof, vom Strande, dazwischen anmutige, höchst pikante Frauenköpfe und so hunderter- und tausenderlei, und jedes trägt ein Stück blauen, fröhlichen italienischen Himmels und lachender südlicher Sonne mit sich unverlierbar umher! Und dann in einem anderen Saale die über alles Lob erhabenen, wie mit Elfenfingern gearbeiteten Gold- und Silbergegenstände, Reißzeuge, Gondeln, Dolche, Platten und Pinsel als Busennadeln, Armbänder, Brochen, Colliers in eigenartigen Motiven! ein wundervolles, Gold auf Silber gearbeitetes Relief, eine Alpenszene darstellend, Ketten von fast mikroscopisch kleinen Gliedern, Schilde, Scheeren, Dolche, kostbar ciselirt und damascirt, eine Nachahmung des Bucentoro in Silber, ein Kaffeeservice in herrlicher Tauschirarbeit, die Platte mit einer Darstellung der Schlacht von Bicocca geschmückt, Niellos, Aetzungen von feinster Ausführung, venetianische Spitzen in Goldfiligran nachgeahmt. Hier sind in der That Kunst und Leben eins geworden, eins durchdringt, befruchtet das andere, und im unaufhörlichen Wechseltausch gewinnen und erstarken beide. Auf hoher Stufe steht die Holzbildhauerei. Unzählige Gestalten ernster und heiterer Art weiß sie unter ihrem Schlägel und Messer zu beleben, von den zum Himmel auffliegenden Liebenden vom Rimini bis zum Circusclown, vom italienischen Fischerknaben oder Bärenführer bis zum pariser Modegecken, und alles athmet die gesundeste Frische, das wärmste Leben. Da ist nichts Gemachtes, nichts Steifes, nichts Affektirtes, aus der kleinsten Figur spricht eine Unmittelbarkeit der Anschauung, eine Sicherheit der Technik, für die es nur einen Aus-

druck giebt, den der rückhaltslosesten Bewunderung. So sehen wir das italienische Kunstgewerbe wie in alter Zeit auf einer Höhe, die schwerlich mehr eine Steigerung zuläßt. Und daß dasselbe auch keinen Fall kennen wird, dafür bürgt die Art seiner Ausführung, sein streng nationaler, festgeschlossener, aus sich selbst heraus schaffender Charakter, sein inniges Herauswachsen aus dem Leben, die angeborene künstlerische Empfindung der Italiener und der unerschöpfliche Reiz, die tausendfältige Anregung, welche das bunte, ungebundene italienische Leben und die herrliche Natur dieses Landes seinen Kunsthandwerkern spenden und ewig spenden werden.

Ja, ewig! denn immer wird Venedig eine der malerischesten Städte der Welt bleiben, auch wenn der neue große Umbauungsplan durchgeführt werden sollte, welcher unter der Bezeichnung „lo sventramento di Venezia“ bereits die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gezogen hat. Bekannt ist, daß es sich um die Durchlegung und Erweiterung von 40 Straßenfluchten handelt, welche von der Commune Venedig geplant werden und gegen welche Gelehrte und Künstler, an der Spitze Molmenti, und neuerdings auch die Akademie von Venedig im Interesse der Künstler Verwahrung eingelegt haben. Sie führen an, daß man Venedig, einer Stadt, welche der Kunst, der Welt gehöre, seinen einheitlichen Charakter nicht nehmen dürfe, und daß zu diesem unbedingt die engen Gassen, Brücken, Canäle, Sottoportici u. s. w. gehörten. Diese gäben der Stadt ihr eigentliches Gepräge, den Künstlern und den künstlerisch Empfindenden tausendfältige Freude und Anregung, aus Venedig würde, wenn man sie abschaffte, eine Stadt wie tausend andere werden, während sie jetzt ein einziges Weltwunder sei. Die Vertreter jener Pläne erklären dagegen, in erster Linie, vor allen ästhetischen Inter-

essen, kämen die sanitären, nur durch die Schaffung großer Luftröhren in dem endlosen Gewirr schmaler Gassen könne allein künftigen Epidemien vorgebeugt werden. Das arme Volk, in den finsteren Gassen zusammengedrängt, habe Anspruch auf bessere Luft, besseres Licht, gesündere Wohnungen, die wieder aufblühende Industrie verlange Unterstützung durch eine engere Verbindung mit dem Festlande, Venedig müsse, wie in alter Zeit, wieder Vermittlungspunkt zwischen Orient und Occident werden. Die neuen Pläne sind in der That einschneidender Art. Zwar — die Heiligtümer der Stadt, San Marco, die Piazzetta, Giovanni e Paolo u. s. w., bleiben natürlich unversehrt, und bis zur Erfüllung des Gedankens der jungen Heißsporne, Venedig werde erst wieder aufblühen, wenn der Canale Grande in einen Corso verwandelt sein und die erste Droschke auf dem Markusplatze halten werde, ist es noch weithin. Aber man plant in der That eine große Brücke nach dem Festlande zu, die Verbreiterung der Calle dei Fabbri, eine Durchlegung der Riva dei Schiavoni bis zu den Giardini Pubblici und Demolirung der bekannten Werften hinter San Biagio, eine geradlinige Verbindung zwischen Maria Formosa und Giovanni e Paolo u. a. m., Veränderungen, die in der That eine große Anzahl enger Gassen, alter Häuser, Brücken u. s. w. niederreißen oder gänzlich umgestalten werden. Aber wie es scheint, man erhitzt sich auf beiden Seiten ein wenig zu sehr in dieser Sache. Zunächst einmal: giebt es denn in der Welt wirklich gar keine andere Poesie als die des Staubes, des Schmutzes, der über die Balcone gehängten Trockenwäsche, der zerfallenen Säulen? Denn nur um derartiges handelt es sich hier, keines der großen, wichtigen, der ganzen Welt heiligen Monumente wird durch den Plan berührt; San Marco wird nach wie vor an seinem Platze

stehen, der Colleoni nicht einen Fuß breit zur Seite rücken, die Piazetta nicht einen Stein verlieren. Und nur dadurch, daß der Staub alt und mit einer Kruste überzogen ist, soll er schön und heilig sein? Solch' wunderliche Aesthetik paßt doch wahrhaftig nicht in unsere Zeit. Der Archäolog mag sich für jeden alten Stein begeistern, der moderne Mensch nennt nur das wirklich Schöne schön, gleichgültig ob es alt oder jung ist, und sieht das Häßliche und Stinkende gern entschwinden, auch wenn es schon so viele Jahre mißduftet. Und wie fürchterlich riecht es in vielen Gassen Venedigs! Hier Wandel zu schaffen, wäre höchstes Verdienst. Und selbst bei allem Respect vor den heiligen alten Baracken und der hoch zu verehrenden venetianischen Trockenwäsche — wenn man gezwungen ist, um ihretwillen, wie so oft in Venedig, die langwierigsten Umwege zu machen, so wünschen wir selbst die älteste Brücke zum Henker, fluchen dem stillsten Canale und wünschen uns eine direkte, gradlinige Verbindung.

Andererseits aber fehlt der genaue, ziffernmäßige Nachweis der Krankheitsstatistik Venedigs, namentlich in Bezug auf die schlimmste Plage Venedigs, die fast ununterbrochen herrschenden Pocken. Auch eine Typhusstatistik öffentlich bekannt zu machen, wäre von höchster Wichtigkeit, ebenso eine genaue Uebersicht der Fabrikthätigkeit früher und jetzt, und vor allem von dem Umfange des Handels. Diese allein könnte, vor die Oeffentlichkeit gebracht, für die Beurtheilung der Nothwendigkeit der neuen Anlagen ausschlaggebend sein. Darin scheinen sich die Venetianer wenigstens zu täuschen, wenn sie meinen, eine Brücke nach dem Festlande würde genügen, Venedig seine alte commerzielle Bedeutung zurückzugewinnen, da es in dieser Hinsicht gegenwärtig eine tote Stadt ist. Der Haupthafen am Adriatischen Meere ist heute

Triest und wird es bleiben trotz aller Brücken Venedigs, das nur noch bloße Durchgangsstation ist. Das liegt nun einmal an den politischen und zoll-politischen Verhältnissen, die man eben heute ganz anders behandelt als im Mittelalter. Jedenfalls bedarf ein so gewaltiges Projekt denn doch ganz anderer Begründung als der wertlosen Phrasen, die seine Verteidiger vorbringen, um mit einiger Sicherheit nachzuweisen, daß die Kosten den Nutzen nicht weit übersteigen werden. Die Kosten! es handelt sich hier um Millionen und aber Millionen, und wie die arme Stadt, denn die Kommune ist arm, diese aufbringen will, ist vollends ein Räthsel, und daran wird auch wohl das Projekt zunächst scheitern. In Venedig selbst glaubt wenigstens kein Mensch ernstlich an die Durchführung.

Darin muß man freilich Molmenti und Boito völlig beistimmen, daß man bei der Niederreißung einer Sache die Pflicht hat, sie durch eine bessere oder gleich gute zu ersetzen. Die Vaporetti, welche der Canal Grande und die Lagune durchfurchen, schaden in keiner Weise dem Eindruck Venedigs, sie beleben das Bild der Stadt und sind dabei billig, schnell und nützlich. Dagegen die neue eiserne Brücke bei der Akademie über den Canale Grande, die Halle über dem Fischmarkt sind grob und roh und jedes gebildete Auge verletzend — nicht, weil sie neu, sondern weil sie häßlich sind. Sie würden fürchterlich wirken, auch wenn sie noch so alt wären. Gegen solche Verunstaltungen der schönen Stadt muß man sich mit Energie wenden, nicht gegen bloße Umbauten, ohne die es nun einmal nicht geht, und die künstlerisch durchgeführt, gerade durch den Gegensatz des Alten und Neuen der Stadt einen ungeahnten pikanten Reiz verleihen könnten. Berlin ist eine ganz neue Stadt, und wie schön sind doch viele seiner

Theile. In Budapest stand dort, wo sich heute eine Sehenswürdigkeit der Welt, die herrliche Andrassy-straße erhebt, einstmals ein endloses Gewirr „malerisch" enger Gassen. Was that die Stadt, um das Schlechte durch das Bessere zu ersetzen? Sie ließ die Façaden der längs der neuen Straße zu erbauenden Häuser durch künstlerisch geschulte Architekten entwerfen und ertheilte nur unter Verpflichtung der Ausführung der entsprechenden Façade die Bauerlaubniß. So entstand jene in der Welt einzig dastehende Doppelreihe von herrlichen Palästen, so schuf sie durch den Gegensatz zwischen der Pracht der neuen Stadttheile und der malerischen Romantik der alten ein Städtebild, wie es kaum ein schöneres giebt. Und das steht wohl fest: der Weg von den „delendae Venetiae" zu den salvandae führt nur über diese oder eine ähnliche Straße.

2. Jenseits der Leitha.

Augenblicksbilder
aus dem Budapester Leben.

I.

Stadt und Gesellschaft.

In Berlin fahren die Kutscher rechts, in Budapest links. In Berlin sind die billigen Droschken zweiter Klasse Marterinstrumente und die der ersten werden auch nicht gerade von besonders gewandten Führern gelenkt, während die Pferdebahnen und Omnibusse den Ansprüchen des Verkehrs recht gut entsprechen. In Budapest wird auf den Pferdebahnen mäßig schnell gefahren, und auch durch Bequemlichkeiten zeichnen sie sich nicht besonders aus. Die Fiaker dagegen sind zwar teuer, aber auch die vorzüglichsten von allen europäischen Hauptstädten, und die offenen, zweigeteilten Omnibusse bei gutem Wetter eine prächtige Fahrgelegenheit, bei Regen aber, wenn einfach eine große Lederdecke darüber geworfen wird, ein sehr unangenehmer Aufenthalt. . . . In Berlin sind erfreulicherweise die besseren Häuser am Tage verschlossen, und werden dem Einlaß Begehrenden erst nach Anklopfen beim Portier geöffnet, in der Nacht stehen sie mit Assistenz des Wächters und Portiers Jedem offen, der seinen Schlüssel unglücklicherweise vergessen hat. In Budapest fällt es Niemanden ein, sein Haus des Tags über geschlossen zu halten, dagegen besteht die den Meisten wohl von Wien genügend bekannte kleinliche Tyrannei des „Sperrsechserl's" — d. h. man kennt den Begriff des Hausschlüssels nicht, der Portier schließt um 10 Uhr das Haus ab, und wer später kommt, muß ihn herausklingeln und sich gegen ein

Entgeld von 10 Kr. die Thür öffnen lassen. Wenn es dem Herrn also nicht gleich gefällt, sich zu erheben, so muß der Miether in Sturm und Wetter oft bis zu 10 Minuten warten! — Eine schauderhafte Unsitte!

Ich will an diesen kleinen Beispielen nur zeigen, daß die Einzelheiten des Lebens in der deutschen und der ungarischen Hauptstadt zumeist gerade entgegengesetzter Natur sind. Dem, der zum ersten Mal von Norddeutschland nach Ungarn (zum teil trifft es auch auf Wien zu) reist, könnte man beinahe anraten, von Allem, was er bisher zu thun gewohnt war, drüben das ungefähre Gegenteil zu thun, er würde dann zumeist das der dortigen Sitte Entsprechende treffen. Aber das gilt doch nur von den kleinen Einzelheiten des Lebens. Denn in Wahrheit giebt es wohl kaum zwei Städte, die solch überraschende Aehnlichkeiten aufweisen wie Berlin und Budapest. Beide Städte sind verhältnißmäßig jung, wenigstens was ihre Bedeutung, die Rolle, die sie in der Welt spielen, betrifft. Beide Städte haben sich seit kurzer Zeit, und zwar seit dem Erwachen des nationalen Gedankens und Lebens — hier des deutschen, da des magyarischen — mit geradezu verblüffender Schnelligkeit gehoben. Im Laufe weniger Jahrzehnte sind in beiden in einem Zuge Prachtbauten und Prachtstraßen entstanden, und gleichzeitig erhielt das äußere Leben einen wahrhaft großstädtischen Anstrich. Und noch ist in beiden Orten die gewaltige, von innen heraustreibende und mit von außen kommenden Zuflüssen sich wohl verschmelzende Energie lange nicht erschöpft, noch immer werden großartige Projekte geplant und ausgeführt, und von Tag zu Tag wächst der Leib und das Mark der Stadt und die freudige Hingabe Aller an die nationale Sache. Wie freilich Ungarn nicht mit Deutschland, so kann

auch Budapest nicht mit Berlin, zu rivalisiren wagen, und es erhebt auch klugerweise den Anspruch nicht darauf, mit diesem verglichen zu werden, denn es fehlt ihm natürlich der ins Große gehende Zug: in Budapest macht man eben ungarische, in Berlin Weltgeschichte. Dennoch ist Budapest eine ungemein interessante Stadt, wenn man sich immer vor Augen hält, daß, was interessant heißt, nicht auch zugleich stets schön und gut und gediegen sein muß.

Schon das äußere landschaftliche Bild trägt viel zu seinenen Reizen bei: die Gegensätze, mit denen hier die Natur gespielt zu haben scheint, wirken wahrhaft poetisch. Auf der einen Seite die weite, flache, endlose, von keinem Bergzuge unterbrochene Ebene, auf der anderen die kühn emporstrebenden, grünen Berge, von deren höchstem drohend die geschwärzten Mauern der Citadelle herabschauen, während vom nächsten, etwas niedrigeren Berge die Burg freundlich hinunterblickt. Dazwischen die breite „blonde" Donau, belebt von großen und kleinen Dampfern und Propellern und überspannt von drei gewaltigen Brücken. Welch historische Erinnerungen werden hier wachgerufen! Wie viel Christen- und Türkenblut ist hier vergossen worden, wie viele Leichen hat dieses Wasser hinab, dem Meere zu, gespült! Und wie seltsam wechseln die Zeiten! Vordem war Ofen — (Buda) eine mächtige, wichtige Stadt, und Pest ein unansehnliches, wenig beachtetes Nest, ein Anhängsel an Ofen — heut ist die Stadt in der Ebene die führende und prunkt im reichsten, herrlichsten Gewande und freut sich des unruhvollen Lärmes in ihren Straßen, während die Bergstadt mit ihren kleinen, niederen, ländlichen Häusern, dem winkligen Auf und Nieder ihrer stillen Gassen zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken ist, in einem Winkel dem einst so mächtigem Deutschtum Herberge gewährend, das

sich schmollend zurückgezogen hat und sich begnügt, an die alte Ahne, die Zeit, ab und zu die Frage zu richten, ob es noch einmal berufen sein werde, eine Rolle in diesem Lande zu spielen, und ob das Magyarentum sich nicht abwirtschaften werde? Aber die Zeit antwortet nicht, kalt und höhnisch geht sie an den Fragern vorüber, und nur zwischen den Furchen ihrer Stirn ist zu lesen: „Begreift mich, begreift euch selbst, so wißt ihr die Antwort!“ — — — —

Pest hat den einen Vorteil vor Berlin voraus, daß seine Prachtbauten auf einen Punkt concentrirt sind. In Berlin muß man, von Schloßplatz und Linden abgesehen, schöne Gebäude ganz draußen, im Westen am Ende der Stadt suchen: auf der Kurfürsten-, Maaßen-, Landgrafenstraße, Nollendorfplatz, u. s. w. u. s. w. Sie alle in eine Reihe gestellt, würden eine Prachtstraße ergeben, die dreimal herrlicher wäre als die Andrassystraße, allein sie sind zerstreut, womöglich noch hinter Bäumen oder häßlichen Vorbauten versteckt. Auf der eine halbe Stunde langen Andrassystraße ist so ziemlich Alles beisammen, was Pest an schönen Bauten hat; hier circulirt zugleich der regste Strom des Verkehrs, hier giebt die schöne wie die große Welt sich Rendezvous, hier befinden sich wichtige officielle Gebäude, hier wandeln die Vertreter aller in Ungarn wohnenden Nationalitäten in ihren einheimischen Trachten neben den nach der neuesten Mode gekleideten Dandys, neben den wunderbarsten Frauen .... kurz, wenn es wahr ist, was so oft behaupet wird, daß Pest die Zusammenfassung und Concentration von ganz Ungarn sei, so ist die Andrassystraße die von ganz Pest. Und wie herrlich ist sie ausgeführt; wie glücklich war der Gedanke, mit Prachtpalästen beginnend, Häuser mit Vorgärten folgend lassend, endlich durch eine Villenreihe in die freie, grüne Natur hinauszu-

zuführen! Unter den Bauten der letzteren befindet sich auch das Haus der durch ihre Schönheit wie durch ihre Galanterien bekannten früheren Schauspielerin Lila von Buliowsky. Der boshafte Architekt hat in eine der Straße zugewandte Nische des Hauses eine unbekleidete Nymphe gesetzt. Erwähnenswerth ist noch, daß der ganze Damm der Andrassystraße vom Beginn bis zu dem wie ein Ausrufungszeichen nach einer schwungvollen Periode in die Lüfte ragenden, mit einem Unterbau versehenen Fahnenstocke am Abschluß, mit Holz gepflastert ist. Es läßt sich kein bequemeres und eleganteres Fahren denken. als auf diesem Pflaster, welches den Vortheil hat, im Sommer nicht, wie der Asphalt, weich zu werden. Daß man in Berlin sich noch immer nicht dazu entschließen kann ,es allgemein einzuführen! Neuerdings plant man als Gegenstück zur Andrassystraße eine um die ganze innere Stadt führende Ringstraße, die ebenfalls nur mit Prachtbauten besetzt werden soll. Es ist kein Zweifel, daß die Energie der Magyaren dieses Projekt in acht bis zehn Jahren zur Ausführung gebracht haben wird, und dann dürfte selbst Wien, das architektonisch eigentlich noch immer die schönste Stadt der Welt ist, mit seiner Ringstraße, seinem Graben u. s. w. neben Pest nur mit Mühe seinen Rang bewahren. Aber es ist auch wieder so recht bezeichnend für den Charakter des Magyaren, den bei aller Energie doch viel Eitelkeit und Sucht zu glänzen verunstaltet, daß er fortwährend neue Projekte zu Prachtbauten schmiedet, aber nicht daran denkt, wenigstens den störenden Brückenzoll an der mittleren Kettenbrücke, über die der Hauptverkehr zwischen Ofen und Pest geht, abzulösen. Er ist ein Privilegium der Erbauer, aber eine große Belästigung des Publikums — beträgt er doch sogar für den einzelnen Fußgänger 2 Kreuzer. Diese Aufhebung wäre ent=

schieden ein nützlicheres und praktischeres Unternehmen als jene Bausucht, und hier sollte Budapest nicht mit seinem Gelde geizen, der Verkehr der beiden Städte würde dadurch um ein Beträchtlicheres gewinnen.

Er ist schon jetzt ein sehr bedeutender zu nennen. Der geschäftliche Großverkehr spielt sich fast vollständig an den Quais zu beiden Seiten der Donau, besonders am Pester Ufer, ab. Hier wird es den ganzen Tag nicht leer von Arbeitern und von Anordnungen treffenden Kaufleuten; fortwährend werden Kisten und Fässer herbei- und hinweggerollt. Hier legen Dampfer an, da gehen deren ab, dort zieht langsam ein Schleppdampfer eine Reihe schwerbeladener Kähne flußaufwärts. Und trotz des großen Verkehrs geht Alles in bester Ordnung, ohne sonderliches Fluchen oder gar unter Excessen vor sich. Oberhalb der Stadt, bei Alt-Ofen befinden sich die großen Werften der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, auf denen natürlich das regste Leben, eine selten unterbrochene Thätigkeit herrscht. Auch in den Geschäftsstraßen herrscht reges Leben, namentlich da, wo der Einzelverkehr und Kleinhandel bedeutende Dimensionen einnimmt, in der Kerepeserstraße, der Waitzener Gasse u. s. w., und auch hier ist das Straßenbild in Folge der mannigfaltigen Erscheinungen und Trachten und des Durcheinanderklingens der Dialekte ein sehr buntes. Den lebhaftesten Charakter nimmt es um die Abendstunden an. Die Kaffeehäuser stellen Tische und Stühle bis weit in die Straßen auf, und hier entwickelt sich nun fröhliches, ungezwungenes Leben. Wie der Wiener verbringt auch der Pester einen guten Theil seiner Zeit im Kaffeehause, vom frühen Morgen bis zum späten Abend findet hier ein reger Verkehr statt; hier empfängt und erwidert man Besuche, liest die Zeitungen, politisirt, erledigt seine Correspondenz, unterhält sich,

spielt. Es giebt Leute, die stundenlang im Kaffeehause zubringen, und man findet daselbst Publikum aus allen Ständen. Bier- und Weinhäuser sind nicht so häufig und auch zumeist nicht so gut besetzt wie die Kaffeehäuser. Das Bier, welches in Pest gebraut wird, ist leicht und hell und recht schmackhaft. Es hat in den letzten Jahren dem Wein gegenüber sehr viel Terrain gewonnen. In Wahrheit sind auch die berühmten, guten Ungarweine, wie Tokayer, Ruster, Meneser in ihrem Vaterlande nicht erheblich billiger als bei uns und demnach kein Alltagsgetränk für den Durchschnittsmenschen. Die geringen Weinsorten, als Ofener, Adelsberger, Villanyer etc. sind allerdings sehr billig, allein Niemand wird behaupten, daß ein gutes Glas Bier nicht mindestens ebenso schmackhaft und nahrhaft sei. So halten denn die beiden letzteren Consumartikel in Pest einander bereits die Wage.*)

Daß die Communicationsmittel, mit Ausnahme der teueren Fiaker, in Pest schlechter sind als bei uns, deutete ich schon an. Auch andere öffentliche Anstalten, z. B. das Postwesen, halten den Vergleich nicht aus. Die Briefbestellung erfolgt nur ein paar Mal des Tages und ebenso die Leerung der Postbriefkästen, welch letztere auch zumeist durchaus ungenügend sind, und unsauber und wenig vertrauenerweckend aussehen. Für die Promptheit des geschäftlichen Verkehrs ist es auch keineswegs von Vorteil, daß bei Geldsendungen nur die Anweisungskarten in's Haus getragen werden, gegen deren Vorzeigung der Empfänger sich auf dem Postamte den entfallenden Betrag abholen muß. Solch kleinlicher,

*) Der Sonntag spielt daselbst keine so wichtige Rolle wie bei uns, er ist auch nicht so unbedingt notwendig, weil man auch in der Woche nicht so angestrengt wie bei uns arbeitet. Die meisten Geschäfte schließen nur am Sonntag nachmittags auf einige Stunden.

hemmender Maßregeln stoßen Einem in Pest viele auf. Ueberhaupt lassen Ordnung und Genauigkeit im geschäftlichen Leben daselbst manches zu wünschen übrig. So wurde mir z. B., als ich einmal um die Mittagsstunde das Raizenbad, eines der größten öffentlichen Bäder, besuchen wollte, einfach entgegnet, man habe den Dampf bereits ausgehen lassen, weil niemand mehr da sei, und ich möchte nur ein anderes Mal wiederkommen. Dies bringt mir einen ganz merkwürdigen Fall in's Gedächtniß, der mir vor Jahren in einem österreichischen Städtchen in der Nähe der preußischen Grenze begegnete. Ich hatte, als ich an den Eisenbahnschalter trat, um ein Billet zur Rückkehr nach Preußen zu lösen, mein österreichisches Geld beinahe verausgabt, sodaß mir zur Bezahlung des Billets noch drei oder vier Kreuzer fehlten und ich den Beamten bitten mußte, für diese preußische Münze anzunehmen. „Ach, lassen's doch dös ganz", sagte der freundliche Mann und reichte mir die Fahrkarte, „auf die paar Kreuzer kommt's ja nit an." Ich war dem Manne von Herzen dankbar, schüttelte aber doch den Kopf, indem ich mich fragte, ob in ganz Preußen ein Beamter so denken würde.

So bewegt und geräuschvoll Pest am Tage ist, so still ist es in der Nacht. Man kann nach der Sperrstunde weite Strecken zurücklegen, ohne einem Menschen zu begegnen. Man geht hier allgemein zeitig zur Ruhe, ein so stark entwickeltes Nachtleben, wie wir es in Berlin haben, kennt man hier nicht. Nur selten dringt dann aus einem Kaffee- oder Weinhause noch Licht oder Musik durch die geschlossenen Läden bis auf die Straße. Diese „Solidität" mag für den Gesundheitszustand ja von Vorteil sein, einen großstädtischen Eindruck hinterläßt sie natürlich nicht. Und überdies glaube man nur, daß alles das, was man in der Nacht entbehrt, am Tage eingeholt wird.

Man hört hier im allgemeinen auch schon früher auf zu arbeiten und ergiebt sich zeitiger dem Vergnügen. Im übrigen herrscht in gewissen Localen in den dunklen, abgelegenen Straßen bis tief in die Nacht ein gar eigenartiges Leben, auf dessen Schilderung hier freilich verzichtet werden muß. Erwähnenswert als einer „humoristischen Einzelheit des pester Volkslebens“ ist aber das Local „zur blauen Katze“, ein Café chantant von zwar lascivem, aber originellem Reiz, wo man die ganze naiv-witzige Sinnlichkeit der Menschen dieser Gegend vielleicht noch besser als in den bekannten wiener Localen beobachten kann.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die einzelnen Stände und Gesellschaftsklassen schließen sich hier ziemlich schroff von einander ab. Budapest bietet das seltene Beispiel einer Landeshauptstadt ohne Hof. Die Herrscherin des Landes verweilt allerdings mit Vorliebe auf ihrem reizenden Lustschlosse Gödöllö, in der Nähe der Hauptstadt, Kaiser und Kronprinz kommen jedoch nur zu zeitweiligen kürzeren Besuchen dahin. Es ist nun das eifrigste Bemühen der Magyaren, durchzusetzen, daß der Kaiser von Oesterreich als König von Ungarn die eine Hälfte des Jahres in Budapest residire. Die Ungarn hängen mit großer Verehrung und Liebe an ihrem Herrscher, sie schätzen es sich zur Ehre, die Hälfte zur Civilliste beizutragen, und sehnen sich darum auch nach der Anerkennung ihrer guten Gesinnung durch diese Uebersiedelung des Hofes, indem sie nicht minder von ihr für ihre Hauptstadt — und mit Recht — große Vorteile erhoffen. Da es sich nun herausgestellt hat, daß die Budapester Burg für die kaiserliche Hofhaltung zu klein ist, so wird schon seit langem ein Umbau derselben projectiert. Der Architekt Ybl ist mit der Ausführung beauftragt worden und

hat auch bereits den Burgbazar am Fuße des Burgberges und die Treppen bis zur Höhe des Plateaus gebaut. Allein nun stockt die Fortführung des Planes, denn der Kaiser versagt nunmehr seine Zustimmung zu der geplanten Veränderung der Fluchtlinie des neuen Gebäudes und verlangt, daß der Umbau in der gleichen Richtungslinie geführt werden soll wie das alte historische Schloß, was der Architekt mit Rücksicht auf die schon vollendeten Teile für unmöglich erklärt. So ist denn die Lösung der Uebersiedlungsfrage wieder in ein Stadium endloser Ungewißheit geschoben worden.

Der Adel des Landes nimmt heut eine ganz andere Position ein, als vor fünfzig, sechzig Jahren, zu jener Zeit, als er, wie es uns Jókai im „Ungarischen Nabob" schildert, seine Zeit in geistlosen Zerstreuungen im Auslande todtschlug. Heut arbeitet er ernstlich und tüchtig an der Kultur des Landes, an der Hebung der Landwirtschaft und der Industrie desselben. Er empfindet es zu gut, daß er damit auch seinen eigenen Nutzen befördert. In der Kammer kommt er seinen gesetzgeberischen Pflichten getreu nach, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß hier mancher junge Aristokrat Platz nimmt, der besser noch zwei, drei Jahre auf der Universität ernstlicher Studien pflegen sollte, bevor er sich um diese Ehre bewürbe. Allein für Journalisten und junge Leute mit stolzem Namen und vollem Beutel ist eben in Ungarn die Versuchung und die Gelegenheit, ein Mandat zu erlangen, weit verlockender und leichter als bei uns. Der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens des ungarischen Adels ist das Nationalcasino, welches freilich nicht mehr in dem Grade Kulturinstitut ist wie zu Széchényis Zeiten, sondern mehr Klub- und Vergnügungsort, allein noch immer seine Bedeutung hat. Allerdings findet sich jetzt nicht

mehr, wie zur Zeit seiner Gründung in der Mitgliederliste der Name eines einfachen, patriotischen Tischlergesellen neben denen der höchsten Aristokratie.

Die Großkaufmannschaft, der Mittel- und der Kleinbürgerstand zeigen eben nicht viele Unterschiede von dem Gehaben derselben in Deutschland. Das Interesse für geistiges Leben, Kunst und Wissenschaft ist vielleicht noch ein wenig geringer als bei uns, die Sucht, sich zu vergnügen und hervorzuthun, noch ein wenig größer. Der Ungar ist eine Natur von äußerster Lebenslust. Essen und Trinken spielen in seinem Leben eine hervorragende Rolle. Und man ißt in Pest ausgezeichnet. Während in Berlin die Speisen nur in Gasthäusern unzweifelhaft ersten Ranges genießbar, in geringeren meist unter aller Würde sind, ist man in Pest sicher, selbst in einem bescheidenen Lokal ein schmackhaftes Essen zu erhalten. Freilich ist es, wie das Leben überhaupt, teurer als in Norddeutschland. Fleisch, Geflügel, Fische (der „Fogos", eine Spezialität des Plattensees), das feine Brot, Kaffee, Obst — alles ist in Pest von vortrefflicher Qualität. Außer dem Theater, auf das ich im nächsten Berichte zu sprechen komme, giebt es in Pest mannigfache Vergnügungen. Auf dem großen Teiche des Stadtwäldchens herrscht zur Winterszeit reges Eislaufleben. Gesellige Tanz- und Spielabende sind gleichfalls sehr beliebt. Im Sommer verlassen viele begüterte Familien die Stadt. Die Natur hat in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt Stellen von entzückender, idyllischer Lieblichkeit geschaffen, wo man die Freuden des Landlebens vollständig und rein genießen und doch, so oft man will, bequem in den großen Strom des Lebens wieder hineintauchen kann: ich nenne hier nur die berühmte, rosenprangende Margareteninsel mit ihren Ruinen, Wasserfällen und schattigen Laubgängen, und den Auwinkel. Bei außer-

ordentlichen Gelegenheiten versteht man hier meisterlich, eine blendende Pracht zu entfalten, wie dies z. B. gelegentlich der Eröffnung der Landesausstellung geschah, dagegen fehlt das Geschick, regelmäßige, öffentliche Vergnügungen im großen Stil zu arrangieren und zu leiten. Der Versuch, einen Sommernachtscorso einzurichten, mißlang völlig. Ebenso fehlen die Volksbelustigungen im großen Stil, wie sie Berlin (Hasenhaide, Sternecker) und Wien (Wurstlprater) hat, hier gänzlich, jeder ist gezwungen, sich auf eigene Faust zu unterhalten, und gerade dadurch erhält das Volksleben etwas Eintöniges. Dem entspricht, daß auch der bessere Bürgerstand keine Centralvereinigung zu Vergnügungs- und geistigen Anregungszwecken besitzt, daß große Bälle, allgemeine Künstlerfeste, wo, wie in Wien und Berlin, „alle Welt“ sich trifft, hier in der Regel fehlen, vielmehr alles auf den Internverkehr der Familien, Klubs u. s. w. beschränkt ist.

An solchen Verhältnissen mögen die nationalen Gegensätze auch ihre Schuld haben. In ihren Bestrebungen, alles niederzumagyrisieren, gehen die Magyaren rücksichtslos vorwärts, von den Straßenbezeichnungen angefangen, sollen alle öffentlichen Zustände und Verhältnisse ausschließlich von ihnen beherrscht werden. Daneben kämpfen Deutsche, Kroaten, Rumänen, Ruthenen, Slowacken, Serben, u. s. w. um Gleichberechtigung oder wenigstens um Aufrechterhaltung und Sanctionirung ihrer Hauptrechte oder Forderungen. In Pest stehen sich namentlich Deutsche und Magyaren schroff gegenüber. Dennoch muß man anerkennen, daß unsere Gegner, so feindlich sie uns in geschlossener Kolonne entgegentreten, dem Einzelnen gegenüber sich nie auch nur die leiseste Spur von Unhöflichkeit merken lassen, sondern die Liebenswürdigkeit selbst sind. Nichts destoweniger martert

es doch ein deutsches Ohr, auf dem Bahnhof bei einer Reise nach dem urdeutschen Wien zum Einsteigen „Becs“ rufen zuhören — für den Fremden wird dies unsinnige Magyarisiren geradezu unverständlich. Es scheint aber, als wollten die Deutschen in Pest es selbst nicht anders. Man kann ihnen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie, namentlich die deutschen Kaufleute, in der Wahrung der Rechte ihrer Nationalität viel zu flau sind. Besonders das heranwachsende Geschlecht ist darin herb zu tadeln, es bedient sich selbst im Hause, im Verkehr mit den Eltern der magyarischen Sprache lieber als der deutschen, und wenn es herangewachsen ist, wird es die erstere ausschließlich sprechen. Die Abneigung erscheint beinahe rätselhaft, wenn man bedenkt, daß das Magyarische zwar schön aber nicht schöner klingt als das deutsche und keinesfalls leichter erlernbar ist. Die Namensänderungen nehmen von Tag zu Tag überhand; das ganze Verfahren kostet 50 kr. Stempelgebühr und ist in kürzester Zeit erledigt. Ich glaube, die Aussichten für das Deutschtum in Pest sind, wenn nicht eine energische Hand eingreift, sehr trübe.

Was die Ordnung und den sittlichen Zustand des Lebens in Pest betrifft, so kann er wenigstens nach außen hin ein normaler genannt werden. Gesündigt wird ja in Ilium und außer Ilium. Auf den Straßen, an öffentlichen Orten u. s. w. herrscht sogar seit neuester Zeit musterhafte Ordnung. Die Straßen sind sauber und rein, die Polizei aufmerksund höflich. Trotz des lebhaften Verkehrs auf den Hauptstraßen sind Aufläufe, Betrunkene, Damen der Demimonde seltene Erscheinungen. Früher war dies freilich anders, allein der neue Oberstadthauptmann hat hier energisch Wandel geschaffen. Das Laster ist fast völlig auf die Ausübung seines Gewerbes im Hausinnern beschränkt, es belästigt auf der Straße

nicht mehr als etwa in Dresden. Der Verkehr der Geschlechter ist im allgemeinen frei und ungezwungen, und da die Frauen außerordentlich schön und liebenswürdig sind, so gestaltet er sich in der Regel sehr angenehm. Und die Ehen? Je nun, es giebt in Budapest wie überall glückliche und unglückliche. An den pikantesten Histörchen ist die Skandalchronik überreich. Künstler und Künstlerinnen haben natürlich hier wie allenthalben noch besondere Vorrechte, und manche von ihnen, wie die schöne und begabte, aber sehr excentrische Ilka Palamai, machen von ihnen den ausgedehntesten Gebrauch. Ueber die nicht immer ganz zweifelhafte Charakterintegrität so mancher Männer, die öffentliche Stellungen bekleiden, oder sonst „Einfluß" haben, ist schon zu öfteren Malen geschrieben. Nicht wenige Eisenbahn- und andere Concessionen haben ihre merkwürdige geheime Entstehungsgeschichte. Das Trinkgelderunwesen macht sich in Budapest eben nicht nur in den Restaurants unangenehm bemerkbar, und gar manche „Beteiligung" von der Nachricht in die Oeffentlichkeit dringt, wirft Streiflichter auf die auch in hohen Kreisen herrschende Korruption. Vom Journalisten bis zum Beamten sucht die Mehrzahl aus ihren Stellungen Kapital zu schlagen, und auch gar Mancher bereichert sich, der nur versteht, die Welt glauben zu machen, er besäße wirklich Einfluß und Verbindungen. „Der Rubel rollt," sagt man, aber der ist eine schwere Münze, und das Rollen macht Geräusch und erregt Aufmerksamkeit; der Papierguldenzettel, mit dem hier allgemein gezahlt wird, flattert leicht und geräuschlos durch die Lüfte, die ihn weit hinwegtragen, bis er völlig aus dem Gesichtskreis entschwunden ist nnd sich dann an Stellen niederläßt, wo man es nie erwartet hätte.

Dieselbe brüske, aber mächtige und bei Freund und Feind Achtung heischende Energie, welche das

Magyarentum auf dem politischen und wirtschaftlichen Gebiete kund gethan, charakterisiert auch sein Kunstleben. Bis in das erste Drittel unseres Jahrhunderts hätte man sich höchst lächerlich gemacht, wenn man von einer ungarischen Kunst, ja überhaupt nur von einer Kunst in Ungarn gesprochen hätte. Allein wie es dem Magyarentum damals in Sinn kam, zu sagen: „Wir wollen einen Staat bilden, wir wollen eine Industrie schaffen —, wir wollen es, weil wir es können," und wie sie vermitteltst angespannter Willenskraft und der ihnen eigenen Anpassungsunfähigkeit an das Fremde sich wirklich einen eigenen Staat und eine Industrie schufen, so haben sie sich auch in der Ueberzeugung, daß zum Wesen eines modernen Staates eine selbstständige Kunst gehöre, eine solche aus dem Nichts heraus — in Anlehnung teils an fremde, teils an nationale Motive geschaffen. Man muß im allgemeinen zugestehen, daß der Magyare Kunstsinn besitzt, und so nimmt denn der Cult der Musen im budapester Leben, wenn auch gerade keine führende, doch immerhin eine ansehnliche Stelle ein. Ein Kunstphilistertum, wie es sich in München, Dresden u. a. O. in Deutschland so unangemehm bemerkbar macht, fehlt hier, das Interesse an der Kunst in Magnaten-, Bürger- und Handwerkerkreisen ist, wo es sich zeigt, auch zumeist ein ehrliches und ungeheucheltes. Es freut Einen, in den Museen zahlreiche Gruppen von Besuchern, die aus einfachen Handwerkern und Landleuten bestehen, zu sehen, welche sich eingehend über die ausgestellten Kunstwerke unterhalten. Die reichen Magnaten unterstützen durch Ankäufe die bildenden Künste, und der Bürgerstand, welchem die Passion in der Regel zu kostspielig ist, besucht eifrig Ausstellungen, Concerte und Theater. So sucht sich jeder das seinen Neigungen und Verhältnissen Entsprechende

aus. Daß es bei dem Feuereifer der Magyaren und der Jugend der ungarischen Kunst an sonderbaren Erscheinungen im Einzelnen nicht fehlt, ist selbstverständlich.

Die Architektur spielt in neuester Zeit eine hervorragende Rolle im Budapester Kunstleben. Das Wohnbedürfniß hat sich in Ungarn erst sehr spät herausgebildet; es ist noch gar nicht so lange her, daß man gut Essen und Trinken daselbst weit über elegant und bequem Wohnen stellte. Erst als Budapest seinen großstädtischen Beruf in sich verspürte, baute man jene eleganten Paläste auf der Andrassystraße. Man ging bei dieser Prachtstraße mit ächt ungarischer, brüsker Energie vor: es wurde im amtlichen Auftrage von Künstlerhänden ein einheitlicher Plan für die Facaden sämmtlicher Gebäude dieser Riesenstraße angefertigt, und an die Baulustigen nur unter der Bedingung die Conzession zum Bau ertheilt, daß sie sich streng an die obrigkeitlichen Pläne hielten. So wurde die entzückende harmonische Gesammtwirkung jener Straße ermöglicht. Es befindet sich übrigens auf derselben ein Gebäude, ein Zinshaus des Pensionsfonds der Beamten der ungarischen Staatsbahn, welches in allen Hauptstädten des mittleren und nördlichen Europa an Originalität seines gleichen suchen dürfte. Während die älteren öffentlichen Gebäude, die Burg, das Stadthaus, u. s. w., langweilig und nüchtern sind, zeichnen sich die neuen, z. B. das Opernhaus, das Volkstheater, das Künstlerhaus, das Polytechnikum, gleichfalls durch solide Eleganz aus. Ja, die ungarischen Architekten haben hier schon manche wichtige, originelle Neuerungen angebracht, wie die reiche Anwendung des Majolikaornaments. Zu beachten bleibt nur — und das kann man den Herren Magyaren nicht oft genug sagen — daß diese Architekten fast ausschließlich

Deutsche sind. Neben ein paar Alpars und Feßtys findet man hier ausschließlich Ybl's, Steindl's, Schickedanz's, Pfaff's, Hausmann's, Ulrich's, also ehrliche deutsche Namen, deren Träger nicht einmal ungarisch verstehen. Demgemäß kann auch von einem ungarischen Stil in der Architektur nicht die Rede sein Es giebt nicht einmal historische Gebäude, welche einen solchen aufweisen. Die Magyaren haben immer, auch als sie schon längst seßhaft waren, etwas vom Charakter des Reitervolks behalten, der sich auch in dieser Richtung bemerkbar macht.*) Als Gegner der Deutschen haben die Magyaren eine unüberwindliche Abneigung gegen die Gothik, ihre Kirchen zeigen fast ausschließlich den romanischen Basilikenstil, ihre Profangebäude den der Renaissance und der Barockzeit. Die Kirchen in Pest haben zum Teil eigentümliche Schicksale. Seit Jahren soll in der Leopoldstadt eine prächtige Basilika errichtet werden, dieselbe ist auch schon begonnen und der Plan während des Baues ein paar Mal abgeändert worden, allein die Mittel zur Fortführung fließen nur schwach, und bald stürzt ein schon errichteter Pfeiler, bald eine Mauer ein und so wird der Prachtbau wohl noch Jahrzehnte lang auf Vollendung harren. Einmal zur Zeit des Aufblühens des magyarischen Chauvinismus kitzelte es die Ungarn, mit aller Gewalt einen nationalen Architekturstil schaffen zu wollen. Im Auftrage der Stadt sollte der Architekt Friedrich Feßl damals das Redoutengebäude am Donauquai in einem solchen errichten. Der Mann sann und sann Jahre lang über seiner unlösbaren Aufgabe nach und erfüllte sie auch in der That, das heißt, er setzte sich aus allen möglichen Stil-

*) Selbst die schilfgedeckten Bauernhäuser zeigen keine Spur nationalen Charakters, wie etwa die im Orient, sondern erinnern bald an den deutschen bald an den slawischen Stil.

arten, unter Anlehnung an das Orientalische, Romanische, Maurische und selbst Gothische einen eigenen neuen Stil zusammen, in dem er das Redoutengebäude errichtete, das in seiner Art wirklich einen ganz angenehmen Eindruck macht. Aber über der geistzermarternden Arbeit war der Mann verrückt geworden. Die Magyaren jubelten laut, und noch schlagen ihre Herzen höher, wenn sie an dem ersten und bis jetzt einzigen Gebäude im „ungarischen Baustil" vorübergehen.

Auch in der Plastik macht sich das deutsche Element sehr bemerkbar. Szechenyi hatte wohl Recht, als er seiner Zeit den Ungarn abriet, aus eigner Kraft plastische Momente schaffen zu wollen, da ihre Künstler dazu noch nicht fähig seien. Man hörte ihn nicht, man schritt unaufhaltsam vorwärts, so lange mit wenig Glück und Erfolg, bis zwei Deutsche, Josef Engel und Adolf Hußar, ihnen einen nationalen Stil in der Bildhauerkunst schufen. Denn auch der letztgenannte war ein guter Deutscher trotz des magyarischen Namens, er hat nie die ungarische Sprache völlig beherrscht. Auch unter den jüngeren Bildhauern finden wir deutsche Namen, z. B. Alois Strobl, daneben aber auch sehr begabte Magyaren, z. B. G. Kiss und G. Zala. Was die ungarische Monumentalplastik charakterisiert, ist ein eigentümliches, trockenes Pathos, wie es namentlich bei Hußar's Petöfy-Denkmal auffällt. Der Dichterheld erscheint in einer überaus bewegten Pose, das versammelte Volk anredend, und doch wirkt die Bildsäule kaum lebensvoll. Engel hatte ein eigentümliches Schicksal. Er widmete einen Theil seines Lebens der Vollendung des Széchényi-Denkmals in Budapest. Als es vollendet war, entsprach der Erfolg den Mühen keineswegs, und nun zog sich der Künstler halb menschenscheu von der Welt hinüber in einen Winkel von Ofen

zurück. Und doch schafft er in seiner Einsamkeit auf dem Gebiete der Idealplastik noch immer bewundernswertes. V. Tilgner, einer der bedeutendsten modernen Bildhauer, ist von Geburt Ungar, lebt aber fast nur im Auslande.

Diese letztere Erscheinung, daß bedeutende ungarische Meister ihr Heim anderwärts als im Vaterlande aufschlagen, welche in der ungarischen Plastik vereinzelt steht, war bis vor kurzem in der Malerei des Landes beinahe die Regel. Angeli, „der Porträtist der Könige und der König der Porträtisten“, lebt zumeist in Wien, Munkacsy in Paris, Alexander Wagner in München. Nach dem letzteren Orte strömte auch die ganze lernbegierige Künstlerjugend Ungarns, sodaß das pester Kunstleben darunter sehr litt. Erst in den letzten Jahren hat sich dies ein wenig geändert. Es hat sich ein junges Künstergeschlecht herangebildet, welches in Pest Atelier und Wohnsitz nimmt und daran geht, Ungarn eine nationale Kunst zu schaffen. Ein Künstlerhaus ist in der Andrassystraße gebaut worden, in welchem regelmäßige Ausstellungen stattfinden, die Künstler und Schriftsteller Ungarns haben sich zu einem geselligen Club zusammengethan. Julius Benczur, der berühmte Porträt- und Historienmaler, der so lange in München lebte, ist nach Budapest zurückgekehrt und hat die Leitung der neu errichteten Kunstschule übernommen.*) Ein frischerer Geist fängt an durch das pester Kunstleben zu wehen. Auch Angeli und Munkacsy geben gelegentlich ihrer Zugehörigkeit zu Ungarn Ausdruck. Dagegen ist man anläßlich der Pester Landesausstellung mit Alexander Wagner völlig zerfallen. Man hatte ihn zur Beschickung der Kunsthalle aufgefordert; er erklärte sich

*) Die einzige ungarische Malerin, Wilma Parlághy, eine Schülerin unseres Lenbach, lebt jetzt in Berlin.

bereit, ein Gemälde einzusenden, falls der Staat ihm den Ankauf desselben, ohne daß es vorher ein Mensch gesehen, mit 5000 Gulden garantierte. Nun sind aber im Ganzen für den Ankauf von Gemälden der Ausstellung von Staatswegen nur 20000 Gulden ausgesetzt. Es wäre also rücksichtslos gegen die jüngeren budapester Künstler gewesen, diese Summe, die hauptsächlich zu deren Gunsten verwendet werden soll, um den vierten Teil zu verkleinern, zum Nutzen eines Mannes wie Wagner, der nie Gefahr läuft, ein Bild unverkauft zu behalten. Da aber der Künstler auf seine Forderung beharrte, kam es zum Bruche.

Es wird jetzt auch von Staatswegen manches, was früher verabsäumt wurde, für die Kunst in Budapest gethan. Daß man Benczur als Leiter der Kunstakademie berufen, erwähnte ich schon; man hat auch daselbst noch eine Landes-Musterzeichenschule mit einem Zeichenlehrerseminar, eine Kunstgewerbeschule und ein Institut für Glasmalerei eingerichtet, die alle tüchtige Fortschritte machen.

In Budapest befinden sich zwei staatliche Gemäldesammlungen: die Galerie des Nationalmuseums und die Landesbildergalerie, welche größtentheils aus der früheren Eßterházy-Galerie besteht; letztere befindet sich im Akademiegebäude. Außerdem soll noch eine Galerie historischer Porträts eingerichtet werden. Die Sammlung des Nationalmuseums, welche lange unter Aufsicht des ungarischen Landschaftsmalers Ligeti stand, enthält im Vorzimmer moderne Bilder, von denen Benczurs „Taufe des Königs Stephan des Heiligen“ unbedingt der Preis gebührt. Einige gute Bilder von Piloty, Lietzen-Mayer, Zichy; die Landschaften von Markó und Ligeti schließen sich an. Die anderen Bilder, vor allem die Historien von Moritz Than, charakterisiert dasselbe trockene Pathos, von dem wir schon oben sprachen. Im

übrigen befindet sich die Sammlung in wohlgeordnetem Zustande. Die Landesbildergalerie enthält wunderbare Schätze, herrliche Bilder von Murillo, Tizian, Michel Angelo, den Niederländern u. s. w. u. s. w., einen schier unschätzbaren Reichtum. Allein sie befindet sich in einem geradezu schmachvollen Zustande. An Ordnung ist nicht zu denken, wild hängen die Nummern durcheinander, viele Bilder sind überhaupt unnumeriert. Einen Katalog kennt man nicht, in jedem Zimmer hängt eine geschriebene, aber schmutzige und nur mit Handschuhen anfaßbare Tafel aus, allein man sucht die darauf verzeichneten Gemälde vergeblich daselbst, sie hängen in ganz andern Gemächern, oder man findet sie endlich in irgend einer Ecke, aus dem Rahmen herausgenommen, die Bildseite nach dem Boden zu, verstaubt, beschmutzt. Von den herrlichsten Murillos mußte ich mir mit meinem Taschentuch den fingerdick auf ihnen lagernden Staub erst entfernen, um überhaupt zu erkennen, was sie vorstellten. Wenn Barbaren anstatt gebildeter Menschen in Pest hausten, könnten diese mit solchen Kunstschätzen, die jedem Gebildeten heilig sein müßten, nicht schmählicher umgehen. Die Sammlung steht unter der Verwaltung des Sohnes eines sehr berühmten Mannes, des bedeutendsten ungarischen Archäoolgen, aber der Herr hat weiter kein Verdienst, als der Sohn seines Vaters zu sein. Aus Rücksicht auf den letzteren und seinen Einfluß wagt Niemand öffentlich auf diese Schandwirtschaft hinzuweisen, und so geht die ächt altungarische Lodderei denn ruhig ihren Gang fort.*)

Eine ganz eigentümliche Stellung im pester Leben nimmt die Musik ein. Auch hier tritt das Bestreben hervor, einen nationalen Kunststil schaffen zu wollen, die Einbildung, einen solchen bereits zu besitzen, und

*) Geschrieben 1887, wie es jetzt aussieht, weiß ich nicht.

die noch nicht gelungene Ueberwindung entgegenstehender Schwierigkeiten. Der Ungar ist musikliebend, er kann nicht leben, ohne Musik zu hören, allein die Fähigkeit, Musik zu machen, geht ihm in der Regel ab. Es giebt wenige ungarische Musiker von Bedeutung, und der größte, Liszt, hat bei Lebzeiten kein Wort ungarisch gekonnt. Reményi, der große Geiger, lebt fast nur im Auslande. Die nationale Oper weist eine einzige Künstlerfamilie von namhafter Bedeutung auf: die Familie Erkel. In den Opern Franz Erkels, vornehmlich in „Ladislaus Hunyadi“ und „Bankbanus“, sind mit Glück auch nationale Motive zur Verwendung gekommen. Die neueste ungarische Oper „König Stephan“ brachte es nur zu einem Achtungserfolg. Im übrigen lebt die pester Oper fast ausschließlich vom Auslande: von den Deutschen, Italienern und Franzosen. Es ergeht den Ungarn somit hinsichtlich der Musik ein wenig ähnlich wie den Engländern. Eigenartig und interessant ist das ungarische Volkslied, welches man in verschiedenen Liederspielen und im pester Volkstheater zu hören bekommt. Die bedeutendste Stellung in der ungarischen Musik nehmen natürlich die Zigeuner ein. In Budapest treten dieselben zumeist in sehr civilisirtem Gewande auf: in schwarzen Anzügen, um den Hals gewöhnlich eine schwarze Schleife, mit gelben Fransen. Sie spielen überall und unaufhörlich; wo man nur hinkommt, in öffentlichen Gärten, bei Banketten, allenthalben hört man die Zigeuner, und alle ihre Melodien haben eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einander Wer diese erst langgezogenen dann toll durcheinander schwirrenden Weisen längere Zeit anhören kann, ohne nervös zu werden, den beneide ich, mir ist es nicht möglich. Bewundernswert ist die Ausdauer dieser Menschen. Ich habe eine solche Capelle einmal zehn Stunden lang, eine ganze Nacht

hindurch, fast ohne Unterbrechung spielen hören, und am Abend war sie bei einem Feste wieder bis tief in die Nacht hinein am Platze. Die Zigeuner in Ungarn sind in den Alleinbesitz der Musik gekommen, wie die Juden des Mittelalters in den des Handels. Fremdlinge, heimatlos, kamen sie in das Land, und um in demselben einen sicheren Aufenthalt zu haben, wußten sie sich unentbehrlich machen. Von Natur aus für die Musik veranlagt, wie jene für den Handel, erkannten sie, daß die Herren dieses Landes nicht ohne dieselbe leben konnten, aber nicht fähig wären, sie auszuüben, und erwarben, indem sie sich ihrer ganz bemächtigten und sie den Anforderungen und Bedürfnissen ihrer neuen Herren anpaßten, sich ein Recht des Daseins, und der Beruf erbte sich im Stamme, in den Familien fort. So entstand jene hohe Künstlerschaft der Zigeuner, die bewundernswert ist, solange sie sich in den Grenzen des ererbten Gebietes bewegt, aber versagt, wenn sie sich an neue, fremde Aufgaben wagt, wo angeborenes Talent und Uebung nicht mehr ausreichen, sondern ernstes Fachstudium notwendig wird.

Am meisten nationalen Charakter zeigt die ungarische Litteratur, und sie spielt im pester Leben eine hervorragende Rolle. Mit dem bedeutendsten, jetzt lebenden ungarischen Schriftsteller, Maurus Jokai wird ein wahrhafter Cult in Pest betrieben, man feiert ihn wie einen zweiten Goethe oder Viktor Hugo. Wir wissen wie übertrieben dieser Cult ist, denn wenn auch „Ein ungarischer Nabob,“ „Ein Goldmensch,“ und „Schwarze Diamanten“ zu den besseren Romanen der Neuzeit gehören, so zählen doch auch seine wertlosen, nur auf die krasse Spannung berechneten Schriften, wie „Durch alle Höllen,“ „Schöne Mikhal“ &c. nach Dutzenden. Was man hauptsächlich vom Romandichter verlangt, Charaktere zu schaffen und in

voller Pracht hinzustellen, versteht Jokai wenig, die meisten seiner Gestalten sind entweder ideale Musterhelden oder schaurige Musterbösewichte, dagegen weiß er stets packende Situationen zu schaffen und versteht die Kunst des Erzählens wie Wenige. Er umgiebt sich in Pest wie ein Gott mit einer schwer übersteigbaren Mauer, ist aber gegen den, dem es gelingt, sie zu überwinden, von gewinnender Liebenswürdigkeit. Die am meisten gelesenen und bekannten Nationaldichter sind Petöfy und der Epiker Johann Arany, der von vielen Ungarn als Künstler über Petöfy gestellt wird. Für die Verbreitung literarischer Bildung sorgen in Pest die Petöfy-, die Kisfaludy- und die die Franklingesellschaft, welche viele Mitglieder zählen. Um die Verdeutschung Petöfy's, des in Deutschland am meisten bekannten ungarischen Dichters, der im Leben und Dichten viele Aehnlichkeit mit unserem Th. Körner besitzt, hat sich namentlich L. Neugebauer in Pest verdient gemacht. Da die Magyaren es in allen Dingen ihren Nachbaren, zumal den Deutschen gleich thun wollen, so müssen sie natürlich auch ein Gegenstück zu dem bedeutendsten Denkmal deutscher Dichtung, sie müssen ihren „ungarischen Faust haben." „Die Tragödie des Menschen," nennt sich das phantastische Märchendrama von Madach, welches sehr originell ist, aber an den „Faust" natürlich nicht hinanreicht. Man giebt es häufig am budapester Nationaltheater mit vielem Prunk und großem Beifall.

Das Theater nimmt den hervorragendsten Platz im geistigen Leben Budapests ein. Es giebt daselbst augenblicklich vier ungarische Bühnen: die Oper, das Nationaltheater, das Volkstheater, das Ofener Festungstheater. Die Oper, ist ein herrlicher Prachtbau, nach dem neuen Asphaleiasystem gebaut; man kann auch mit ihren Leistungen zufrieden sein.

Da die dramatische Litteratur Ungarns sehr gering ist — der meistgespielte Autor ist Szigligeti — so behilft sich das Nationaltheater, unter Direktor Paulay, zumeist mit Uebersetzungen aus fremden Sprachen. Von deutschen Autoren spielt man Schiller, Goethe, Gottschall, Lindau, Moser: hauptsächlich aber wird das Repertoire aus den modernen französischen Salonstücken gebildet. Diese werden auch am besten dargestellt. Bei classischen, womöglich in Versen geschriebenen Stücken macht den Durchschnitts-Schauspielern der Charakter der ungarischen Sprache das Vermeiden des hohlen Pathos nicht leicht, letzteres verunziert auch wirklich sehr oft die Darstellungen und macht sich namentlich in den Volksstücken, die die größte Einfachheit und Natürlichkeit erfordern, sehr unangenehm bemerkbar. Das ungarische Volksstück ist eigentlich nicht viel mehr als ein Liederspiel, Charakteristik und Handlung sind sehr spärlich darin vertreten, die eingestreuten Volkslieder und Duette bilden den Hauptreiz. Man muß sie von der Blaha vorgetragen hören, um zu empfinden, welcher Reiz in ihnen wohnt. Luise Blaha (im Privatleben Baronin Splényi) ist nicht nur die bedeutendste ungarische, sondern eine der bedeutendsten Schauspielerinnen der Gegenwart überhaupt. Eine entzückende Erscheinung von mittlerer Größe, eine natürliche Grazie, verbunden mit schelmischer Coquetterie, genaue und feine Beobachtungsgabe und eifriges Studium, eine nicht große, aber ungemein sympathische Stimme, scharfe Charakteristik und tiefes, sich in ernsten Momenten zu tragischer Größe erhebendes Gefühl zeichnen sie aus. Ihre Spielweise klingt nicht selten an die unserer Niemann-Raabe an, wenigstens besitzt sie dieselbe Gabe, bei reichster Nüancierung und feinster Pointierung immer natürlich zu erscheinen. Sie war früher der Stern des Volkstheaters, jetzt ist sie ihre eigene

Directorin. Europa darf Ungarn um diese Künstlerin umsomehr beneiden, als sie ohne eigentliche Partner dasteht und gewöhnlich die Kosten ihrer Spielabende allein trägt. Wenigstens zählt die ungarische Bühne wohl noch manches recht tüchtige Talent, aber kein zweites Genie wie die Blaha. Auch der Landes-Theaterschule — eine Einrichtung, in der Pest Berlin voraus ist — ist es noch nicht gelungen, ein solches zu erwecken. Das deutsche Theater ist bekanntlich abgebrannt und soll wieder aufgebaut werden.

Im wissenschaftlichen Leben Budapests nimmt natürlich die Universität eine hervorragende Stellung ein. Dieselbe zählte, den officiellen Berichten zufolge, im Wintersemester 1884 an Lehrkräften 173, an Hörern 3369 Mitglieder, welche sich unter die 4 Facultäten verteilen, und hatte einen Etat von 833 463 Fl. Sie befindet sich in einem ziemlich unscheinbaren und unmodernen Gebäude. Erst in neuester Zeit hat man begonnen, für die wissenschaftlichen Institute, zumal die der medicinischen Facultät, würdige und den Anforderungen der Neuzeit entsprechende Auditorien und Laboratorien herzustellen. Ein zweiter Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bestrebungen ist die 1830 durch Széchényi begründete Akademie der Wissenschaften, in ihrem eigenen geräumigen Gebäude an der Donau. Sie besitzt ein Vermögen von etwa 2 Millionen Gulden und zerfällt in drei ziemlich selbstständige Klassen: für Philologie und Litteratur, Philosophie und Geschichte, Mathematik und Naturbeschreibung. Das Organ der letzteren, die „Ungarische Revue", erscheint auch in deutscher Sprache. Sonst haben fast alle ungarische Gelehrten es sich zum Grundsatz gemacht, die Ergebnisse ihrer Forschungen in erster Linie in ungarischer Sprache zu veröffentlichen, was natürlich den wissenschaftlichen Verkehr mit anderen Ländern, die Anknüpfung an

ihre Forschung und Studien, sehr erschwert. Auch an der Universität werden nur einige Extracollegien in deutscher Sprache gelesen, alle anderen ungarisch, auch die über deutsche Litteratur. Hervorragend sind die Sammlungen des Landesmuseums in Budapest, welche unter der Leitung des gelehrten Franz von Pulßky stehen. Ungarn, in dem so viele Völkerstämme gewohnt und gekämpft haben, muß einen schier unschätzbaren Reichtum von archäologischen Schätzen in seinem Boden aufgespeichert haben, und was bisher davon ausgegraben und zur Aufstellung gelangt ist, kann notwendig nur ein Teil davon sein. Dennoch ist auch dies bedeutend. Bis zur Römerzeit reichen unsere Kenntnisse hinab — wie es vordem in Ungarn aussah, davon kann man sich noch kein rechtes Bild machen; so interessant auch die prähistorischen Funde sind, ein vollständiges Bild geben sie noch nicht. Auch die Landesbibliothek ist wertvoll, namentlich in Hungaricis von seltener Vollständigkeit.

Von staatlichen Lehrinstituten in Pest wollen wir nur noch das Polytechnikum mit ungefähr 500 Schülern und die Kunstgewerbeschule erwähnen, beide Anstalten sind in ihrer heutigen Gestalt noch jung und ihre Entwicklung keinesfalls als abgeschlossen zu betrachten. Von anderen wissenschaftlichen Instituten erwähne ich der „königl. Gesellschaft für Naturwissenschaften," welche sich in der gebildeten Bevölkerung großer Anteilnahme erfreut und deren Monatshefte, Sammlungen populärwissenschaftlicher Vorträge u. s. w. viel und gern gelesen werden.

Was die Qualität, die Leistungen dieser Institute betrifft, so wäre es ein verfrühtes Beginnen, heut bereits ein Urteil abzugeben. Es kann nur im eigensten Interesse Ungarns liegen, wenn man dieses Culturland rücksichtlich seiner Leistungen auf fast allen Gebieten noch keinen Vergleichen mit denen

älterer aussetzt. Hüte es sich nur selbst, in allzu hochgradigem Selbstgefühl dergleichen zu provociren, indem es den Meister zu spielen versucht, da seine Lehrjahre noch nicht abgelaufen sind, sonst möchte die Lorbeerkrone, die es sich allzu leichtlich auf's Haupt setzt, sich ihm schnell in eine Dornenkrone verwandeln. Stadt nnd Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft, Alles steckt in Budapest noch in den Lehrjahren, und das ist ein schlechter Lehrbursch, der seinen Meistern, welchen er alle Griffe und Praktiken ablernt, mit Verachtung begegnet und ihnen hinterrücks Fratzen schneidet.

Ungarische Frauen.

Es ist kein leeres Geschwätz, wenn man von der Schönheit der ungarischen Frauen spricht. In wenigen Ländern der Welt wird man eine solche abwechslungsreiche Fülle der hinsichtlich des Typus oft ganz verschiedenen weiblichen Figuren finden als in der ungarischen Monarchie, und doch haben auch die entgegengesetztesten Erscheinungen in gewissen charakteristischen Punkten übereinstimmende, nur ihnen allein eigentümliche Merkmale, welche uns berechtigen, sie als eine einzige, von den Frauen anderer Länder völlig unterschiedene Rasse zu betrachten. Wem es darum zu thun war, sie näher kennen zu lernen, der fand seiner Zeit auf der Pester Landesausstellung vollauf Gelegenheit dazu. Um die sechste und siebente Abendstunde, wenn die Ausstellungshallen und Pavillons geschlossen wurden, versammelte sich auf dem großen freien Platze vor dem Industriegebäude, um

die Fontäne herum, Jung und Alt, und innerhalb weniger Minuten entfaltete sich hier ein lebhaft bewegtes, überaus reizvolles Bild. Während die Zigeunerkapellen ihre bald sehnsuchtsvoll schwermütigen, bald toll aufjauchzenden Melodien ertönen ließen, promenirte Hoch und Niedrig, Arm und Reich, elegante Magnaten, Bürger- und einfache Bauernfamilien zwanglos umher, man plauderte scherzte und lachte. Welche Fülle von sinnberückenden Erscheinungen, welche Mannigfaltigkeit der Trachten und Farben, welches Durcheinander der verschiedenen Sprachen! Und wie oft täuschte hier den anfmerksamen Beobachter seine Vermutung, wenn er aus dem Munde einer blauäugigen, blondlockigen Jungfrau volle und reine magyarische Laute und von den Lippen einer üppigen Schönen mit dunklen Haaren und scharfgeschnittenem Profil ein reines, wenn auch nicht dialektfreies Deutsch hörte, wenn jene Dame mit der bizarren Frisur in der modernsten Pariser Garderobe plötzlich zu ihrem Nachbar in der kroatischen Sprache krähte, und der Letztere, ein schlanker brauner Herr mit rothem Fez auf dem Haupte, vielleicht Französisch mit gutem Accent antwortete! Aber gerade die anscheinenden Widersprüche, diese Vermischungen der Nationalitäten reizen zu immer wiederholten Beobachtungen, zu immer neuem Versenken in dieses lebhafte Treiben, das um so interessanter wird, je mehr man sich mit ihm beschäftigt.

Hinsichtlich der Schönheit der Bewohner besteht der große Unterschied zwischen Norddeutschland und Oesterreich, daß in jenem die körperliche Wohlbildung des Mannes die der Frau übertrifft, in diesem das Umgekehrte der Fall ist. So edle, schöne Männergestalten, wie man sie in Norddeutschland gar häufig findet, besonders im Heere, sucht man im Allgemeinen in Oesterreich vergeblich, während daselbst wieder in der

Regel die Frau kräftiger gebaut, von temperamentvollerer Rasse ist, als die zarte, blonde, norddeutsche Gretchengestalt. Ungarn nun ist in der glücklichen Lage, zahlreiche schöne Menschen beider Geschlechter aufweisen zu können. Nordische Kraft und südliche Grazie vermählen sich in seinen Männern und seinen Frauen. Von all' den Völkerschaften, welche im Laufe der Jahrhunderte das Theiß- und Donauland beherrscht und bewohnt haben oder teils noch bewohnen: Germanen, Römern, Hunnen, Magyaren, Türken, Rumänen, Slaven in den verschiedensten nationalen Abstufungen (Serben, Kroaten, Slowaken 2c.), hat jede etwas zur geistigen wie zur körperlichen Bildung der heutigen Ungarn beigetragen, und das Blut, das in den Adern der Letztern fließt, ist ein Gemisch ihrer aller, und doch an sich, ohne jede historische Voreingenommenheit betrachtet, wieder ein reines, unverfälschtes. Der Ungar und die Ungarin wollen und können mit keinem andern Volk der Welt in Vergleich gesetzt, sie dürfen nur aus sich selbst beurteilt und geschildert werden, denn sie bilden eine einzige Erscheinung unter den ganzen Völkern aller Zeiten.

Es ist schwer, ja unmöglich, in kurzen Worten das Wesen der ungarischen Frau erschöpfend zu charakterisieren. Man kann natürlich nicht apodiktisch sagen: die Ungarin hat eine solche Gestalt, solche Haar- und Augenfarbe, ihr Temperament ist der Art und ihr sonstiges Wesen solcher Gestalt. Bei einem Volke, welches der Entwicklung jeder Eigenart so viel Spielraum läßt, wie das ungarische, welches die persönliche Freiheit so über alles setzt und auch der Frau einen so weiten Spielraum gestattet wie kaum ein zweites Volk der Erde, mußte sich selbst unter den wenigen Millionen seiner Bewohner eine überraschende und verwirrende Anzahl

von einander grundverschiedener Individualitäten bilden.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß der Charakter der beiden Geschlechter bei den Ungarn kein so durchaus und in allen Punkten entgegengesetzter ist wie bei den Germanen, oder im Gegenteil geradezu changirt, wie so oft bei den Slaven, sondern daß eine gewisse gegenseitige Annährung, ein Austausch einzelner Züge stattfindet, der aber den natürlichen geschlechtlichen Charakter im Grunde nur wenig verändert. Der Ungar zeigt manchen weiblichen Zug, eine gewisse Weichheit, kleine Eitelkeit, Liebe für Putz und Spiel und Tanz, nicht selten Abneigung gegen die harten Kämpfe des Lebens, aber er ist und bleibt doch immer ein ganzer Mann. Die Ungarin hat diesen und jenen männlichen Zug, sowohl körperlich wie seelisch, und doch überschreitet sie nie und nirgends die Grenze des ewig Weiblichen. Sie hat in der Regel volle, kräftige Formen, breite Schultern, eine wohlgewölbte Brust, ohne daß sie darum kolossal erscheint, denn ihre Gestalt hält stets ein edles Mittelmaß ein. Ihr Profil ist scharf und charakteristisch geschnitten, aber die „Adlernase“, welche man ihr so oft nachsagt, habe ich nicht allzuhäufig bei ihr gefunden. Das Haar ist zumeist dunkel, wenn auch nicht gerade schwarz, bisweilen hat es auch die Farbe des die Hauptstadt durchströmenden Flusses, der „blonden Donau,“ wie man sie in Pest nennt. Das Antlitz hat zu meist regelmäßige, ovale Form, zieht sich aber äußerst selten so lang und spitz, wie wir es oft in Deutschland beobachten, die Wangen sind voller und breiter, die Backenknochen treten um ein ganz klein wenig stärker hervor. Die Lippen sind voll und rot, aber nicht so klein wie bei einer Französin; die Gesichtsfarbe zeigt fast stets die bräunliche Röte der Gesundheit. Was jedoch dem Antlitz der

Ungarin erst den eigentlichen Charakter verleiht und sich auch in keiner Hinsicht beschreiben läßt, das sind die Augen. Man kann von ihnen nur sagen, daß sie wunderschön sind, denn es fehlen der Sprache die Worte, um zu schildern, wie sie blitzen und schmeicheln, zürnen und kosen, lachen und weinen, Neid und Haß, Eifersucht und Zorn, glühende Liebesleidenschaft, heiße Sehnsucht und gestilltes Glück ausdrücken und erwecken, wie sie Trauerspiele und Komödien auf der Bühne des Lebens veranlassen und von Romanen erzählen können, die noch abenteuerreicher, romantischer und sonderbarer sind als diejenigen Maurus Jokai's, noch phantastischer als diese und doch kein Werk der Phantasie. Bei der Deutschen ist unseres Erachtens die schönste Partie des Kopfes die Wange, bei der Engländerin das Haar, bei der Französin der Mund und das Näschen, bei der Ungarin aber das Auge. Darum ist es auch nicht wahr, was so oft behauptet wird, daß die Schönheit der Ungarin rascher verblühe als die der Frauen anderer Nationen; ihr Erlöschen hängt nicht von dem wachsenden Umfange der Gestalt ab, sondern sie schwindet erst, wenn das Auge seinen Glanz verliert, wenn sein feuchter Schimmer gänzlich in thränendem Wasser untergeht, oder der große, durchdringende Blick starr und unheimlich wird.

Der Charakter der Ungarinnen ist so mannigfaltig wie die äußeren Erscheinungen derselben, obwohl alle einzelne verwandte Züge zeigen. Im Großen und Ganzen ist er gerade so zusammengesetzt, so rätselhaft und unlösbar, so voll scheinbarer Widersprüche und doch von harmonischer Einheit wie der weibliche Charakter allenthalben in der Welt. Die Ungarin ist ebenso häuslich wie die Deutsche und fast ebenso geschäftsgewandt und fleißig wie die Französin. Aber wenn sie auch nicht ganz so repräsentations-

kundig ist wie die Engländerin und nicht ganz so unwiderstehlich energisch wie die Russin, so bleibt sie doch in ihrer Eigentümlichkeit ein reizendes und fesselndes Geschöpf. Sie will nicht völlig aufgehen im Leben eines Andern, sie will sich nicht plagen von früh bis spät, noch geht ihre Selbstverleugnug weit genug, um sich ganz mit Leib und Seele in den Dienst einer Sache, einer Idee zu stellen; sie hält auch viel darauf, ihr Leben zu genießen, und man muß ihr zugeben, daß sie dies trefflich versteht. Und wie weit ist sie dennoch von der bloß materiellen Genuß- und Vergnügungssucht der Wienerin entfernt! Wiewohl sie Speise und Trank, Tanz und Putz außerordentlich liebt, geht sie doch nicht völlig darin auf, sondern pflegt auch noch höhere Interessen. Zwar die Wissenschaften kennt sie zumeist nur vom Jugendunterricht her und betreffs der schönen Künste begeistert sie sich in der Regel nur für Musik, Gesang, Schauspiel und ein wenig für die Litteratur. Dafür ist ihr aber die Politik minder fremd als den Frauen in Norddeutschland oder gar in Oesterreich. Sie weiß bezüglich der meisten Tagesfragen Bescheid und versteht in Gesellschaft darüber zu diskutieren; aber sie kennt die Grenze, welche sie nicht überschreiten darf, ohne unweiblich zu werden. Sie ist eine gute Patriotin und hält, wenn sie eine Pesterin ist, ihre Hauptstadt für den schönsten Ort der Erde. Ist sie vermählt, so ist sie ihrem Manne in der Regel eine treue Gattin, aber sie verlangt von ihm, daß er ihre Liebe nicht wie etwas Selbstverständliches hinnehme, sondern sich bemühe, ihr alle Tage liebenswürdiger zu erscheinen. Sie besitzt viel Ehrgeiz, oft mehr als ihr Mann, und möchte gern Grund haben, vor der Welt stolz auf ihn sein zu dürfen. Gar mancher ist in die politische Laufbahn erst durch seine Gattin gedrängt worden, und diese hat es verstanden, durch

Aufgebot all' ihrer persönlichen Mittel ihm einflußreiche Protektion, Rang und Stellung zu verschaffen. Ihrer Leidenschaft, ihrer Liebe giebt sie sich ganz und unaufhaltsam hin, ohne Rücksicht auf äußere, konventionelle Schranken, und wem es gelang, sie zu gewinnen, dem wird sie sich nicht nur zur Hälfte gewähren und zur Hälfte versagen. Sie liebt es, den Becher des Genusses bis zum letzten Tropfen zu kosten, und denkt, wenn sie ihn ansetzt, nicht daran, daß vielleicht auf dem Grunde Wermut liegt.

Wie wir schon oben erwähnten, ist der Kunsttrieb der ungarischen Frauen nicht in dem Maße ausgebildet, wie etwa bei den deutschen. Ungarn hat zum Beispiel nur eine einzige Malerin von Bedeutung, Vilma Parlaghy, eine Schülerin Lenbach's, deren Porträts ihr schnell einen bedeutenden Ruf verschafft haben. Die Bühne mit ihrer reichen Abwechselung von Freude und Trauer, Lust und Schmerz, welche ein keckes Heraustreten aus dem Rahmen der Alltäglichkeit bedingt, sagt ihnen dagegen weit mehr zu. In erster Linie muß hier Luise Blaha erwähnt werden. Wenn sie in einer anderen, verbreiteteren Sprache spielte, so würde sie schon längst heut einen europäischen Ruf genießen.

In Geschichte und Sage des Ungarlandes spielt die Frau keine geringe und fast immer eine bewunderswerte Rolle. Auch hier erscheint sie bereits als ein Mittelwesen zwischen der leidenschaftslosen, ganz in Hingebung und Duldung aufgehenden Germanin und der energischen, den Mann oft genug tyrannisirenden Slavin. Von hohem Ehrgefühl, von leidenschaftlicher Hingabe beseelt, tritt sie gleichwohl bescheiden hinter den Mann zurück, so lange dieser ihres thatkräftigen Beistandes nicht bedarf; aber in den Augenblicken höchster Gefahr steht sie mutig ihm zur Seite, mit ihm kämpfend und, wo es not thut, auch mit ihm

sterbend. Wem fallen hier nicht die beiden herrlichen Frauengestalten, Eva und Helene, aus Körner's „Zrinyi" ein, Frauen, in deren Adern echtes Ungarblut rollt, denen Freiheit und Ehre über Alles geht, die sich nicht scheuen, die brennende Fackel in den Pulverturm zu schleudern, um nicht in die Hände des erbarmungslosen Feindes zu fallen. Von manchen ähnlichen, der Bewunderung werten, historisch beglaubigten Frauengestalten wissen die alten Chronisten und die Dichter des eigenen Landes zu erzählen, von Susanna Lorántffy, des ritterlichen Dobozy heldenmütigem Weibe, das sich den Tod durch die Hand ihres Gatten erbat, um nicht ein Opfer der Tartaren zu werden, und vielen ähnlichen, die aufzuzählen hier zu weitläufig wäre. „Wir sehen", sagt ein hervorragender Kenner der ungarischen Frauenwelt, „die Ungarfrau vom goldenen Scheine der Romantik des Mittelalters umstrahlt, wie sie mit dem sausenden Speer den flüchtigen Hirsch verfolgt, wie ihr Säbel durch den Qualm des Pulverdampfes blitzt, wie sie in härenem Bußgewande in der kalten Marmorhalle des Klosters betet, das edle Antlitz vom Nonnenschleier umrahmt, die ungeheure Entsagung im Herzen, lechzend nach Buße und Erlösung; wir sehen Schönheit, Tugend, Weisheit und Tapferkeit in der zarten Hülle der Frauengestalt."

Nicht ganz in so erhabenem Lichte erscheint uns die ungarische Bäuerin und Rittersfrau, wie sie uns das einheimische Volkslied hinstellt. Unter vielen rührenden und erhabenen Zügen ersehen wir doch auch hier manchen leichtsinnigen, unbedachten Streich, manche pietätlose Handlung. Aber wir müssen uns eben in den Volkscharakter hineindenken, in dieses seltsame Gemisch von Hochsinn und Sinnlichkeit, und müssen immer bedenken, daß bei einer Frau, in deren Adern unverfälschtes Magyarenblut fließt, alle anderen

Stimmen schweigen, wenn die des Herzens, der Leidenschaft spricht.

Es bleibt noch übrig, ein Wort über die Trachten der ungarischen Frauen zu sagen. In früheren Zeiten liebten in diesem Punkte selbst die höchsten Stände die größtmöglichste Einfachheit. Nur von wenigen Königinnen und Prinzessinnen ist uns bekannt, daß sie eine glänzende Ausstattung erhielten, so von der heiligen Elisabeth, Tochter Andreas II., der Gemahlin des Landgrafen von Thüringen. Damals trugen auch Hoch und Niedrich, Adelig und Bäuerlich die gleiche einfache Kleidung. Wir wissen, daß dieselbe sich seit jener Zeit in einzelnen Strichen des Landes noch erhalten hat, so als Volkstracht der Szekler. Diese zeichnet sich in der That durch große Einfachheit aus. Bei den höheren Ständen stellte sich allmälig das Luxusbedürfniß ein, welches in immer höherem Maße befriedigt wurde. Die Trachten näherten sich hier stets mehr der allgemeinen französischen Mode. Heut legen die Magnatenfrauen das Nationalkostüm nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, Hoffesten und dergleichen an, und auch in diesem Falle tritt es nur in sehr civilisirter Form auf. Rock und Taille bestehen aus schweren, kostbaren Stoffen, Seide, Atlas oder Sammet, welche mit reicher Gold- und Silberstickerei und mit Edelsteinen besetzt sind. Ueber die Schulter wird alsdann ein nationales Kleidungsstück, die mit Pelz besetzte und reich verzierte Mente geworfen, die am Halse mittelst einer starken Bindschnur zusammengehalten wird. Dieses Kostümstück ist, in etwas verschiedener Ausführung, Männern und Frauen gemein; die ersteren tragen es in ähnlicher Weise über dem eng anliegenden Dolman. Im alltäglichen Gesellschaftsleben tragen die Damen der hohen Stände — die der mittleren immer — die gewöhnliche französische

Salon- und Straßentracht ebenso wie die Herren. Anders ist dies im Volke. Hier werden die alten Nationaltrachten von Männern und Frauen noch wirklich getragen, und eine Fülle der mannigfaltigsten, verschiedenartigsten Kostüme hat sich herausgebildet. Man kann kaum von einer ungarischen Nationaltracht sprechen, denn in jedem Komitat Ungarns kleidet man sich wesentlich anders und hängt mit Treue und Zähigkeit an den althergebrachten Gewohnheiten. Hiezu kommt, daß in Ungarn noch eine große Anzahl anderer Nationaltrachten durcheinander wohnt, welche jede ängstlich über die Aufrechterhaltung ihrer eigenen Nationaltracht wachen; Deutsche, Rumänen, Serben, Slovaken, Bulgaren. Die Kleidungsstücke werden meist im Hause angefertigt; kein ungarisches Bauernmädchen läßt sich von einer Schneiderin oder Putzmacherin in der Wahl ihrer Toilette beeinflussen. Gewisse Merkmale und Einzelheiten sind fast allen Nationaltrachten gemein. Zunächst die Fußbekleidung. Dieselbe besteht aus zierlichen Csismen von rotem oder gelbem Leder. Sie gehen ziemlich hoch hinauf und haben eine dem Männerstiefel ähnliche Form. Sodann der bunte, kurze Rock, der mit Bändern und Streifen verziert zu sein pflegt, das kokette Mieder, das farbige, über der Brust zusammengesteckte Busentuch und der Kopfschmuck, welcher gewöhnlich in einem Tuch oder Häubchen besteht. Die Magyarin begnügt sich in der Regel mit einfachen, milden Farben, während die Rumänin, Bulgarin, Serbin mit Vorliebe schreiende und grelle Farben anwendet. Namentlich zeigen Busentuch und Schürze hier oft ein buntgemustertes Durcheinander aller möglichen Farben. Nicht selten finden sich auch schmale und breite Ledergürtel, welche mit Blumenstickerei verziert sind. Künstliche Blumen liebt die Ungarin und wendet sie an passender Stelle an. Die Sächsinnen in Siebenbürgen tragen auf

dem Haupte eine hohe schwarze Mütze ohne Deckel mit Bändern, während das Brusttuch vorn durch ein handgroßes, kreisrundes Heftel zusammengehalten wird, welches mit nachgemachten und Halbedelsteinen besetzt wird. In der Zips tragen die jungen Mädchen Schürzen, die sie selbst mit ihrem Namen und Geburtsjahr bestickt haben.

Was Schmucksachen betrifft, so unterscheiden diese sich nur in geringem Maße von den in ganz Europa üblichen. Nur eine nationale Specialität muß erwähnt werden. Man findet in den ungarischen Gebirgen häufig den Opal, einen Halbedelstein von milchweißer Grundfarbe, dem jedoch eine seltsame, röthlich-bläulich schillernde Leuchtkraft eigentümlich ist. Dieser wird zu allerhand Schmucksachen, Brochen, Ringen u. s. w. verarbeitet, welche man für einige Gulden zu kaufen erhält.

Bei dem ungarischen Landvolke ist, wie oben gesagt, die häusliche Thätigkeit eine sehr ausgedehnte. Die ungarische Bäuerin ist fleißig und leistet in weiblichen Arbeiten, wenn man den geringen Unterricht, den sie erhält, in Betracht zieht, Staunenswertes. Sie webt Teppiche und Decken buntfarbigen Musters, sie bestickt die eigenen Kostüme, die Bettkissen, die Hauswäsche und die Kleidungen, Hosen, Szür und Gürtel ihrer Verwandten, fertigt künstliche Blumen und bildet aus dem im Lande häufig vorkommenden Zündschwamm reizende kleine Nippessachen, sowie Gegenstände für den Toiletten- und Hausbedarf. So bemüht sie sich eifrig und redlich, innerhalb der Grenzen, die ihr durch ihr Geschlecht gezogen sind, für die Fortentwickelung und Weiterbildung ihrer Nation mit Erfolg zu wirken.

Handel und Industrie.

Ausstellungen und Bälle besitzen, so wenig Gemeinsames sie auch sonst haben, doch darin eine nicht zu verleugnende Aehnlichkeit, daß sie den, welcher sie zum ersten Mal besucht, durch den reizvollen, raschen Wechsel bunter Bilder, die Fülle der verschiedenartigsten und doch zu einem Zweck vereinigten Erscheinungen, eine das Ganze durchdringende frohe und festliche Stimmung mächtig anziehen, daß aber, sobald man ihrer mehrere rasch hintereinander besucht, die Kraft des Eindrucks bedeutend nachläßt, die Wirkung immer schwächer und schwächer wird, je mehr der Reiz der Neuheit schwindet. Man kann sich dann jenes Gefühls nicht erwehren, das sich dessen bemächtigt, der eine Anzahl moderner Salonromane in einem Zuge durchliest: der Empfindung, daß man eigentlich nur von ein- und derselben Schüssel zehnmal gegessen und nur die Garnirungen verschieden gewesen und hier oder da dies oder jenes Ingredientium ein wenig stärker oder schwächer herausgeschmeckt habe. Um es mit einem offenen Wort zu sagen: die moderne Weltausstellungsmanie fängt an, ein wenig lächerlich zu werden, die Ausstellungen fangen an, uns zu langweilen, denn sie gleichen einander zumeist wie ein Ei dem andern: man bekommt überall und allenthalben dieselben elegant und tadellos gearbeiteten Gegenstände zu sehen, bei denen man es auf den ersten Blick heraus hat, daß sie nur ad hoc, nur um der Prämiirung willen so elegant gearbeitet worden sind, daß aber die für den Tagesgebrauch bestimmten Produkte nicht entfernt an sie heranreichen, man sieht überall dieselben weiten Hallen und zierlichen Pavillons, die gleichen Renaissancemöbel und Majoliken, die gleichen Siegessäulen aus Stearin, und Ehrenpforten aus

Conservebüchsen, hört dieselben Locomobilen brummen und dieselben Erard'schen Flügel von barbarischen Händen malträtiren und muß überall den unverschämten Restaurateuren auf den Ausstellungsplätzen für kleine und spottschlechte Speise- und Getränkportionen exorbitante Preise und den Hotelwirten und Fiakern in der Stadt doppelte, auch dreifache Taxe zahlen. So war es, mit größeren oder geringeren aber an sich wenig bedeutenden Abweichungen im einzelnen, in London und Paris, in Wien und Philadelphia und anderen Orten. An einen praktischen Zweck denkt man bei diesen großen Weltausstellungen schon längst nicht mehr, dafür folgen sie viel zu schnell auf einander. In den wenigen Jahren, welche zwischen den einzelnen liegen, können Industrie, Landwirtschaft, Handel u. s. w. unmöglich Fortschritte von wirklich einschneidender Bedeutung machen — dazu sind wenigstens Jahrzehnte erforderlich — und um kleine Veränderungen und Verbesserungen auf einzelnen speciellen Gebieten zu zeigen, bedarf es wahrlich so gewaltiger Kosten und Verluste — denn unmittelbaren materiellen Gewinn hat noch keine Ausstellung gebracht — keineswegs. Jeder sogenannte Gewinn ist doch nur ein Scheingewinn, der Verlust an Zeit und Arbeitskraft aber ist enorm und schwer wieder einzubringen. Gewinn erzielen nur einzelne reklamesüchtige, nach Diplomen und Medaillen hungernde Aussteller, zumeist Großindustrielle, sowie die Hoteliers und Fuhrwerksbesitzer der betreffenden Städte.

Anders liegt die Sache bei den in jüngster Zeit in Aufnahme gekommenen Landesausstellungen. Diese können, wenn sie geschickt geleitet, übersichtlich angeordnet und wirklich reichlich und in umfassender Weise beschickt werden, für ihr Land und für die Welt einen praktischen Nutzen haben, indem sie der letzteren ein getreues vollständiges und nicht ge-

schmeicheltes Bild von dem derzeitigen Stande aller geistigen und materiellen Leistungen des Landes, seiner Stärke oder Schwäche auf den verschiedensten Gebieten geben. Und dieses Ziel zu erreichen ist für ein einzelnes Land wohl möglich, wenn eine feste und kluge Staatsleitung die maßgebenden Kreise des Landes für das Ziel zu interessiren weiß und ihnen ihre kräftige Unterstützung leiht, während es ein Ding der klarsten Unmöglichkeit ist, auf einem Platze und Punkte ein getreues und lückenloses Bild von den materiellen und geistigen Leistungen aller Culturländer der Welt zu geben. Eine Weltausstellung wird im besten Falle immer nur eine Skizze oder ein Carton sein, eine Landesausstellung kann sehr wohl ein völlig ausgeführtes, farbenreiches Bild werden. Eine Weltausstellung werden die meisten Nationen nur in den Richtungen beschicken, in welchen sie mit den anderen concurriren können und dieselben zu übertreffen hoffen, also in Produktionszweigen und Produkten, welche allen Culturnationen gemein sind, eine Landausstellung wird dagegen in der Regel das ganze Volk mit seinem individuellen Leben, Treiben und Arbeiten vorführen; bei jener feiert der nivellirende Einfluß der Weltkultur den Triumph, bei dieser teilt sich der originelle Volksgeist, soweit er sich noch gegen jenen erhalten konnte, mit demselben in den Triumph, und darum ist es nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß die Weltausstellungen vorläufig für einige Zeit recht wohl verschwinden könnten, um den in Schwung gekommenen Landesausstellungen Platz zu machen, welche unlängst erst wieder durch die italienische in Turin ihre Daseinsberechtigung glänzend dargethan und durch die Anfang Mai 1885 in der schönen Donaustadt Budapest eröffnete, aber erst fertig gestellte ungarische Landesausstellung einen neuen, glänzenden Erfolg errungen haben.

„Die sozialen Zustände Ungarns im ersten Viertel unseres Jahrhunderts waren folgendermaßen beschaffen. Viele unserer größten Magnaten kannten damals noch nicht ihr Vaterland, die Sprache ihrer Vorfahren war ihnen fremd, ihren Reichtum verschwendeten sie in den Hauptstädten des Auslandes, ihre Geisteskraft in geistloser Nachäfferei des Fremden. Die sich des Ruhmes hätten erfreuen können, daß Millionen ihre Namen segneten und verewigten, fanden ihr Vergnügen darin, eine kurze Weile von Narren und Müßiggängern als Helden gefeiert zu werden. Ihre europäische Bildung erkauften sie theuer, um den Preis der Vaterlandsliebe. Dahingegen blieb ein anderer, obwohl kleinerer Theil der Magnaten im Lande und meinte das Vermächtniß der Ahnen dadurch aufrecht zu erhalten, daß er jede höhere Bildung verleugnete. In Szürs und Gubas kamen diese Menschen auf Bälle, ließen sich auf der Gasse von einer Schaar trunkener Musikanten begleiten, kamen von Woche zu Woche in ein anderes Haus, um Fasching zu halten, nannten Gelehrte Narren, Bücher Lebensverkürzungsmittel, Arbeit Bauernpflicht und lebten in dem glücklichen Wahne, sie seien die Erfinder der wahren Lebensweisheit und echte Patrioten, indem sie sich keine Mühe gäben, das Fremde kennen zu lernen. Dieselben beiden Sinnesrichtungen verfolgte auch der mittlere Adel. In unseren sogenannten guten Häusern war entweder der nationale Geist völlig verbannt oder es herrschte ein wilder Ton gegen alles Nichtnationale. Die Mädchen durften nichts lernen, weil man glaubte, die unwissendste Frau sei die beste, und die Knaben lernten nur dann etwas, wenn ihrer zuviel waren und man befürchten mußte, daß nicht alle auf den väterlichen Feldern Platz hätten, Hasen zu jagen Und das Volk? Volk gab es damals noch nicht.

Das Wort „Arbeit“ war bei uns unbekannt. Was hätte ein ungarischer Edelmann arbeiten sollen? Handel und Handwerke trieben die deutschen Bürger. Zum Ackerbau war der Bauer gut genug, daß die Oekonomie eine Wissenschaft sei, ahnte man damals noch nicht in Ungarn. Wissenschaften brauchte man nicht. Wozu? Man konnte durch das viele Sitzen höchstens kränklich werden, und wer nicht etwa ein Professor werden wollte, hätte von seinem Wissen nicht den mindestens Nutzen gehabt. Hätte man sich auf die Pflege der Sprache verlegen sollen? Die Hungers sterbenden und wandernden Comödianten, die durch ein unglückliches Schicksal oder weil sie aus der Schule gestoßen wurden, diese Laufbahn wählten, waren ein abschreckendes Beispiel. Kaum wachte unter diesem schlafenden Geschlecht ein oder der andere hervorragende Geist, welcher die Vermutung weckte, unter diesem Kies liege Gold, man brauche nur danach zu graben.“ Mit diesen Worten schildert Moritz Jokai in seinem vorzüglichsten Roman „Ein ungarischer Nabob“ die inneren Verhältnisse seines Vaterlandes bis zum Jahre 1825.

Mit dem letzteren beginnt für Ungarn ein neues Leben, ja man kann sogar den Tag bezeichnen, an welchem dieses begonnen, es ist der 2. November 1825, an welchem Graf Stephan Szecheny, der geistige Vater des modernen Ungarn, die Anregung zur Gründung der ungarischen Akademie der Wissenschaften gab, indem er einen Jahresertrag seiner Güter spendete. Von nun an hob sich die Cultur Ungarns Schritt für Schritt. Der Adel verzichtete auf den größten Teil seiner geburtlichen Vorrechte, die Religionsgenossenschaften wurden einander gleichgestellt, eine schnell emporwachsende, fast völlig freie Presse verbreitete Belehrung und Bildung. Regelmäßige Volkszählungen und Katasteraufnahmen ge-

währten Ueberblicke über die Landesverhältnisse. Gewerbeausstellungen, Pferderennen, die Gründung einer Weinkulturgesellschaft und des Industrieschutzvereins suchten der Landwirtschaft und dem Gewerbe emporzuhelfen. Sparkassen und Banken wurden gegründet. Die Verkehrsmittel wurden vermehrt und verbessert, Eisenbahnen und Telegraphenlinien begannen das Land zu durchschneiden, die Dampfer der Lloyd- und der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft belebten die bis dahin todten Wasserstraßen des Landes und die Doppelhauptstadt wurde durch die Kettenbrücke, eines der modernen Weltwunder, zu einer einzigen Stadt verbunden. Wissenschaft und Kunst begannen emporzublühen, die Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher konstituirte sich, Dichter erstanden dem Lande, Kisfaludy, Arany, Vörösmarti, Petöfi, Jokai, auf den Brettern des neuerbauten Nationaltheaters erklangen zum ersten Mal von den Lippen bedeutender Schauspieler und Sänger Verse und Gesänge in ungarischen Worten und Weisen, die Straßen und Plätze der Hauptstädte füllten sich mit Denkmälern ungarischer Künstler. Es ward fleißig Umschau nach den vaterländischen Denkmalen der Vergangenheit gehalten, und Jahrhunderte alte Lieder, Bauwerke, Gerätschaften, Kunstprodukte wurden von Historischen Gesellschaften dem Verständnis der Gegenwart wieder zugänglich gemacht. Und alle diese und noch mehr mannigfaltigen, aber einem Ziele zugewendeten Bestrebungen fanden in dem ungarischen Nationalverein ihren Hauptstützpunkt, in jener Vereinigung der bedeutendsten, fähigsten und und vaterlandsliebendsten Männer ihre Landes. Da galten nicht mehr wie früher Vorrechte der Geburt und der Stellung. Ein einfacher Tischler figurirte in der Liste der Gründer neben den hochklingendsten Namen: nur der Willen und die Kraft wurden hier

geschätzt, nur die Absicht und das Vermögen, dem Vaterlande zu dienen, und in einem solchen Kreise konnte Szechenyi das Wort aussprechen: „Ungarn war nicht, es wird erst sein!“

Selbst der, welcher für die deutschfeindlichen „Magyarissimi“ — wenn es erlaubt ist, dieses Wort nach bekannter Analogie zu bilden — nicht die geringsten Sympatien übrig hat, wird zugestehen müssen, daß die Cultur eines Landes, in dem von einer solchen eigentlich überhaupt erst seit einem halben Jahrhundert die Rede ist, sich im Großen und Ganzen nicht vorteilhafter repräsentieren kann, daß die Lücken und schwachen Stellen, welche sie noch aufweist, erklärlich und natürlich sind. Wenn man den Rundgang durch die geschmackvollen Anlagen und Boskets des Stadtwäldchens, in dem sie errichtet ist, durch die 110 oder mehr Ausstellungsgebäude, von denen einzelne architektonische Meisterstücke sind, beendet hat und sich nun das Facit des Gesehenen zu ziehen bemüht, so wird man finden, daß Ungarn seinen unendlichen natürlichen Reichtum an Rohproducten wohl auszubeuten versteht, daß die Metode zur Gewinnung der Rohproducte, die Land- und Forstwirtschaft, der Bergbau und alle jene Gewerbe, welche sich unmittelbar an die Bodencultur anlehnen, wie die Mühlenindustrie, die Holzwaarenfabrikation, die Destillation, die Münzerei, die Goldschmiedekunst 2c. auf einer sehr hohen Stufe stehen und mit Umsicht und Energie betrieben werden, daß dagegen die meisten jener Handels- und Gewerbszweige, welche feiner entwickelte und höher ausgebildete, technische, intellectuelle oder mercantile Fähigkeiten verlangen, noch nicht auf jenem Punkte stehen, welchen zu erklimmen jedes wahrhafte Culturvolk sich bemühen muß, daß aber dies in nicht allzu langer Frist erreicht sein wird, wenn Ungarn unermüdet fortfährt, so energisch an

sich selbst zu arbeiten, wie bisher, und wenn es lernt, nichtmagyarischen Nationen und Nationalitäten, auf deren Unterstützung es dringend angewiesen ist, in liebenswürdigerer Weise als bisher entgegenzutreten. Nur einzelne derartige Industriezweige zeigen merkwürdigerweise eine außerordentliche, künstlerische Vollendung, z. B. die Majolikaindustrie, aus deren Bereich wir prächtige, farbenglänzende Krüge, Vasen, Teller, Urnen, Schalen sehen, die mit Malerei oder Hautreliefs verziert sind, oder die Kunstblumenindustrie, deren Erzeugnisse bisweilen aus geringer Entfernung nur mit großer Mühe von den ächten Kindern Floras zu unterscheiden sind. Allein wenn man die Sache genau betrachtet, so findet man, daß es doch immer nur einige wenige Firmen sind, welche derartige, wirklich vollendete Leistungen bieten, daß aber bei der überwiegenden Anzahl der Aussteller gefälliges und geschicktes Arrangement die ziemlich mittelmäßigen Leistungen vergeblich zu verdecken sucht. Namentlich gilt dies von der Ausstellung in der großen Industriehalle. Es wäre daher ein Unrecht, den Leser durch die detaillierte Aufzählung alles dessen, was hier ausgestellt ist, zu ermüden: wenn er auch nur eine größere Ausstellung besucht hat, so hat er alles — das Eine weniger, das Andere ebenso, den Rest minder reichhaltig und gelungen, bereits gesehen, ich will mich vielmehr an dieser Stelle darauf beschränken über das zu berichten, was diese Ausstellung vor ihren Vorgängerinnen auszeichnet, über das nationale, das specifisch magyarische Element auf derselben. Und dies ist hier in außerordentlich reichem Maße vertreten und durch seine mit nichts zu vergleichende Eigenart anziehend und Interesse erweckend. Freilich ist uns Ungarn heut kein Mittelafrika mehr, wie noch vor fünzig Jahren, wo man von beiden Ländern die curiosesten Vorstellungen hatte, freilich sind wir durch

gute Schriften und Schilderungen, wie die Bücher von A. Sturm, Karl Braun, Reményi u. s. w. in den Besitz vielfacher Kenntnisse über das ungarische Land und Volk gekommen, dennoch aber bietet uns diese Ausstellung auf Schritt und Tritt noch immer Neues und Unbekanntes und überrascht namentlich durch die Vollkommenheit und Reichhaltigkeit und geschmackvolle Anordnung des Materials.

Nach einer Richtung hin präsentirt sich uns das nationale Element auf der Ausstellung freilich in sehr unangenehmer Weise, in den Aufschriften der Gebäude und Etiketten der Ausstellungsgegenstände, die zum weitaus größten Theile ausschließlich in magyarischer Sprache abgefaßt und bei der im Auslande geringen Verbreitung der letzteren, für den Fremden, selbst für den größten Teil der in hellen Haufen herbeiströmenden Oesterreicher, unverständlich sind. Dieselben sind demnach gezwungen, sich auf einen kurzen, durchaus nicht hinreichend orientierenden „Führer“ zu verlassen oder ihren Besuch bis dahin aufzuschieben, wann der offizielle, in drei Sprachen (ungarisch, deutsch, französisch) abgefaßte Katalog fertiggestellt sein wird. Dies letztere wäre denn auch den meisten Reiselustigen anzuraten, denn in Pest spricht zwar beinahe Jedermann auch deutsch, allein es wird auf die Dauer peinlich und unangenehm, sich fortwährend an die übersetzerische Freundlichkeit Fremder wenden zu müssen.

Schon der Ausstellungsplatz selbst erhält durch mannigfache originelle Bauten ein eigenartiges Gepräge. Die großen Ausstellungshallen sind nun freilich aus dem einfachen Grunde im Renaissance-, Antik- und anderen Stilen gebaut, weil es einen nationalen ungarischen Stil in der Architektonik überhaupt nicht giebt. Die Magyaren haben sich ihren gebäudefeindlichen, reitervolksmäßigen Charakter lange

genug gewahrt und fangen erst seit kurzem an, an schönen Gebäuden Freude zu haben; aber noch heut giebt es nur ein paar ungarische Architekten, die meisten und besten der letzteren, die die pester Häuser und Paläste bauen, sind gute eingewanderte Deutsche, zumeist aus dem Süden. Aecht ungarisch-national sind dagegen die zahlreichen, über das Ausstellungsgebiet verstreuten Csarden, jene langen, niedrigen, schilfgedeckten, mit einem hallenartigen Vorbau versehenen Holzgebäude, in welchem die Zigeuner ihre monotonen, einander immer ähnlichen Weisen spielen, während die zahlreichen Gäste die scharf papricierten Gerichte des Landes, Gulyas, Pörkölt und Haláßlé, mit Behaglichkeit verzehren und aus kurzhalsigen Flaschen — ohne Zuhülfenahme von Gläsern — ungarischen Landwein trinken. Dazwischen erhebt sich hier ein bosnischer Bazar, wo Mädchen in roten Blousen allerhand Schnurrpfeifereien verkaufen, dort ein orientalisches Kaffeehaus, in dem man auf Divans ausgestreckt, aus winzigen Täßchen den vom Satz nicht befreiten Mokka trinkt und, wenn man will, süßes Vergessen aus langschläuchigen Nargiléhs rauchen kann, während eine Musikbande auf eigentümlichen, weitbauchigen Saiteninstrumenten schnarrende und rasselnde Weisen spielt.

Wollen wir das Leben des ungarischen Landmannes kennen lernen, so thun wir gut, den Pavillon für Hausindustrie zu besuchen. Der ungarische Bauer hat schon früh, seit Jahrhunderten, dem Grundsatz gehuldigt, daß, was im Hause verbraucht werde, auch soweit es sich irgend ermöglichen ließe, im Hause angefertigt werden solle, und auf diese Weise hat sich schon seit uralter Zeit eine rege und lebhafte Hausindustrie im Lande entwickelt. Allein da dieselbe nur den Zweck hatte, für die localen Verhältnisse zu sorgen, nur die unmittelbare Notdurft zu befriedigen

und dem bäuerlichen Schönheitssinn zu genügen, auf jeden Export, jede Concurrenz mit fremder Arbeit aber verzichtete, bewahrte sie sich zwar ihren ursprünglichen, nationalen Charakter ziemlich rein, blieb aber auf einer nur mittleren Stufe der Entwickelung stehen, weil weder das Bestreben noch die Not vorlag, durchaus Besseres und Schöneres zu liefern als andere Nationen. Hochinteressant ist die Ausstellung von Zimmereinrichtungen auf dem Lande. Dieselbe führt uns vollendete Wiedergaben von Bauernstuben aus fünfzehn ungarischen Comitaten vor. Hier ist Alles bis aufs kleinste getreu der Natur nachgebildet. Wir begegnen den verschiedenen Nationalitäten, die sich in der ungarischen Monarchie durcheinander schieben und drängen. Es ist überraschend zu sehen, wie eine jede von ihnen; Magyaren, Deutsche, Slovaken, Rumänen, Bosniaken ꝛc. trotz der vielfachen Berührungen, die sie mit einander haben, sich ihre Eigenart streng bewahrt hat. Wer möchte glauben, daß diese einfachen, den Luxus in Einrichtung und Kleidung nur sehr bescheiden treibenden Szekler, und diese sich aufdringlich bunt kleidenden Rumänen, die für bäuerliche Verhältnisse sehr elegant wohnen, in einem Landstriche nebeneinander hausen, daß dieser Deutsche mit der schmucklosen, blauen, eng anliegenden Pikesche, diese deutsche Jungfrau mit der hohen, schwarzen Mütze und dem radgroßen, halbedelsteingeschmückten Heftel an der Brust neben dem Gulyas oder Juhász in seinen weißen, flatternden Gewändern, dem fast frauenhaften Rocke und dem weitärmlichen Hemde, einherwandelt und daß die Nationaltracht des Einen so geringen Einfluß auf die des Andern erlangt hat? Nicht ganz so große Unterschiede wie die Trachten zeigen die Zimmereinrichtungen. Das hohe Bett, dessen mit Stickereien reich verzierte Kissen sich bis fast an die Decke türmen,

der bunte Kachelofen mit dem Bänkchen davor, die bemalten Truhen und Schreine finden sich fast in jeder wieder, und nur im Einzelnen, in der Stilisierung und Ornamentierung der Teppiche, Geschirre u. s. w. finden sich bedeutende Unterschiede. Das bäuerliche Luxusbedürfniß und der Kunsttrieb machen sich namentlich in Schnitzereien, Webereien, Stickereien und Malereien bemerkbar. Hier ist namentlich das in einem anderen Ausstellungsrayon errichtete, vollständig ausgebaute Szeklérhaus zu erwähnen. Das Hofthor zeigt fleißige und vortreffliche Schnitzarbeit, welche durch mehrfarbige Bemalung einen sehr anziehenden Charakter erhalten hat. In dem einen Zimmer des Hauses und auf der Veranda sind zahlreiche kleinere Schnitzarbeiten, zum größeren Teil aus Holz, nur wenige aus Bein, ausgestellt, Kinderspielzeug, Hausgerät, Toilettengegenstände und ähnliches. Einer großen und lebhaften Verbreitung erfreut sich die Weberei, namentlich die Teppichindustrie. Hier fällt dem Beschauer der eine Umstand auf, daß fast alle Muster, welche in die Teppiche hineingewoben sind, lineare und Flächenornamente darstellen, nur ab und zu findet sich ein Motiv aus der Pflanzenwelt, und auch dann werden Blumen, Blatt und Stengel streng und regelmäßig in fast archaistischer Weise stilisiert, tierische Motive finden sich beinahe nirgends. Auffallend muß auch erscheinen, daß fast alle Ornamente – und es finden sich oft die wunderbarsten Zusammenstellungen — nur aus gradlinigen Flächen, aus scharf ausgezackten oder treppenartigen Figuren bestehen, während gegen die Rundung geradezu eine wahre Abneigung zu bestehen scheint. Hier prägt sich scharf der Unterschied zwischen ungarischer und orientalischer Ornamentik aus, denn die letztere spielt zumeist mit runden Flächen und Linien. Wir können hier auf der Ausstellung sogar

verfolgen, wie in einzelnen Comitaten, je weiter sie nach Süden liegen, der Einfluß des türkischen Kunstgewerbestils wächst. So zeigt zum Beispiel das bulgarische Bauernzimmer — das bunteste von allen — schon zahlreiche Anlehnungen an die bekannten Zimmereinrichtungen orientalischer Serails. Auch in der Stickerei leistet die ungarische Hausindustrie nicht Gemeines. Frauen- und Männerkleider werden hier oft in luxuriöser Weise mit bunten Blumen und Arabesken verziert, ebenso die zahlreichen Wäschestücke und Tischdecken. Stühle, Tische, Bänke und namentlich Truhen werden, ebenfalls zumeist mit Blumenstücken, in oft ganz seltsamer Stilisirung, bemalt. Eine dieser Bauernstube zeigt eine solche Kiste, die der junge Michael Munkacsy, damals noch ein einfacher, ungeschulter Bauernknabe, seine künftige Größe weder ahnend noch verratend, in solch national-eigenartiger Weise, welche ganz von der bei unseren Bauern üblichen Stuben- und Möbelbemalung abweicht, geschmückt hat. Einzelne ungarische Industrielle waren scharf blickend genug zu erkennen, welche Anregung und Förderung der nationalen Industrie aus der künstlerischen und doch nie aus dem naiven Stil fallenden Weiterbildung solcher Motive erwachsen könne und haben solche Versuche mit Tischen, Schreibpulten, Sesseln ꝛc. in der Industriehalle ausgestellt. Die daran angehefteten Verkaufszettel beweisen wohl zur Genüge, wie glücklich dieser Gedanke war, und ich hege die Ueberzeugung, daß in gewissem Grade eine besonnene und mäßige Anwendung derselben auch unserer Industrie neue Anregungen und Vorteile gewähren könnten.

Kleine Landes-Ausstellungen für sich selbst bilden der kroatische, der bosnische und der orientalische Pavillon. Der erstere hat die Form eines großen, reingeschmückten Bauernhauses. Ein Mittelbau

von hinreichender Länge wird von zwei Thürmen von ungleicher Höhe flankirt. Reiche Holzschnitzerei und „Bemalung“ zeichnet denselben aus. Die letztere ist meist nur in den drei Farben gehalten, welche überhaupt in der Volkskunst dieser Länder eine hervorragende Rolle spielen, rot, gelb und blau. Das Innere ist mit Teppichen und anderen Geweben reich verziert, deren Muster mit dem oben geschilderten viele Aehnlichkeit haben. Die Ausstellung umfaßt die Landesproduktion, von der wir namentlich die Quecksilbergewinnung in Trstje erwähnen wollen, und die Hausindustrie, die hier ebenfalls eine hervorragende Stufe einnimmt. Auch das nationale, geistige Leben ist durch die Ausstellung des Vereins der „Matica hrvatska u Zagrebu,“ der „kroatischen Biene“ in Agram vertreten. Mit schönen Arbeiten stellt sich auch die Gewerbeschule in Agram ein, namentlich erweckt ein von Schülern der Anstalt angefertigtes Bauernzimmer in fournirtem Holz Staunen und Achtung vor den Lehr- und Lernkräften dieses Instituts. Der bosnische Pavillon giebt uns einen Ueberblick über die gegenwärtigen Culturzustände in den occupirten Provinzen. Von großem wissenschaftlichen und künstlerischen Interesse und Wert ist die umfangreiche Ausstellung charakteristischer Volkstypen. Physiognomien und Trachten treten uns hier in scharfer Auffassung und Darstellung entgegen. Die Produkte des Landes sind reich vertreten, namentlich durch Hülsenfrüchte, Tabak, Kernobst; die Industrie wirft sich mit Vorliebe und besonderem Erfolg auf feine Filigranarbeiten und buntlasirte Thongefäße. Glänzend, und zwar äußerlich wie innerlich, präsentiert sich der orientalische Pavillon. Der Bau ist ein Meisterwerk des Architekten von Bukovics; er stellt einen kleinen orientalischen Palast dar mit der fächerartigen Aufeinanderfolge seiner mannigfaltigen

Räume. Von der Höhe des Thurmes hat man einen prachtvollen Ueberblick über das Panorama der Ausstellung, deren einzelne Gebäude kokett aus dem dunklen Laube emporlugen. In der Ferne begrenzen den Ausblick nordwärts die blauen, sich immer steiler hinanziehenden Höhen, im Süden fliegt er ungehindert über das weite Alföld dahin. Das Innere des Pavillons zeigt jenes Raffinement der Sinnlichkeit, in welchem die orientalen unerreichte Meister geblieben sind. Weiche, schwellende Divans laden zum Ruhen ein, auf einige derselben schlummern schöne Houris — natürlich nur angekleidete Wachspuppen. Im Gegensatz hierzu zeigt uns ein Zeltlager die Mühsale und Entbehrungen, welche die braven österreichischen Occupationstruppen in der Herzegowina erdulden mußten. Im Bazar kann man tausend hübsche Kleinigkeiten kaufen. Mehrere Staats- und Prunkzimmer lassen uns die Einrichtungen orientalischer Serails und Harems bis auf die geringsten Einzelheiten schauen, da fehlt nicht einmal das Schachbrett mit seinen zierlich geschnitzten Figuren und die niederen Tabourets davor.

Es sei an dieser Stelle noch auf verschiedene „Specialitäten“ der ungarischen Industrie aufmerksam gemacht, welche in ähnlicher Art nur wenige oder gar keine anderen Länder besitzen, reizende kleine Niaiserien, welche aber doch hier der Ausstellung, in der sie zahlreich auftreten und besonders der nach der conventionellen Schablone schmeckenden Industriehalle einen eigenen, pikanten Reiz gewähren. Da ist erstens zu nennen die Verarbeitung eines großen, in den weiten Forsten des Landes zahlreich vorkommenden braunen Baumschwamms zu tausend verschiedenen kleinen und großen Artikeln: Mützen, Hüten, Taschen, Polstern, Damenkragen, Fauteuils 2c. 2c. Dann die Verwerthung des schönen, in vielen Farben schillernden

Opals zu Brochen, Ringen, Busennadeln. Die Hörner der zahlreich vorkommenden Büffel werden gleichfalls verarbeitet, zum Teil zu reizenden Schnitzereien, Nippesfiguren, Tabakspfeifen, Messern und Gabeln u. s. w. u. s. w. Freilich ist nicht zu leugnen, daß sich mit diesem letzteren Industriezweige in Ungarn selbst nur ein paar Firmen beschäftigen, zumeist wird derselbe in Prag gepflegt. Lebende Büffel selbst sind in der Mastviehausstellung untergebracht und die gewaltigen Tiere verleihen mit ihrer dunklen, glänzenden Haut, ihren mächtigen Hörnern, ihren zugleich wilden und doch freundlichen Blicken auch dieser Abteilung der Ausstellung einen eigenen Charakter.

Von großer Schönheit sind bekanntlich auch die magyarischen Nationaltrachten der Magnaten, sowohl die männlichen, wie die weiblichen. Viele derselben haben sich mit Abänderungen bei uns eingebürgert, oder sind uns wenigstens in einzelnen Kleidungsstücken vertraut geworden: der Dolman, der Attila, der Kolpak. Bei großen Festlichkeiten gewährt der bunte, schillernde Glanz der eigenartigen, mit Gold und Perlen reich besäten Costume einen bezaubernden Anblick. Die meisten derselben werden im Lande angefertigt, und die Ausstellung zeigt große, geschmackvoll ausgeführte und zusammengestellte Collektionen.

Es bleibt mir noch zum Schluß die Pflicht, mit wenigen Worten des nationalen Stils in der Kunst zu gedenken. Von einer spiciell ungarischen Kunst kann allerdings vorläufig noch nicht die Rede sein, so lange Ungarns größte Meister wie Muncacsy, A. Wagner, H. v. Angeli u. s. w. fast ausschließlich im Auslande leben und die im Inlande weilenden die Anregungen, welche die Natur und das Culturleben des Landes gewähren, nicht hinreichend benutzen.

Dies gilt namentlich hinsichtlich der Landschaftsmalerei, die seit dem Tode Markos nur wenige mittelmäßige Jünger in Ungarn zählt, welche die herrlichen Motive der Tatra und Pußta viel zu wenig ausbeuten, und der Thiermalerei. Etwas besser steht es mit dem Genre und dem Porträt, hier giebt es ein paar treffliche jüngere Künstler, z. B. Arpad Feßty und Horovitz und einige andere, welche sich die Fähigkeiten angeeignet haben, alltägliche Szenen und andere Vorkommniße des nationalen Lebens über die platte Niedrigkeit hinauszuheben und ihnen dauerndes, wahrhaft künstlerisches Leben einzuflößen. Das Leben und Treiben in den Csarden, auf den Militärübungsplätzen, in den Gruben und Hütten Ungarns bietet zur künstlerischen Darstellung geeignete Vorwürfe im hohen Maße. Derartiges fehlt leider in der ungarischen Plastik völlig, einige wenige Versuche, einen Hühnerdieb von Tilganer, einen geigenden Zigeuner des verstorbenen Huß und eine Theißfischerin von Aloys Strobl abgerechnet, bewegt sie sich durchaus auf den wohlbekannten mythologisch-allegorischen und portraitistischen Pfaden.

In dieser Weise stellt sich uns das nationale Element auf der ungarischen Landesausstellung vor, und es läßt sich nicht leugnen, daß dies Moment das interessanteste und anziehendste, das eigentliche Salz derselben ist.

3. Ins Hochgebirge.

1. Durch die Schweiz.

Es war noch halber Winter, als wir in den letzten Tagen des April von Berlin aufbrachen. Der Frühling hatte über das schwarze Geäst der Bäume kaum einen zarten grünen Spitzenschleier gebreitet, und der Wind pfiff durch den langen Schlund der Stadtbahnhalle, in der wir den Zug erwarteten. Gütiger Himmel, was war das eine Nacht! Der Wagen warf sich, als rase er in Fieberträumen, und eine Brise blies zu den Fenstern herein, als gelte es ein auf den Strand geratenes Segelgeschwader wieder flott zu machen. Wir drückten uns in alle Ecken und logen uns gegenseitig Schlaf vor, bis wir müde des Possenspiels und die Zeit mit politischer Kannegießerei vertrieben. Aber als wir schon in Frankfurt den Zug wechselten, weidete sich unser Blick fröhlich an dem saftigen, zu breiten Blättern entfalteten Grün der Bäume, das sich hier bereits in erquickender Fülle zeigte. Und je tiefer wir gen Süden vordrangen, desto mehr entfernte sich der Pflanzenwuchs von der Berliner Magerkeit.

Die Roßkastanie, der Christbaum des Maien, hatte sich mit üppigen Blüthenpyramiden bedeckt, gelb lachten die Wiesen im Schimmer des Löwenzahns, und die zarten, rosigen Pfirsichblüthen kletterten an Spalieren und Wänden in die Höhe. Freilich die riesigen noch kahl in die Luft lungernden Hopfenstangen, die weiten Rebengärten, in denen erst die Pfähle und Stützen aufgerichtet waren, erinnerten noch immer an die eben erst überstandene schlimme

Zeit. Aber wie erstaunten wir, als wir in Zürich, zum ersten längeren Halt aussteigend, selbst hier, am Fuß der Hochgebirge, welche dem Zufluß der warmen Luft einen Damm entgegensetzen, fast im Banne des Athems der Firne und Gletscher, einen Wärmegrad und eine Entwickelungsstufe der Pflanzenwelt fanden, gegen welche uns Berlin wie ein etwas nach Süden verschobenes Grönland erscheinen mußte.

Welch' eine entzückende Lage hat dieses Zürich! Fürchtet nicht, daß ich euch die Reize dieses grünen Sees schildern werde, in dem sich die Weinberge und die Eisfelder in gemütlichem Vereine spiegeln. Klopstock hat die Reize dieses Edens in ewigen Versen gefeiert, die sich so lange unverblaßt erhalten werden, wie die Farben eines Ruysdael oder Claude Lorrain. Und doch war, als er jene Hymne anstimmte, dieser Fleck bei weitem nicht so schön wie heute, wo sich stundenweit die grünen Quaianlagen hinziehen und mit den ununterbrochenen Blicken auf Seegelände und Hochgebirg sandten damals wohl noch Sumpf und Bruch ihre wenig erfreulichen Düfte empor. Kennt ihre eine zweite Stadt, die so den Charakter der Behäbigkeit, der gemütlichen, satten Tugend zur Schau trägt wie Zürich? Diese blitzsauberen, schiefergedeckten Häuser mit den grünen Fensterläden, inmitten der wohlgepflegten Gärten — man glaubt die Besitzer behaglich lächelnd vor der Thür stehen zu sehen, sich die Bäuchlein streichend und mit den kleinen, klugen Weinäuglein zwinkernd. Aber zugleich ist Zürich der Brennpunkt des geistigen Lebens der Schweiz, dieses intelligenten und gebildeten Landes, in dem uns jedes Haus, welches durch besondere Eleganz auffällt als Schule bezeichnet wird. Und es ist gewiß eine schöne Symbolik des Zufalls, daß sich die obersten Bildungsanstalten Zürichs, Universität und Polytechnikum, auf dem höchsten und

schönsten Punkte der Stadt befinden, von dem aus man einen herrlichen Rundblick über den weiten See, die Hügel, die Stadt und die bis zu den Glarner Alpen aufsteigenden Berggipfel genießt. Auch zwei Dichter und einen Maler zählte Zürich lange unter seinen Bürgern, die sich des weitesten Rufs in unserem Vaterlande erfreuten.

Es ist elf Uhr Abends, in einer Schenke. An dem Raum ist nichts Merkwürdiges, aber das Spatenbräu schäumt frisch und kräftig in den Gläsern und dort in jener Ecke sitzen um einen runden Tisch lauter Charakterköpfe. Der kleine Herr da — weit unter Militärmaß — mit dem grauen Bart, den durchdringenden Augen, der so still vor sich hingekehrt dasitzt und den ganzen Abend kaum ein Wort spricht — das war der, nun auch tote, Verfasser der „Leute von Seldwyla." Und neben ihm die staatliche Erscheinung mit dem leicht gewellten grauen Haar und dem Schnurrbart Böcklin. Die Uebrigen Ingenieure, Architekten und andere Männer der geistigen Arbeit. Dreimal in der Woche zu bestimmter, vorgerückter Stunde mit stammgastlicher Pünktlichkeit fanden sie sich hier zusammen und sprachen dem frischen Naß wacker zu. Einmal in ihrem Kreise zugelassen zu werden? So unübersteigbar war die Schwierigkeit nicht. Nur eine Verpflichtung mußtet ihr erfüllen, auch nicht mit einer Silbe während des ganzen Abends von Litteratur oder Malerei zu sprechen . . .

Es war trübes Wetter, als ich von Flüelen aufbrach, über die Alpen nach Hesperien zu fahren. Während wir über den Vierwaldstätter-See schifften hatte der Mythenstein seine Haube aufgesetzt und von der Höhe des Axensteins begannen an den steilen Wänden die grauen Wolken niederzukriechen, langsam und vorsichtig, als fürchteten sie zu straucheln. Die schlanke Pyramide des Bristenstocks, die frei und

luftig in die Wolken ragt, verschleierte sich dicht und dichter, der See schlug den eintönigen Rhytmus seiner kurzen, weißschäumigen Wellen — der Föhn war im Anzug. Von welch' dämonischer Schönheit ist solche Fahrt durch das verdüsterte Hochgebirge! Aller Spuk der Sage, der Romantik scheint wieder losgelassen: wie Drachen ringeln sich von jedem Felsen die phantastisch gezackten Wolkenfetzen auf uns zu, als wollten sie uns die Straße raufzerren und keuchend und stöhnend bahnt sich das Dampfroß durch das Heer derselben seinen Weg. Von Zeit zu Zeit zerreißt die Wand und wie in einem Zauberspiegel türmen sich unendliche Gletscherflächen auf, ziehen blendende Schneeflächen, abgestürzte Lawinen hin, donnert tief unten in der Schlucht die wüthende Reuß, um nach wenigen Augenblicken ebenso zauberhaft wieder hinter dem ungeheuren grauen Vorhang zu verschwinden . . .

Durch Gewölk und Sprühnebel waren wir in Göschenen in die halbstündige Nacht des Riesentunnels eingefahren, im leuchtenden Schimmer der ungetrübten Abendsonne, der sich glitzernd auf den Schneewänden brach, grüßten wir bei Airolo wieder die Oberwelt, und wenige Viertelstunden später verklärten die letzten Abschiedsstrahlen der Sonne die hängenden Früchte goldiger Orangen und Limonen . . .

Die Frühlingstage an den italienischen Seen waren voll Licht und Freude und Pracht. Wenn man mich aber fragt, welchem von den vier Seen ich die Palme reiche, so sage ich unbedenklich: dem, den ich diesmal auf meinem Wege nicht berührte, dem Gardasee. Ein solch unvergleichliches Bild, wie diese riesige blaue Wassermasse, in welche die schneegekrönten Berggiganten fast senkrecht hinabstürzen, nur das schmale Thal von Arco freilassend, das in der glühendsten Ueppigkeit des Südens prangt, einen

solchen Blick bietet keiner der lombardischen Seen. Denn der Comer See ist seinem Charakter nach ein verbreiterter Fluß, ein potenzirter Rhein, der nur bei Bellaggio imponirende Breite annimmt. Der Luganer See aber ist für mich langweilig, und auch der Lago maggiore kann nicht mit dem Gardasee wetteifern. Nur einen Punkt besitzt der letztere, um den alle ihn beneiden müssen. Ich meine nicht Isola Bella, sondern einen Punkt, der von den meisten Reisenden übergangen wird: den grünen Kegel des Sasso di Ferro, oberhalb Lavenos. Schon beim Eintritt in das stille, anmutige Seestädtchen merkt man an der zauberischen Ruhe, daß dieser Punkt, der schönste am ganzen See, im Bädecker von einem Sternchen frei geblieben ist. Wie wohlthuend wirkt diese ländliche Stille nach dem verwirrenden Lärm von Baveno, Stresa und Pallanza, dem widerwärtigen Andrängen der Fremdenführer, Kellner und fliegenden Händler. Hier sind wir nicht Ausbeutungsminen für Gasthofsbesitzer, hier leben wir uns selbst und atmen den Erdgeruch naiven italienischen Landlebens. Und dann hinauf auf den Gipfel! Der zweistündige Weg ist nicht unbeschwerlich, aber welch' ein Lohn wartet auch unser! Jäh und steil fällt zu unseren Füßen der Fels hernieder in den blauen See, dessen mächtige Fluten sich meilenweit hin ausdehnen, abschüssig stürzen die graugrünen Berge hinunter, ein buntes Halsband rotdachiger Villen, Städte und Dörfer schlingt sich die Ufer entlang, bis hoch hinauf an die Grenze der Wolken ziehen sich die schmucksten Häuser, und über dem Wolkenringe ragt in endloser Linie, so nah, daß wir meinen über den See hinüber den Firnschnee mit der Hand greifen zu können, die ununterbrochene Riesenwand der Hochalpen, in einer Linie von Monte Viso bis zu den Tiroler Gletschern, die Kaiserkrone des furchtbaren Monte Rosa, die Spitzen

des Simplon und all die gewaltigen Häupter der sich in den reinen Aether verlierenden Kette. Wie blitzender Diamantenschmuck im reichen Sammtetui liegen die Borromäischen Inseln tief unten, in endlose Ferne scheint sich die lombardische Ebene zu verlieren, in das Meer eines unbestimmbaren, halb körperlichen, halb gasartigen Duftes, der alle Farben anzudeuten scheint; wie blaue Tupfen schillern die kleinen Seen der Ebene und in ganz feiner gekrümmter Linie heben sich an der äußersten Grenze des Gesichtskreises die Apenninen blau in blau vom Aether ab. Und um uns sprießen und blühen die Primeln und die Anemonen, duftet der Quendel und scheu huscht die Lacerte unter die verwitterten Steine. . . .

2. In Süd-Tyrol.

Der Wanderer, der von den Gestaden der apenninischen Halbinsel, aus dem Zauberlande der venetianischen Marmorpaläste und der Rusticaburgen Firenzes kommend, in sein nordisches Heim zurückkehrt, hält gern in den südlichen Bergen Tirols noch eine kurze Rast. Aus dem Lande, in dem die Lieblichkeit der Natur, der heitre besonnene Sinn der Bewohner und die gewaltige und erhebende Kunst einander unauflöslich umschlingen und durchdringen, soll er wieder zurückkehren in seine nordische Tiefebene, die ihm nur die melancholischen Reize eines sich im unbewegten Teiche spiegelnden Kiefernwaldes, einen tüchtigen, festen, soldatischen aber herben Volksgeist und eine mühselig in Museen und Galerien ihr Dasein fristende Kunst gewährt!

Wenn die Heimat auch diese Mängel durch hunderterlei Vorzüge ethischer, sozialer, politischer und ökonomischer Natur wieder überwindet — ein leises Bangen, die Vorahnung einer nagenden Sehnsucht, einer quälenden Verlassenheit vermag doch Niemand zu unterdrücken. So sucht denn der Wanderer eine Art Vorbereitung auf die einfarbigen Tage in der Heimat, einen leisen Uebergang, einen verschwiegenen Ort die bunten Eindrücke zu verarbeiten, zu vertiefen und zu ordnen, die er in sinnverwirrender Fülle in wenigen Wochen empfangen, und glaubt diesen Ort in den stillen Thälern und Schluchten zwischen dem Rande der lombardischen Ebene und dem riesigen Joch des Brenner zu finden.

Der rauschende Lärm der Florentiner Feste war verstummt. In den letzten Tagen des Maimonats war's, als ich von Verona aus kommend, an einem herrlichen Frühlingsabend bei Station Mori den Schnellzug verließ. Unten wehte ein linder Südostwind, der das regnerische Gewölk verjagte, das den ganzen Tag über den Bergen gelegen hatte, oben starrten rings die Berggipfel in hellem Schnee, über den die scheidende Sonn einen glühenden Kupfermantel breiete.

Riva am Gardasee, das man von Mori aus mit der Post in zwei und einer halben Stunde bequem erreicht, ist zweifellos einer der wunderbarsten Punkte des südlichen Tirol. Welch' herrliches Landschaftsbild breitet sich vor unseren Augen aus, wenn wir die kräftig ansteigende Straße nach dem Ponalefall bis zur halben Höhe hinanschreiten und dann plötzlich den Blick zurückwenden. Uns unmittelbar zur Seite ragen steil und starr die grauen Kalkfelsen der Rocchetta 1500 Meter in die Höhe und fallen senkrecht in die riesige blaue, leicht bewegte Flut. Nur karges Moos wächst auf den Mauern und Graten, der unermüdliche

Fleiß der Bewohner hat an den Felsen, ähnlich den Weingärten in vielen Thälern des Rheins, Terrassen mit gutem Erdreich geschaffen und mit silbergrau glänzenden Oliven bepflanzt. Schneefäden ziehen sich von den Gipfeln tief hinab und brausende Gießbäche stürzen weiß schäumend in den See hernieder. Hart an den Felsen geklebt liegt die kleine Handelsstadt mit ihren freundlichen Häusern, ihren grünen Gärten, ihrer ernsten Kaserne da, im Hafen verladen leicht gekleidete Matrosen Fässer und Ballen auf buntbewimpelte Schiffe, Wäscherinnen ziehen unter Scherzen und Lachen die formlosen Gewänder durch die Flut, und kühn ragt auf einem Felsenvorsprung hoch darüber der alte Thurm der Scaliger. Hinter der Stadt dehnt sich die weite, lachende, üppige Ebene bis zu den grauen Bergen aus, die im Hintergrunde die Fernsicht schließen, die roten Dächer von Arco tauchen aus dem saftigen Grün herauf. Wie eine Niere gestaltet, erhebt sich halbrechts der Monte Brione, der weite grüne Abhang, bekrönt von Mauern und Wällen, und auf der anderen Seite des Sees sinken die hochragenden, von dauerndem Schnee weithin erglänzenden Häupter der Kette des Monte Baldo zum Ufer. Kein lauter Ton ist in der Runde zu vernehmen, nur der Pulsschlag der Natur, jenes leise, unbestimmte Surren und Murmeln und das Rauschen der Wasserfälle ist hörbar, sonst weihevolle Stille überall. Nur wenige Spaziergänger, ab und zu ein mit Stieren bespanntes Lastfuhrwerk beleben die sich durch Tunnel und Halbgallerien immer höher hinaufziehende Straße, die beim Ponalefall plötzlich in die Berge hinein biegt. Es ist still in Riva, doch nicht ganz tot, der See, der Handelsverkehr bewirken auch noch im Hochsommer einen gewissen Verkehr, von den Fluten her streicht fast stets ein kühlender, erquicklicher Wind, und so sind selbst

außerhalb der Saison an der Table d'hote des Hotels „Sole d'oro" immer Fremde zu finden.

Wie anders dagegen Arco!

Arco, das sich besonders in Norddeutschland seit einigen Jahren eines besonderen Rufes als klimatischen Kurorts erfreut, glich in den Tagen, die ich daselbst anwesend war, einer Todtenstadt. Die Saison endet mit dem ersten Mai und damit auch jedes Leben in dem kleinen Orte, der fast nur durch den Fremdenverkehr besteht. Herrlich liegt er da in dem engen, nach allen Seiten hin geschützten Alpenthal. Hierher dringt kaum jemals ein Hauch des lungenzerstörenden Nordwindes, lau und gleichmäßig bleibt die Luft in der Regel auch im Winter und sinkt kaum unter den Eispunkt hinab. Grün bleiben die Hecken, die Sträucher, indes auf den mächtigen Bergzinnen in der Runde grimmig der Winter lagert, wie ein Feind die Festung des Gegners rings umzingelt, ihr jeden Außenverkehr abschneidet und vor Wut bebt, daß er nicht in dieselbe zu dringen vermag. Welch seltsames Gefühl einherzuschreiten auf diesen herrlichen, üppigen, menschenleeren Promenaden, zwischen diesen langgestreckten Bauten am Kurplatz, deren verschlossene Thüren und verhängte Fenster die unheimliche Empfindung eines Unglücks wachrufen. Und auch drinnen in der Stadt allenthalben geschlossene Läden, leere Schaufenster, verödete Wohnungen — ein gespenstischer Eindruck am hellen Tage, inmitten der glücklichsten Natur. Nur die grünen Eidechsen, die hier fast unter jedem Stein zu hausen scheinen und zierlich über die Wege und Stege ihren Erdlöchern zu schlüpfen, verleihen dem Bilde Bewegung und Leben, sonst ist Alles ruhig und friedlich wie ein ungeheures Panorama, und so wird es bleiben bis zum ersten September, dem Tage, an

welchem die Saison von Neuem beginnt. Etwa tausend Kurgäste beherbergte Arco in der letzten Saison. Die Aermsten. Das erste rauhe Lüftchen verjagt sie aus der Heimat und treibt sie häufig hundert Meilen weit nach Süden, der erste Pfeil der sommerlichen Sonne scheucht sie wieder hinweg. Die umliegende Landschaft ist nicht reich, der Boden ist in zahlreichen Händen, es giebt hier fast nur Kleinbauern. Industrie ist nur wenig vorhanden, außer geringer Ebenholzschnitzerei beinah keine. An Ausfuhrrohprodukten ist fast gänzlich Mangel. Der rothe, schwarze und crêmefarbige Marmor, der hier gebrochen wird, ist von keinem Werte und findet fast ausschließlich in der Gegend selbst Verwendung. Dazu kommt der schwierige Transport, der Mangel an Straßen. Eine Zweigbahn von Mori aus ist zwar geplant, wird aber bei dem Mangel an Kapital noch geraume Zeit auf sich warten lassen. So bleibt dem Städtchen der Fremdenverkehr die Haupterwerbsquelle. Man bemüht sich in Arco Alles zu thun, um ihn zu heben und den Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen.

Wir durchschreiten die blühende, fruchtbare Campagna, die sich von hier bis zum Gardasee ausdehnt. In hellem Grün erglänzen die Maulbeerbäume, schon reifen die kleinen, gebuckelten Früchte. Leider geht die Zucht von Jahr zu Jahr rückwärts und den Bewohnern will es nicht mehr gelingen, mit ihrer Pflege rechte Seide zu spinnen. Von Stamm zu Stamm schlingt sich das grüne, frische Weinlaub, dazwischen sprießt am Boden üppiger Weizen und großblättriger Mais auf. Zu hohen Sträuchern wächst der Lorbeer heran, überall steigt er aus dem Boden. Aber wo findet sich Ruhm genug für so viele Kränze? In ausgedehnten Hainen zieht sich auf den Vorbergen die Olive hin; leicht vom Winde bewegt, schimmern

die schmalen zierlichen Blätter der alten Stämme, dunkle, spitze Cypressen tauchen dazwischen auf, saftig erglänzt das Blatt des Citronenbaums, und hier ... kennst Du das große, fünfzackige, ausgeschweifte, helle Blatt? Du kennst es wohl, wächst gleich der Baum nicht an unseren Straßen, so erfreuen sich seine Blätter doch bei uns nicht minderer Beliebtheit als hier zu Lande. Du findest sie überall, in der Gesellschaft, in den Museen, in den Werken unserer Modetroubadours — Feigenbaum, heilige Pflanze der Backfische und der Gouvernanten, Sinnbild der Prüderie und der heuchlerischen Verlogenheit, sei selbst du mir hier gegrüßt!

Weiter geht der Weg, zwischen engen Gartenmauern, von deren Höhe dunkle, feurige Rosen herniederwinken, den Lauf des grünen, schäumenden, lebhaften Baches aufwärts, immer den Bergen entgegen. Von Zeit zu Zeit arbeitet zur Seite ein Landmann, nur mit Hemd und Beinkleidern angethan, und antwortet auf unsern Gruß, unsere Anfrage zuvorkommend in seinem Tiroler Italienisch. Jetzt öffnen sich die Berge, neben denen wir schon eine Zeit lang hergeschritten sind, in einem Thale liegt freundlich und sauber ein kleines Dorf, die Bauart ist noch mehr italienisch als schweizerisch. Wir kommen vorüber an einigen Mühlen, deren moosbewachsene Räder derselbe Bach treibt, dem wir schon längst nachgegangen sind und dessen Brausen immer wilder wird. Und da haben sich auch schon ein paar reizende, schmutzige, dunkeläugige Kinder an unsere Fersen gehängt und versprechen uns unter den lebhaftesten Bitten um einen Soldo zur cascata zu führen.

Jetzt wird das Thal zur Schlucht. Immer enger treten die Felsen an einander, immer stärker wird das Lärmen des in weißer Gischt dahin schießen-

den Baches, an einem an das Gestein angeklebten Winterhause geht es vorbei, hinein in die enge Klamm, welche sich hier in die Felsen hineinbohrt und so schmal ist, daß kaum zwei Personen neben einander herschreiten können. Plötzlich, nachdem wir durch immer stärkeres Tosen erschreckt eine Zeit lang so dahingewandelt, verbreitert sich die Kluft ein wenig und von schwachem Dämmerlicht übergossen, das durch die schmale Oeffnung eindringt, welche der Bach oben in den Gipfel des Abhangs gerissen, fällt wenige Schritte vor uns der Varone in ungeheurem Sturze aus der Höhe hernieder. Ueber hundert Meter hat sich hier der wilde Bach in die Felsen hineingewühlt, die nackt und triefend in schauerlichem Halbdunkel emporragen. Mächtige Biegungen und Höhlungen hat hier die Gewalt des stürzenden und kreisenden Wassers ausgewaschen. Ein ewiger dichter Sprühregen erfüllt alle Theile der Grotte, unsere Kleidung wird feucht und feuchter, dazu pfeift von oben her ein beständiger kalter Wind durch den Schlund und die Höhle. Das Wasser rast und tobt, als wolle es den Berg auseinandersprengen, es donnert und kracht ohne Unterlaß, als jagten zehn Stadtbahnzüge gleichzeitig mit voller Gewalt über unseren Köpfen dahin, die Brücke unter unsern Füßen zittert und schwankt, das tolle Wasser scheint immer wilder zu wüten und immer wuchtigere Anstrengungen zu machen, alle Fesseln zu zersprengen. Zweifellos gehört dieser Wasserfall, was die Masse der herabstürzenden Flut betrifft, nicht zu den bedeutendsten, aber die wunderbare Scenerie mitten im Felsen, der schauerliche Eindruck, den diese losgelassene Naturgewalt in dem unheimlichen Halbdunkel übt, verleihen ihm einen ganz einzigen Reiz und machen ihn zu einer hervorragenden Sehenswürdigkeit dieser Gegend.

Von Riva fuhr ich nach Meran. Dieser Ort entäußert sich mehr und mehr seines ländlichen Charakters, große Straßenzüge, ausgedehnte Hotelbauten, eine sich in Folge des immer wachsenden Verkehrs mächtig steigernde Baulust beginnen aus dem Alpenkurort eine moderne Stadt im Gebirge zu formen. Die Herrlichkeiten dieses wunderbaren Fleckchens Erde, die romantischen Schönheiten des Passerthales sind oft genug geschildert worden. Die Saison lag Ende Mai auch hier gerade in den letzten Zügen, die meisten Hotels und Kaufbuden waren bereits geschlossen, auf den Bänken der Kurpromenade saßen nur noch wenige gelangweilte Gäste und hörten dem schläfrigen Spiel der auf ein paar Mann verringerten Kapelle zu. Ein grauer, nebliger Tag lag über dem Thalkessel, er umhüllte die Spitzen der schneeigen Berge mit dichten Wolken, ließ das ganze Landschaftsbild wie durch einen feinen Schleier sehen und verlieh der Natur denselben melancholischen Charakter, den das geringe Treiben der Menschen zur Schau trug. Und doch, wie wunderschön ist dieser Landstrich, ist ganz Tirol auch bei trüber Witterung! Welch eigentümlicher bleicher Silberton, in den dann die ganze Natur getaucht erscheint! Wie zart und harmonisch die Farben, wie berückend das Ineinanderfließen und Verschwimmen der Linien und Umrisse!

Oesterreich, gesegnetes Land, die herrlichsten, von der Natur mit den wunderbarsten Reizen ausgestatteten Striche der Welt sind dein: Tirol, das Salzkammergut, die Karpathen, Kärnthen, Steiermark, Krain — welch unendliche Fülle landschaftlicher Schönheiten, welche Abwechselung und Mannigfaltigkeit umfassen diese Namen! Scheint es nicht, als habe die Natur auf engem Raum einmal nach jeder Richtung hin zeigen wollen, was sie alles zu wirken vermögend sei? Wie sollen wir mit den bescheidenen Reizen unserer

süd- und norddeutschen Landschaft gegen solche Herrlichkeiten aufkommen? Können selbst der Rhein, der Harz, der Schwarzwald, die Sudeten dafür Ersatz bieten? So ging es mir durch die Seele, als ich den Brenner hinab und dann über Innsbruck nach München zu reiste. Aber als ich dann auf dem Bahnhof in Rosenheim die verschmachtende Kehle mit einem Glase des lange vermißten, heiß ersehnten, nirgends bisher in solcher Vollendung gekosteten Gerstentrankes labte und die Tropfen des köstlichen Tranks mir erquickend hinabrannen, da kam mir klar und mächtig der Wahlspruch in den Sinn: Jedem das Seine! Nicht allen Ländern hat die Natur verliehen, in den gleichen Vorzügen zu wetteifern, doch auch keines hat sie so aus ihrer Gnade verstoßen, daß es nicht ein Großes, Unerreichbares vor den anderen voraus hätte. Das deutsche Lied, das deutsche Heer, das deutsche Bier, wahre dir diese drei Güter, mein Vaterland, daß du wirst mit ihnen die Welt erorbern.

4. Belgien u. Luxemburg.

1. Spa.

Wenige Schritte seitwärts von der großen Heerstraße, welche von Köln über Herbesthal und Verviers aus dem Herzen Deutschlands mitten durch Belgien in das Frankreichs führt und die gerade Verbindung der beiden Brennpunkte unseres Kontinents Berlin und Paris bildet, liegt in einem kleinen waldigen Nebenthal ruhig und lieblich gebettet eine der ältesten und berühmtesten Heilstätten: Spa. Welche Gegensätze! Dort das unablässige Hasten und Drängen, Stoßen und Lärmen zweier Volksstämme und hier das tiefste Schweigen, die Reize einer anmutigen Natur, welche die Wunden und Schäden heilt, die der Kampf des Lebens auf jener großen Heerstraße schlägt.

Ich kam nach Spa von Luxemburg an.

Die Fahrt von Luxemburg nach Spa gehört zu den angenehmsten, die man sich denken kann. Wenige Minuten, nachdem der Zug die Stadt hinter sich gelassen, tritt er in das Gebiet der Ardennen ein Steil fallen die Berge zu dem Flüß chen hernieder das sich durch dieselben nagend, wühlend, fressend den Weg gebahnt hat. Die ausgewaschenen Schiefer-Wände und -Grate starren zackig empor; allenthalben, erheben sich Kanzeln, Platten, Thore. Die kleinen, schäumenden Bäche, die Elz, die Wilz, die Wolz, winden sich dicht um den Fuß der Berge herum, und die grünen Zweige der Bäume und Büsche baden sich herabhängend in der sprudelnden Flut. Alte steinerne Brücken wölben sich von Ufer zu Ufer in freundlichem

Bogen; unsere gußeiserne Zeit, welche nur die nüchternen Winkel liebt, die geraden Linien, die sich schneiden, kennt diese nach der Mitte ansteigenden Brücken nicht mehr, welche die erhöhte Kraftanstrengung, die sie vom Wanderer wie vom Gespann verlangen, durch malerischen Anblick wieder ersetzen. Spitz und herrisch springen die Kuppen der Berge auf, und von jeder schauen alte, zerschossene, ausgebrannte Mauern hernieder, verstopfte Schießscharten, zerbrochene Zinnen, moosüberwachsene Türme: Burscheid, Klerf, Schieburg. Zwischen Berg und Fluß haben sich freundliche, schiefergedeckte Häuser eingenistet; dann folgen Dörfer und Landstädte. Und plötzlich flimmert und schimmert es gelb vor unseren Augen; weite Hänge breiten sich aus, über welche tausende von Ginstersträuchern sich wuchernd gezogen haben. Ah, wie sie blühen, wie sie leuchten! Immer weiter dehnt das frische, saftige Gelb sich aus; es erklettert die Höhen, es überwächst die Ruinen, es drängt sich bis fast hinein in die Bäche, bis an die Schienen der Bahndämme in zehntausenden und aber zehntausenden von Büschen. Hügel, Burgen, Felder — alles scheint mit einer blitzenden Golddecke überzogen zu sein. Will die Natur der armen Gegend zum Ersatz für das, was sie ihr vorenthalten, wenigstens den Schimmer unermeßlichen Reichtums verleihen? — Bei Ulflingen kommt man über die belgische Grenze. Die deutsche Sprache hört hier mit einem Schlage auf; auch die Landbevölkerung, die bis zur Grenze fest an ihrem Platt gehalten, bedient sich jetzt der gurrenden langue d'oui. Mit der Sprache wechselt auch die Landschaft; die wild zerrissenen, spitzen Felsen breiten sich aus, platten sich ab, schließen sich an einander zu gleichmäßigen, langhingestreckten Rücken, öffnen sich zu lieblichen, friedlichen Thälern, in welche freundliche Seitenthäler einmünden. Die Mauern um die Bauernhöfe,

um die Gärten verschwinden, und lebendige, grüne Hecken treten in dichtem Netz hervor. Nur der Ginster bleibt; er vergoldet jeden Höhenzug, er begleitet uns meilenweit hinein bis auf den Bahnhof von Spa.

Ein Seitenzweig der romantischen Ardennen, ein langer, nicht übermäßig hoher Schieferrücken, von der wallonischen Bevölkerung in ihrer Mundart die Hautes Fagues genannt, spaltet sich hier und läßt ein breites, lang hingezogenes Thal offen, nach dessen Sohle sich aus dem Erdinnern heraus, durch das brüchige, reiche Gestein kalte Quellen bohren, mit einem unwiderstehlichen Druck von den kohlensauren Gasen nach oben getrieben, die sich in den tieferen Gesteinschichten entwickeln. Diese Quellen brechen in einiger Entfernung von einander ans Licht, und etwa im Mittelpunkte ihres Gebiets, um die größte und stärkste herum, hat sich schon seit alten Zeiten ein kleiner, freundlicher Ort gebildet, Spa, welcher von dem Anziehungspunkt dieser Gegend den Namen führt — von dem alten Orte Espa, das Quelle bedeutet. Grüne Hügel schauen lang hingestreckt auf das Städtchen hernieder, das sich dem Thale folgend in leisem Bogen krümmt, und das Rauschen der hellen Eichenzweige und der dunklen Tannen scheint das Wort auszusprechen, welches wie der Wahrspruch dieser ganzen Gegend erklingt: Friede. Das Bächlein, das am Fuß der Hügel vorüberrinnt, murmelt es, auf die Schieferplatten, welche hier überall hervortreten, scheint es wie mit goldenem Griffel geschrieben, es steht über den Thüren dieser schmalen, niedlichen Häuser mit den grünen Fensterläden, den Terrassen und Balkonen, die hohe, vieltürmige, romanische Kirche wiederholt es mit Orgelklang, die alten Bäume der Promenade der sieben Stunden rauschen es, die Musik der Kurkapelle führt das Motiv durch alle Tonarten und die Vögel stimmen jauchzend mit ein. Als ein Asyl ist dieses reizende Fleckchen

Erde auch meist betrachtet worden, und selbst der brand- und raublustige Ludwig XIV. gab seinen Feldherren den Befehl, Spa in Anbetracht der Dienste, die es durch seine Heilquellen der Menschheit leiste, wie ein neutrales Gebiet zu betrachten und weder mit Kontributionen noch mit Einquartierung zu belegen. Freilich nicht immer herrschten so friedliche Zustände in dem idyllischen Thale, mehrmals äußerte die Natur ihre dämonische, unter der dünnen schwarzen Erddecke schlummernde Kraft in zerstörenden Erdbeben und die Entwicklung Spas zum Weltbade ging unter heftigen inneren Kämpfen vor sich.

Man betritt Spa vom Bahnhof aus durch die breite, herrliche Allee von Marteau, einem Vorort des Bades. Zur Seite erheben sich ziertiche Cottages: ich gebrauche den fremden Ausdruck mit Absicht, denn Alles erinnert hier an die Vorherrschaft Albions, welches den größten Teil der Besucher stellt. Schon die Namen der Häuser verraten es: Herzog von Wellington, Prinz von Wales, Leighton-Hotel, Villa Victoria; so folgt eines dem andern. Das Innere ist nach englischem Geschmack eingerichtet: viele Polstermöbel, zahlreiche Bilder und Stiche an den Wänden. Die weiten, grünen Plätze sind zum Lawn-Tennisspiel und zum Fußballwerfen eingerichtet, und die „englische Promenade" heißt eine breite Allee mächtiger Kastanienbäume, deren dichte Zweige sich fast bis auf den Kopf des Wanderers senken. Eine englische Kirche, ein gothischer Bau aus Schiefer und Backstein, mit jenen vielen kleinen Spitzdächern über den Fensternischen der Seitenschiffe, die für die englischen Kirchen charakteristisch sind, darf natürlich ebenso wenig fehlen wie das Haus des Union-Klubs mit dem mächtigen englischen Wappen über der Thür.

In der Mitte der Stadt liegen der größte Brunnen, das Badehaus, das Kasino und der Park. Der Haupt-

brunnen führt den Namen Pouhon. Ueber der sprudelnden Quelle wölbt sich eine weite Rotunde, von einer Kuppel gekrönt, deren Zwiebelform an eine russische Kirche mahnt. Im Innern fällt uns sofort eine Büste Peters des Großen in die Augen. Die Perlen, welche in dem mit Brunnenwasser gefüllten Glase aufsteigen, plaudern von Spa's größtem medizinischen Triumph, als sein Wasser dem von Kriegen und Reisen, Arbeiten und Vergnügungen erschöpften Zaren Peter die Gesundheit wiedergab. Wie kam er im Frühling 1747 in Spa an? und nach wenigen Wochen hatte er, ohne sich streng an die ärztlichen Verordnungen zu kehren, sein Reißen und Gallenfieber verloren. Dankbar für seine Heilung stiftete er der Stadt einen Denkstein, der, noch heute aufgerichtet, das Wunder dieser Quellen bezeugt. Von diesem Jahre an zählt der Weltruf Spa's, beginnt es besonders die Neigung der vornehmen Welt auf sich zu lenken. Kaiser und Könige, Minister und Feldherren stellen sich jetzt als regelmäßige Gäste ein, am zahlreichsten strömen die begüterten und vornehmen Landsleute des Zaren hierher. Noch heut stellen sie von Besuchern die zweitstattlichste Zahl. Was ist natürlicher, als daß man in Dankbarkeit dem Andenken des großen Gönners von Spa noch heute huldigt? daß man überall seinem Bilde, Erinnerungen an ihn, seinem Namen begegnet, und die Hügelkette, die sich am oberen Ende des Bades erhebt, die russischen Berge genannt hat? An die Rotunde des Brunnens schließt sich ein hübscher Wandelgang und ein großer prachtvoll eingerichteter Wintergarten. Wenn draußen die Winde toben, spielt das Orchester hier seine Weisen, und die ganze elegante Welt lauscht ihm sitzend, wandelnd, Erfrischungen nehmend.

Spa zählt im Ganzen sieben Quellen, aber die meisten befinden sich nicht in der Stadt, sondern bis

zu drei Kilometern im Umkreise entfernt. Auf schönen, schattigen Straßen gelangt man dahin, zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen, ein belebtes Treiben entfaltet sich immer um die Zeit der Kurstunden in diesen sonst stillen, im Grünen verborgenen Hallen, Tempelchen und Grotten. Die Quellen von Spa sind Säuerlinge, sie enthalten Kohlensäure und Eisen, und beim Einschöpfen in das Glas steigen tausende kleiner Luftperlen in rasender Schnelligkeit auf. Ihre Kraft ist nicht zu allen Tageszeiten gleich, besonderen Einfluß übt die Witterung auf sie. Am Morgen sind sie am stärksten, zumal bei Nord- und Ostwind, während sie bei Süd- und Westwind schwach und matt dahin fließen. Bei starkem Nordwind ist bisweilen die Luft in der Umgegend so mit Gasen erfüllt, daß die Lichter in den benachbarten Häusern verlöschen. Die chemische Zusammensetzung ist nicht bei allen Quellen die gleiche, und darum werden sie auch verschieden verordnet. Der berühmten Sauvenière wird die Erweckung des Kindersegens zugeschrieben. Man begreift also, daß die Sauvenière die beliebteste Quelle von Spa ist. Es ist jedoch nicht nur nötig, ihr Wasser zu trinken, die Trinkerin muß auch den linken Fuß in ein Loch im Gestein der Quelle stellen, welches der Eindruck des Fußes des heiligen Remakles sein soll, der einst an dieser Stelle gepredigt. Von der Wirkung dieser Quelle kann man sich in den russischen Bergen überzeugen, wo sich auf einem Felsvorsprung plötzlich als Ruheplatz ein riesiger Champignon aus Holz erhebt, von einem Grafen Grünne errichtet, der hier das Glück fand, das er in vieljähriger Ehe vergeblich gesucht. Eine andere Quelle, die Géronstère, welcher Peter der Große seine Wiederherstellung verdankt, wird hauptsächlich gegen Verdauungsstörungen angeordnet.

Nicht weit vom großen Pouhon ist das Badehaus, ein prächtiges, nach allen Seiten freistehendes

Gebäude im Renaissancestil. Die neuesten medizinischen Entdeckungen und Einrichtungen sind hier berücksichtigt, Douchen in allen möglichen Formen sind in Masse vorhanden. Der Gebrauch des Bades ist nicht billig, das einzelne kommt gegen vier Franken zu stehen, dafür genießt man aber auch die modernsten Bequemlichkeiten. In der ansehnlichen, mit Verkaufsläden ausgestatteten Straße, welche zum Kurplatz führt, liegt das Kasino. Aeußerlich nimmt es sich bürgerlich schmucklos aus, um so verschwenderischer zeigt es sich im Innern. Wundervoll ist der große Ballsaal, dessen reich kassetierte Decke von sechszehn mächtigen korinthischen Säulen getragen wird. Im Lesezimmer liegen die bedeutendsten Zeitungen aller Länder auf und daneben befindet sich der domartige, schön gewölbte Saal, in welchem ehemals die öffentlichen Glücksspiele abgehalten wurden. Denn es war nicht blos die heilende Kraft der Mineralquellen, welche die vornehmsten Kreise hierher zog — es war auch der Roulettetisch, das kurze rauhe Poltern der Kugel, das diesem kleinen Orte so viel Ruhm und Reichtum, aber auch so viel Leiden und Gefahren verschaffte.

Als die vornehme Gesellschaft Europas sich von den Anstrengungen ihres genußreichen Lebens in Spa zu erholen begann, empfand sie es bald schwer, auf ihre gewohnten Vergnügungen zu verzichten, und fühlte das Bedürfnis, wenigstens eine derselben, das Spiel, hierher zu verpflanzen. Die Geschichte des Spaer Roulettetisches ist eine der lehrreichsten und interessantesten Beiträge zur Kulturgeschichte. Zwei Kirchenhäupter waren die Begründer dieser Spielbank: der Fürstbischof von Lüttich, Kardinal Johann Theodor von Baiern führte sie auf die Vorstellungen seines erlauchten Amtsbruders ein, des Fürstbischofs von Augsburg, und der Magistrat der Stadt war der erste Unternehmer. Durch Privatmänner aufge-

hetzt, welche fürchteten, daß eine öffentliche Spielbank ihre heimlich eingerichteten „Reunions" zu Grunde richten würde, erhob sich die Bürgerschaft und protestierte am 15. Mai 1703 einstimmig gegen die behördliche Einrichtung eines Instituts, das geeignet erschien, der öffentlichen Sittlichkeit zu schaden. Der Bau des Redoutenhauses mußte eingestellt werden, der Magistrat steckte in Bauschulden und war froh, als eine Aktiengesellschaft ihm die Ruine des Kasinos billig abkaufte und vollendete. Bald zeigten sich die glücklichen Folgen jenes Entschlusses: der Fremdenzufluß wuchs außerordentlich und eine Konkurrenzgesellschaft bildete sich, welche außerhalb der Stadt ein neues Vergnügungshaus baute, das Vauxhall, einen zierlichen Rococobau, der noch heut steht. Bald entstand Zank und Streit zwischen den beiden Aktiengesellschaften. jede behauptete, das alleinige Privilegium des Fürstbischofs zu haben, man klagte und prozessierte, bis sich endlich der Fürstbischof Graf Velbrück ins Mittel legte, eine Vereinigung der feindlichen Parteien zu einer großen Gesellschaft erzwang und sich als Aequivalent für seine Privilegien und Bemühungen dreißig Prozent vom Gewinnanteil ausbedang. Allein der Erfolg macht kühn, eine Anzahl von Geldmännern trat zusammen, um unter der Leitung des Lütticher Bankiers Levoz den zwei vorhandenen Spielbanken eine dritte zuzufügen. Die Aktionäre der vereinigten Gesellschaften kehrten sich auf ihr Privileg pochend gegen den neuen Unternehmer und stritten ihm jedes Recht ab, zwar bestätigten die Gerichte das Recht des Bankier Levoz, allein der Fürstbischof beharrte auf seinem Privileg, das er der großen Gesellschaft gegeben, und als Levoz fortfuhr, seinen „Salon" zu öffnen, sandte er Militär nach Spa. Die Stadt teilte sich in zwei Lager, ein Bürgerkrieg um der Spielbanken willen tobte in dem friedlichen

Ort, die Badegäste verließen ihn. Levoz gab erst nach, als der Fürstbischof Kanonen gegen sein Haus auffahren ließ. Der Ausbruch der französischen Revolution indes befreite ihn von seinem Konkurrenten, der Fürstbischof ward von den Lüttichern verjagt und neben den Menschenrechten wurde auch das Recht des freien Spiels und des Spielhaltens verkündet. Levoz war mit einem Schlage ein Märtyrer, ein Vorkämpfer der Civilisation und seine Parteigänger feierten diese That der allgemeinen Gleichheit und Verbrüderung, indem sie die Häuser der reichen Bürger plünderten, die zur Partei des Fürstbischofs hielten. Erst die Oesterreicher schaften Ordnung und brachten auch den Fürstbischof zurück.

Die Spielbank von Spa errang bald Weltruf — welch' ein Verlust war daher ihre Aufhebung im Jahre 1872! Die Zahl der Besucher sank um Tausende, es fand sich, daß die stärksten Heilquellen und die lieblichste Natur doch nicht eine so starke Anziehungskraft auf die vornehme Gesellschaft ausübten, wie die bemalten Papierblätter. Allmählig fand sich jedoch die alte Zahl der Besucher wieder ein, als man erfuhr, daß jene Aufhebung nicht so tragisch zu nehmen sei, und daß im Cercle des étrangers jedem Gentlemen die Möglichkeit geboten sei, so viel Geld zu verlieren, als er nur wolle. Im Uebrigen hat dieser Klub für Spa manches Gute gethan, er hat ihm schöne Anlagen gegeben und jene großen Pferderennen und Wettschießen veranstaltet, welche allsommerlich Tausende in das kleine Thal führen. Heute sind die Verluste, welche durch Aufhebung der Bank entstanden, mehr als doppelt ausgeglichen, da Spa an äußerer Ehrbarkeit gewann, zogen mehr Familien dahin, welche dort längeren Aufenthalt nahmen, und insofern hat die Tugend gewonnen, ohne daß der Beutel verlor.

Unweit des Hauptplatzes, auf einer Bodenerhöhung

ragt die neue Kirche in die Luft, ein romanischer Bau, dem Limburger Dom nachgebildet. Unweit davon erhebt sich die alte Kirche im gräcisierenden Stil der Pariser Madeleine — heute dient sie als Zeichenschule.

Vom Kurplatz aus betritt man den Park, durch den ein breiter mit alten Bäumen besetzter Weg führt: „Die Allee der sieben Stunden.“ Längs dieser Allee zieht sich eine Halle hin, aus Glas und Eisen errichtet, die Galerie Leopold II., welche den Badegästen auch bei schlechtem Wetter einen angenehmen Aufenthalt sichert. In einem Kiosk spielt zweimal täglich die Kurkapelle, welche unter Leitung eines Pariser Musikmeisters steht. Um die Abendstunde, nach dem Diner, versammelt sich hier die Badegesellschaft: Fürsten, Diplomaten und Minister, Künstler mit ihren Gattinnen, reiche holländische Handelsherren, die Sportgrößen der ganzen Welt, dazwischen flattern einige Pariser Modedamen, welche die ausgeklügeltsten Trachten spazieren führen. Der Park liegt am Fuße des Berges von Annette und Lubin, zu dem bequeme Wege hinaufführen. Allenthalben tritt hier der Glimmerschiefer zu Tage, oft in steilen, glatten Wänden, und reizende Aussichten eröffnen sich auf die im Thale gebettete Stadt, auf die stattliche Kirche und die gegenüberliegenden grünen Hügel. Auf dem Gipfel liegt im Grün versteckt ein kleines Häuschen, in dem man nach ländlicher Art Milch und Bier bekommt. Nichts spricht hier von der großen und eleganten Welt da unten, Alles ist idyllisch und schäferhaft. Dieser Berg war der Schauplatz einer der reizendsten Idyllen des Rococo, die Marmontel zu seiner besten Novelle begeistert hat.

Annette und Lubin waren Waisenkinder und hüteten hier oben gemeinsam die ererbten Heerden. Sie waren hübsch, sie waren gesund — was Wunder,

daß, als sie nicht mehr Kinder blieben, eine natürliche Neigung in ihr Herz zog? Zu spät erfuhren sie durch den Pfarrer, daß es etwas wie eine Ehe und eine Trauung gäbe und daß ihr Zusammenleben ohne den Segen der Kirche unzulässig sei. Sie waren sofort bereit, ihn nachzuholen. Die Geschichte ward in Paris bekannt und machte in dem mit Rousseau'schen Ideen erfüllten Zeitalter großes Aufsehen. Die glänzendste Bestätigung der Lehre von der Rückkehr zur Natur! Diese beiden Menschen mußte man sehen. Und nun offenbart sich die Schauspielernatur der Franzosen in einem wundervollen Zuge: ein Unternehmer bringt das Pärchen nach Paris und stellt es gegen Eintrittsgeld aus, wie ein Meerwunder Als Erzählung, als Oper behandelt man das Schicksal der Beiden, und noch heut bezeichnet „Annette et Lubin" im Französischen dasselbe, wie „Hans und Grete" im Deutschen.

Die Berge in der näheren Umgebung Spa's sind in schattige bequeme Spaziergänge verwandelt, die von Reitern, Spaziergängern, Wagen belebt sind. Wie weit der Wanderer geht, überall begleitet ihn die Erinnerung einer interessanten Vergangenheit. In die blühendsten Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts entführt uns die Promenade d'Orléans. Im Jahre 1787 weilte in Spa die Herzogin von Orleans mit ihren Kindern und deren Erzieherin, der Frau von Genlis, deren Erinnerungen einen der wichtigsten Beiträge zur Kulturgeschichte des Rococo bilden. In ihnen spielt Spa eine vorübergehende, aber keineswegs unbedeutende Rolle. Um ihrer Mutter eine Freude zu machen, legten die fürstlichen Kinder diese Promenade in der damals noch unwirtlichen Gegend an, indem sie mit eignen Händen den Boden ausrodeten und Ziersträucher pflanzten. Besonders der älteste Knabe, der spätere König Louis Philipp, bewies einen solchen Eifer, daß

er alle Arbeiter beschämte. Die Herzogin ahnte nichts von diesem heimlich betriebenen Unternehmen, erst als es vollendet war, überraschte man sie. Ein ländliches Fest weihte diesen neuen Reiz des Bades ein, die Prinzen und Prinzessinnen waren in Schäferkostümen und es fehlte nicht an jenen Thränen der Rührung, die damals so leicht und so verschwenderisch flossen. So kann sich Spa rühmen, einer der wenigen Orte zu sein, der zu Gärtnern und Wegebauern Könige und Prinzen hatte. Nicht weit von dieser Anlage befindet sich die Meyerbeer-Promenade. Jede Brücke, jeder Busch, jede Bank erinnert uns hier an den Komponisten des „Propheten“ und der „Afrikanerin“, der fast jeden Sommer in Spa verweilte und hier auf seinen einsamen Spaziergängen die lebhaftesten Anregungen und die schönsten Melodien fand. Spa ist die eigentliche Geburtstätte seiner Opern. Das ist eben der besondere Reiz dieses anmutigen Bades, daß Natur und Kulturgeschichte sich hier fortwährend mischen.

Wer ein tüchtiger Reiter oder Fußgänger ist, findet in Spa's weiterer Umgebung eine Fülle der anziehendsten Punkte: die Ruinen von Franchimont, den Wasserfall von Loo, die Grotte von Remouchamps und viele andere Merkwürdigkeiten.

Die fleißigen Leute von Spa aber schaffen mit ihren geschickten Händen kleine hübsche Kuriositäten, welche den Geschmack des Fremden reizen und die man ähnlich nirgends findet. Es sind die sogenannten ouvrages de Spa: kleine Gegenstände des Luxus und des Bedürfnisses, Dosen und Schachteln, Spiegel und Kästchen aus leichtem Platanenholz geschnitzt, das, in das Mineralwasser des Orts gelegt, eine graue Farbe annimmt. Die eine Seite wird dann mit der Hand geschickt bemalt. Dabei waltet die strengste Arbeitsteilung vor: die Handwerker, welche Blumen malen, machen keine Vögel, und diese wieder keine Land-

schaften. Die Gegenstände nehmen sich gefällig aus und sind sehr beliebt. Vielleicht noch mehr ist dies der Fall bei dem sogenannten „Elixir de Spa“, auch eine Besonderheit des Städtchens: ein feiner und würziger Liqueur, von grüngelber Farbe, im Geschmack an den Benediktiner erinnernd. Man mische den Brunnentrank mit ihm, es ist zwar wider die Kurvorschrift, aber was thut das? — es schmeckt gut!

Der berliner Rechtsschutzverein hat kürzlich das deutsche Publikum öffentlich vor dem Besuch der belgischen Bäder gewarnt — auch vor Spa. Der Deutsche werde dort beleidigt, übervorteilt und fände weder Schutz noch Recht. Ich war freilich nur kurze Zeit in Spa, aber von einem Haß gegen uns Deutsche habe ich nichts wahrgenommen. Man istm ir überall sehr höflich und liebenswürdig entgegengekommen. Uebertheuert wird man freilich; aber in welchem Modebade würde der Fremde nicht ausgesogen? In diesem Punkte sind die Spaer ganz international; sie schröpfen den radikalsten Franzosen mit derselben Kaltblütigkeit wie den loyalsten Deutschen. Im Allgemeinen ist es mit dem Fremdenhaß in Spa wie überall: wer nicht reizt, wird auch nicht beleidigt. Die Spaer sind nicht anders als die Helgoländer oder die Wiesbadener; sie wollen in erster Linie Geld verdienen, und sie behandeln jeden höflich, der ihnen solches zubringt. Gut ist's natürlich, mit den Leuten in ihrer Sprache zu verkehren; das ist überall so, und unser großer Kanzler hat das selbst oft genug erklärt. In Italien ist ganz dasselbe der Fall; der Reisende, der italienisch kann, ist dort immer im Vorteil. Und auch wir behandeln den Ausländer vertrauter, der unser geliebtes Deutsch redet. Man glaube nach den obigen Bemerkungen aber nicht etwa, daß die Preise in Spa „eiffelesque“ seien, wie das Jüngstgeborene der französischen Sprache heißt; man kann auch in Spa für

mäßiges Geld leben und für drei Franks vorzüglich zu Mittag speisen. In der Hochsaison, zur Zeit der Wettrennen, sind die Preise der Wohnungen natürlich theurer als gewöhnlich; aber im Ganzen geht es hier wie in Baden-Baden und anderen großen Bädern, in denen man billiger leben kann als in kleinen, weil man ungezwungener ist.

Spa ist nach Monaco wohl der internationalste Ort der Welt. Alle Völker treffen sich hier: Franzosen, Holländer, Engländer, Amerikaner, Russen; am schwächsten sind die Deutschen vertreten. Der Hauptreiz Spa's beruht in einem streng vornehmen Charakter; es ist das Bad der großen Welt; das Geldprotzentum, welches durch seine Aufdringlichkeit, seine plebejischen Manieren, seine Anmaßung jeden feinfühligen Menschen verletzt, die berliner Börsenemporkömmlinge, die reichgewordenen liverpooler Schneidermeister, die Langröcke aus Podolien — sie alle wagen nicht, jene Eichenhaine zu durchschreiten, welche Spa von der Welt des Hastens und Drängens abschließen; sie machen am Fuße der Hautes Fagnes Halt und überlassen das reizende Thal den Menschen, welche es für unpassend finden, zu schreien, zu mauscheln, mit dem Gelde zu klimpern, die Beine auf den Tisch zu legen und den Fisch mit dem Messer zu essen. Hier treffen sich der Herrscher, der Diplomat, die Weltdame, der Feldherr, der alte, solide Handelsherr, der Priester, der Gutsbesitzer, der Sportsmann, der Gelehrte, der Künstler, der Schriftsteller — kurz alle Leute von Stellung, Bildung, Erziehung. Der feinste, abgemessenste Ton herrscht hier an den Wirtstafeln, in den Schweizerhäuschen, in der langen Wandelbahn des Kurparkes, an den Brunnen: in den Lesesälen. Die Moden, die ihre Träger und Trägerinnen in Spa ausstellen, sind den jüngsten Phantasien des pariser Schneiders entsprungen. Hier sieht man jene

entzückenden kleinen Damenhütchen, welche fast aus gar nichts bestehen: ein Stückchen Tüll mit ein paar Blumen, hier jene Sonnenschirme, die ein ganzes Pflanzenbeet darstellen; hier trägt man die gestickten Oberhemden und die Kniehosen: hier ist man noch pariserischer als die neueste pariser Mode, noch eleganter als Worth, noch peinlicher als der Prinz von Wales. Natürlich findet sich da, wo das eleganteste, lebenslustigste und begütertste Publikum so vieler Länder zusammenströmt, auch eine gewisse Menschensorte ein, auf welche das Knallen der Sektpropfen, das Klingen des Goldes eine magnetische Anziehungskraft übt; aber entgeht man ihr vielleicht auf der Rennbahn von Hoppegarten oder im berliner Ausstellungspark? Die Internationalität Spa's erstreckt sich bis auf die Schilder, auf die Aushänge; sie sind fast alle in vier Sprachen abgefaßt: englisch, französisch, holländisch, deutsch. Aber das Englische steht überall oben. Englisch ist die Tischzeit; von England sprechen die meisten Anlagen, die Namen der Häuser stehen beinahe ausnahmslos in einer Beziehung zum Inselreich: Villa Victoria, Mount Vernon, Herzog von Wellington, Hôtel Bristol, Prinz von Wales. So folgt eines dem anderen, und englisch sind sie selbst in ihrer Bauart, ihrer Einrichtung: kleine, schmale Cottages, mit Fensterläden, Terrassen, Balkonen, Vorgärten, in den Zimmern unzählige Polstermöbel aller Art, die Wände unter Bildern und Stichen fast verschwindend. An jeder Straßenecke begegnet uns eine jener langen, hageren Gestalten mit dem kurzen Schnurrbart, den blauen Augen, der gesunden Gesichtsfarbe und dem etwas rücksichtslosen Ausdruck, eines jener hochaufgeschossenen, stark entwickelten jungen Mädchen mit den offenen Haaren, den kurzen am Knie endenden Kleidern — diese Typen der modernen reisenden Engländer. Sie haben hier, wie überall, wo sie hin-

kommen, ihre Kirche, ein hübsches Backsteingebäude in englischer Gothik, uud ihr Spielhaus, den Unionklub.

Die Spaer sind auf ihre Musik sehr stolz; ich habe ihr nichts abgewinnen können. Die Hauptanziehungskraft Spa's aber sind Sport und Spiel. In Spa ist der Mensch als Zweifüßler nur ein halber Mensch — das Ideal ist dort der Centaur. Die eigentümlichen Ortsverhältnisse bringen das mit sich. Die meisten Quellen liegen nicht in der Stadt, sondern nach allen Seiten hin bis zu drei Kilometer von derselben entfernt; es ist zu umständlich, jeden Tag nach seinem Brunnen oder von einem zum andern zu wandeln. So schön der kleine Ort liegt, so leidet doch die nähere Umgebung ein wenig an Eintönigkeit; wohin man auch steigt, überall schaut man auf dasselbe Rundbild: die freundlichen Häuser in der Tiefe, daraus hervorragend die romanische Kirche mit ihren vielen Türmen und dahinter die sanft ansteigenden, bewaldeten Höhen. Wenn man das acht Tage lang unablässig gesehen hat, so wünscht man sich auch einmal ein wenig Abwechslung, etwas Wildheit, etwas Romantik. Daher die Vorliebe für das Reiten. Die Russen, welche hierher kommen, sind keine Kosaken, und doch scheinen sie mit ihren Pferden verwachsen. In allen Schaufenstern liegen Reitkleider ausgebreitet, an jedem Hause findet sich die Anzeige eines Pferdeverleihers. Einem Sport muß der Mensch dienen, wenn er in Spa für voll genommen und im Cercle des Etrangers beachtet werden will: Reiten, Taubenschießen, Pistolenschießen, Fahren, Croquet spielen — es ist ziemlich gleich, was man davon pflegen will. Die Spaer Pferderennen sind berühmt. Man kämpft um Preise von 25000, 12000 und 40000 Franks. Auch hier wahrt Spa seinen internationalen Charakter: jedes Land sendet mehrere seiner hervorragendsten Sportsmänner in das Preisgericht;

Deutschland u. a. den Fürsten von Croy, Frankreich den Herzog von Sagan, England den Marquis von Londonderry und Lord Randolph Churchill.

Wer noch aufregendere Genüsse liebt als Wettrennen und Wettschießen, findet, wie schon bemerkt, in den intimen Räumen des Casino ausreichende Gelegenheit dazu. Die Teilnahme ist nicht ganz so leicht wie in Monaco, aber auch nicht viel schwerer. Welcher Mensch von Erziehung fände nicht zwei gleiche, die seine Einführung in den Club übernähmen? man ist hier nicht skrupulös; man gestattet auch niedrige Einsätze, man erlaubt jedem, sein Geld auch in kleineren Portionen los zu werden, und wahrt trotz aller Erleichterung des Verkehrs doch die Form der geschlossenen Gesellschaft.

Die Vorsaison in Spa ist nun vorüber. Schon trappelts, klapperts, knallts allerorten; die ersten Renner kommen an und stampfen mutig den Boden, der erste Fußball fliegt durch die Luft, die erste Pistole wird geprüft. Entfliehen wir dem Lärmen an die Ufer des heiligeu Rheins. Auf Wiedersehen, reizendes Städtchen! Bald liegt auch das letzte Haus hinter uns, aber wie ein Abschiedsgruß, wie das Geleit eines Freundes, den wir in kurzer Zeit lieb gewonnen, wandert der gelbe Ginster noch immer mit uns, wie er uns hierher begleitet hat. Von allen Bergen nickt und lächelt er uns zu; und wenn wir bei Herbethal die deutsche Grenze überschritten haben und zum Fenster des Zuges hinausblicken, der sich wieder in Bewegung setzt, so ist er auf einmal wieder da und nickt und winkt im Winde bis weit hinter Aachen hinein ins Land. Will er sagen, daß die Natur die Grenzen nicht kennt, welche die Politik zu setzen genötigt ist, und daß die Liebe zur Natur das Band sein sollte, welches über die natürlichen Verschiedenheiten der nationalen Denkweise hinaus die Völker an einander fesselt und friedlich vereint?

2. Luxemburg.

Eine weite, leicht gewellte Hochebene, mit dunklen Fichtenwäldern bedeckt, aus übereinander getürmten Schiefer- und Kalkschichten gebildet, welche die ungeheuren Wasser des Diluviums über den erzhaltigen Gesteinen des Urgrunds abgesetzt haben. Durch diese Hochebene bahnen sich ein Bach und ein Flüßchen den Weg, wühlen und bohren sich tief hinein in die weichen, leicht zerbröckelnden Schichten, fressen sich in hundert Windungen ein breites, tiefes, bequemes Bett, zernagen die Felsen, waschen die wunderlichsten Klippen und Ueberhänge aus, nehmen die kleinen Zuflüsse in sich auf, welche von allen Seiten herbeistürzen und sich nach ihrer Kraft auch bemühen, die Schieferplatten und Kalkblöcke zu durchwühlen, treffen sich in einem spitzen Winkel, nachdem sie eine Zeit lang nebeneinander hergeflossen, nur durch ein schmales Riff getrennt und wälzen sich nun mit vereinten Kräften weiter, vorwärts, zur Seite, zurück, wieder vorwärts.

Nun kommen die Menschen. Sie schlagen die Wälder nieder, machen das Land urbar, bauen Hütten, ein Dorf, eine Stadt. Sie lassen sich auf der Höhe und in den Thälern nieder, sie legen Werkstätten an, sie fischen im Strom, sie verwandeln einen Teil der Abhänge in Terrassen und schaffen fruchtbare Erde hinauf, sie graben die Erze aus der Tiefe. Ihre Stadt liegt nahe der Grenze, welche ihren Stamm von einem feindlichen scheidet, der nach ihrem Getreide, ihren Fischen, ihrem Eisen lüstern ist. Aber er soll nur kommen, der Feind! Die Häuser in den Thälern unten mag er verbrennen, ihre Einwohner werden sich und das Vieh hinauf in die Oberstadt retten — wenn er aber wagt, die Felsen hinaufzuklettern, so werden sie ihn in die Tiefe hinunterwerfen. Nur hier, wo das Land sich öffnet, kann er heran-

kommen — aber sie werden Mauern und Gräben ziehen, um ihm den Einbruch zu verleiden. Und da er zum zweiten Mal einbricht, kommen schon die Bewohner der ganzen Umgegend, in dieser natürlichen Festung Schutz zu suchen. In der That, dieses Luxemburg ist das beste Bollwerk, das man ersinnen kann, um das hintere Land gegen räuberische Einfälle eines Heeres zu sichern. Und die Festigkeit und die Bedeutung der Stadt wachsen immer mehr und mehr, im Laufe der Jahrhunderte wird eines der gewaltigsten Wunder der Kriegskunst daraus. In diesem Zustande hat es Goethe gesehen und beschrieben, als ihn der unglückliche Feldzug des Jahres 1792, dem er an der Seite seines Herzogs beiwohnte, durch Luxemburg führte. Er schildert es in seiner klaren und plastischen Weise:

„Wer Luxemburg nicht gesehen hat, wird sich keine Vorstellung von diesem an und über einander gefügten Kriegsgebäude machen. Die Einbildungskraft verwirrt sich, wenn man die seltsame Mannigfaltigkeit wieder hervorrufen will, mit der sich das Auge des hin- und hergehenden Wanderers kaum befreunden konnte .... Ein Bach, Petrus genannt, erst allein, dann verbunden mit dem entgegenkommenden Fluß, die Else, schlingt sich mäanderartig zwischen Felsen durch und um sie herum, bald im natürlichen Lauf, bald durch Kunst genötigt. Auf dem linken Ufer liegt hoch und flach die alte Stadt; sie mit ihren Festungswerken nach dem offenen Lande zu, ist anderen befestigten Städten ähnlich. Als man nun für die Sicherheit derselben nach Westen Sorge getragen, sah man wohl ein, daß man sich auch gegen die Tiefe, wo das Wasser fließt, zu verwahren habe; bei zunehmender Kriegskunst war auch das nicht hinreichend, man mußte auf dem rechten Ufer des Gewässers, nach Süden, Osten und Norden, auf ein- und ausprin-

genden Winkeln unregelmäßiger Felspartien neue Schanzen vorschieben, nötig immer eine zur Beschützung der andern. Hieraus entstand nun eine Verkettung unübersehbarer Bastionen, Redouten, halber Monde, und solches Zangen- und Kankelwerk, das nur die Verteidigungskunst im seltsamsten Falle zu leisten vermochte. Nichts kann deshalb einen wunderlicheren Anblick gewähren als das mitten durch dies alles am Flusse sich hinabziehende enge Thal, dessen wenige Flächen, dessen sanft oder steil ansteigende Höhen zu Gärten angelegt, in Terrassen abgestuft und mit Lusthäusern belebt sind; von wo aus man auf die steilsten Felsen, auf hochgetürmte Mauern rechts und links hinausschaut. Hier findet sich so viel Größe mit Anmut, so viel Ernst mit Lieblichkeit verbunden, daß wohl zu wünschen wäre, Poussin hätte sein herrliches Talent in solchen Räumen bethätigt."

Dies war Luxemburg bis zum Jahre 1867. Sechs Jahrhunderte hatten an seinen Werken gebaut, Deutsche und Franzosen, Spanier und Italiener, die größten Meister der Kriegskunst hatten hier Proben ihrer Befestigungskunst abgelegt, ein Vauban, ein Napoleon.

Und nun zerstört mit einem Male die Feindschaft zweier großen Staaten dieses Wunderwerk der Jahrhunderte, das keiner dem andern gönnen will. Die Zündschnur und die Spitzhacke beginnen ihr Werk. Die Wälle, die Schanzen werden abgetragen bis auf die Grundmauern, nur hier und da bleiben Teile stehen, die für sich keine Bedeutung mehr beanspruchen können. Gräben werden geebnet, an ihre Stelle Anpflanzungen, Terrassen, Spaziergänge gesetzt. Durch keine Mauer mehr gehindert, fliegt der Blick über Thal und Berg, die Stadt sprengt den engen Gürtel und schiebt breite Avenüen, hohe prächtige Häuser in das Land hinaus. Das ist der dritte Entwicklungs-

abschnitt, in dem Luxemburg augenblicklich steht, und in dem es das Häßliche und Beschränkende der früheren Abschnitte ausgestoßen, das Gute und Reizende derselben dagegen bewahrt hat.

Bestände heute noch die antike Sitte, von sieben Weltwundern zu sprechen, so müßte man Luxemburg unbedingt unter dieselben mitzählen, denn eine gleich eigenartige und anziehende Stadt dürfte man schwerlich finden. Auf hohem, abschlüssigem Felsen, im Winkel zwischen zwei engen, tiefen, vielfach gewundenen Flußthälern ist es gelegen, die zuletzt nur durch einen schmalen hohen Grat getrennt, sich plötzlich treffen und sich nun als ein breites Thal, in das sich fortwährend Nebenthäler öffnen, ins Land hinein fortsetzen. So entsteht ein fortwährendes Durcheinander der auf- und niedersteigenden Häuser, Mauern, Brücken, Türme, Felsen, Terrassen, Kirchtürme, Viadukte und Treppen, daß das Auge von diesen mannichfaltigen Formen und Farben fast verwirrt und geblendet wird.

Der Hauptreiz, den Luxemburg auf den Fremden ausübt, ist diese Mannichfaltigkeit der Landschaft. An der eigentlichen Stadt selbst, welche hoch oben zwischen den Thälern eingekeilt liegt, ist nicht allzuviel zu sehen. Sie ist so eintönig, wie alte Festungen zu sein pflegen. Im Gegensatz zu der großartigen Landschaft erinnert hier Alles an das Königreich Liliput. Die Straßen sind sauber aber eng. Der königliche Palast, in dem der Herzog von Nassau wohnt, ist ein kleines gothisches Gebäude mit zwei Türmen, deren bunte Glasfenster an einen Kinderbaukasten erinnern. Die ganze Stadt hat zwei Denkmäler: das Reiterstandbild des Königs Wilhelm II. der Niederlande und das Denkmal der Prinzessin Heinrich der Niederlande — beide sind gleich unbedeutend. An den Kirchen ist nichts zu rühmen, die ganze Stadt enthält nicht ein hervorragendes Kunstwerk. Rings um die ganze Stadt hat

sich ein Ring von Boulevards gebildet, mit hübschen neuen Wohnhäusern und Villen, welche den wohlhabenden, behäbigen Eindruck der Stadt verstärken. Das Leben in der Stadt bietet ebenfalls keine Anregung. Die geistlichen Interessen töten die geistigen. Kunst, Literatur, Wissenschaft, Theater sind fast unbekannte Dinge. Die einzige Unterhaltung der Bewohner ist der Kirchenbesuch. Früh, Mittags und Abends sieht man sie dahin ziehen, die Gebetbücher unter dem Arm. Es giebt im Lande zwanzigmal so viel Priester wie Soldaten. Mitten in der Nacht fangen die Glocken an zu läuten und setzen unablässig von Neuem ein, es ist das einzige laute Geräusch, das man hier hört. Die einzige Abwechselung bietet die Musik, welche zweimal wöchentlich auf dem Paradeplatz spielt.

Nein, Luxemburg gewährt nichts als seine stärkende, rauchfreie Berg- und Waldluft und seine schöne Lage. Diese freilich bietet eine solche Fülle von Mannichfaltigkeit und Abwechslung, daß man nicht müde wird, sie immer von Neuem zu bewundern. Ob man oben auf der Stadseite, unten im Thale, am Rand einer der gegenüberliegenden Hochflächen, in halber Höhe inmitten der Trümmer der ehemaligen Werke steht — das Bild ist immer ein neues, von Grund aus verschiedenes. Infolge der Krümmungen der Thäler verschieben sich jeden Augenblick die Flächen, die Wände und Koulissen — zwei Schritte genügen oft, und an Stelle des Panoramas, das man eben bewundert, steht ein anderes, aus dem freiesten Gelände ist man in eine drückende Enge versetzt — und umgekehrt.

Schon der Park, welcher nach der offenen Westseite angelegt ist, auf dem Gebiete der ehemaligen Landbefestigungen, sucht seines Gleichen. Welch' herrliche Gruppen von Fichten und Buchen! Welch' fas-

tige, weite Rasenplätze! Wie süß schlagen die Nachtigallen! In tausend Strahlen fällt der goldene Regen hernieder, und die Stechpalmen breiten ihre länglichen Blätter aus. Der Blick schweift zwischen den Baumgruppen hindurch auf das weite Land, welches im Grün des jungen Getreides prangt, über Dörfer und Klöster, bis ihn weit hinten die dunkelblauen Berge der Ardennen auffangen. Welch' einziger Ausblick aber eröffnet sich, sobald man auf der Stadtseite den Rand der Hochebene betritt! Jäh und senkrecht stürzen die riesigen Grundmauern der alten Bastione hinunter, bis da, wo sie auf dem nackten, zerfressenen Kalkfelsen fußen, der sich gleichfalls steil zur Thalsohle senkt. Unten rauscht das grüne Wasser der Elz, an das sich die Vorstädte eng genug schmiegen, Pfaffenthal und Klausen. Die sauberen Schieferdächer drängen sich an einander, spitze Kirchtürme streben empor, mit riesigen Tannen und Fichten um die Wette, welche sich mit den Wurzeln in die Felsen klammern, die sie gesprengt haben. Wie Kinderspielzeug erscheinen die Häuserviertel, diese kleinen, schmalen Gebäude, die in das Wasser hineinzuwachsen scheinen, an das sie gebaut sind, die langhingestreckten Kasernen der ehemaligen Bundestruppen, welche man jetzt in Massenquartiere, Konvikte und Werkstätten umgestaltet hat, die Plätze, die gewölbten Brücken mit halbzerstörten Türmen und Schutzmauern — und vor allem die Menschen, welche sich in Zwergengröße herumzutummeln scheinen, ihre Arbeit verrichten, an den Zickzackwänden emporklimmen. Ein säuerlicher scharfer Geruch nach Lohe steigt empor, ein dumpfes, verworrenes Geräusch schlägt ans Ohr, es ist die Elz, welche über die Wehre strömt und die Mühlen treibt, es sind die arbeitenden Menschen, es ist das Atemholen der Stadt. Steil und schroff steigen die gegenüberliegenden Felsen empor, verwittert, ausgewaschen, weit vorsprin-

gend, sich im scharfem Winkel zurückbiegend, von einmündenden Nebenthälern unterbrochen. Auf der gleichen Höhe mit uns scheinen die Felsen plötzlich umzubrechen und die Hochebene dehnt sich wieder aus, endlos, grün, gleichmäßig. Der Fleiß der Menschen hat einen Teil der schroffen Wände in Terrassen verwandelt, in schwebende Gärten und Beete. Auf jedem vorspringenden Felsen sieht man halbzerstörte Schanzen, Batterien, Türme, zwischen denen der Hollunder blüht, das dunkle Grün der Fichtenhaine, scharf von dem verwitterten Grau des Gesteins abstechend, kontrastiert wundersam mit dem zarten, lichten Geäst der Birken. In halber Höhe der Birken wälzt sich die Eisenbahn dahin, und wo Seitenthäler den Bergrand jäh abstürzen lassen, wölben sich gewaltige, aus Stein erbaute Viadukte, über die der „Feierwon" dahinstürmt — wie die Luxemburger die Lokomotive in ihrem Platt nennen. Dort zur Rechten, wo Elz und Petrus sich vereinigen, treten die Felsen zurück und springen plötzlich wieder schroff hervor, eine kolossale Statue der Gottesmutter, der Patronin der Stadt, aus gelbem Sandstein krönt hier, weit ins Land schauend, die höchste Klippe, zu welcher mächtige Tannen hinaufrauschen, indeß unmittelbar unter dem Standbild in dem Kalkfelsen eine geräumige, hohe Höhle ausgewaschen ist. Gegenüber springt von der Seite der Stadt ein schmales und steiles Felsenriff vor, lang und spitz wie eine Zunge, sich allmälig zum Thal hinabsenkend, über dessen Klüfte gewaltige Brücken führen, flankiert von demolierten Batterien. Dahinter wechseln wieder Berg und Thal ab, eine lebhafte Vorstadt, Grund genannt, liegt zwischen den Felsen eingebettet, die hier eng zusammentreten, gekrönt von steilen Mauern, vorspringenden Redouten, und auf der anderen Seite von riesenhaften Türmen beschützt. Zur Linken aber erweitert sich das Thal, Laubwald wechselt mit Nadel-

wald ab, saubere schwarzdächige Dörfer liegen frisch gebettet, prächtige Schlösser überragen sie, die spitzen Essen der Hochöfen, in denen die Erze des Landes ausgeschmolzen werden, streben in die Luft, und der silberfarbene Rauch breitet sich fernab in dichten Wolken aus. Weithin sichtbar erheben sich die drei Türme eines ehemaligen Forts, von dem Dach eines jeden leuchtet auf Meilen eine goldene Eichel. „Die drei Eicheln“ heißt es denn auch im Volksmunde: eine lateinische Inschrift belehrt uns, daß Herr Sigismund von Thüngen als Statthalter Kaiser Karl's VI. dieses Fort erbaut habe. Und mitten durch das helle und dunkle Grün, das Grau und Schwarz blitzt das Gelb der breiten, bequemen Spazierwege, welche sich im Zickzack herauf und hernieder winden.

Wie anders aber sobald man die Wege und Treppen herabsteigt, die in steiler Geradheit oder in bequemen Windungen nach der Unterstadt führen! Die schwarzen, düstern Mauern der alten Werke scheinen sich über unseren Köpfen zu neigen und zusammenzuschlagen, sie rauben uns Luft und Licht, die Linien der Bastionen, Redouten, Batterien, in ihren Grundzügen noch erkennbar, verschieben sich unablässig, schneiden sich in immer sinnverwirrenderen Winkeln, das Gestrüp schlägt über uns zusammen, die Häuser verschwinden, eine unheimliche Stille empfängt uns, eine drückende Schwüle, wir glauben uns in dem Verließe einer riesigen Burg, vergessen und begraben. Doch Gottlob, bald sind wir unten, wir haben das Thal erreicht. Enge, gewundene Gassen nehmen uns auf, in denen die stagnierende Luft schwül und dumpfig lastet. Die kleinen, spitzwinkligen, buntangestrichenen Häuser kauern sich an einander, über einander, die Straße zieht sich in fortwährendem Auf und Nieder dahin. In den offenen Hallen und Höfen arbeiten die Schmiede, die Tischler, die Schneider,

Feuer brennen auf den Herden, vor den Thüren sitzen die Frauen strickend und schwatzend, die Kinder spielen, auf ihren Wangen streitet das natürliche Rot mit dem Schwarz des Schmutzes. Die Hinterseiten der Häuser, die hölzernen Roste mit den Fellen spiegeln sich im Wasser, große Haufen Lohe oder Malz liegen vor den Häusern, mitten auf den Straßen, man muß darüber hinwegspringen. Die geschwärzten, himmelhohen Mauern der Befestigungen ragen senkrecht empor und nicht viel weniger schroff steigen gegenüber die Felsen auf, in welche alte Kasematten eingehauen und eingebaut sind, heute wohnen arme Leute mit vielen Kindern und wenigem Gerümpel darin. Hier steht man plötzlich vor dem burgartigen, finsteren Hause eines wohlhabenden Privatmannes, an dessen Eckwand in einer Nische eine Figur Napoleon's I. nach Art eines Heiligen postiert ist. Bald kommt man zu einem langgedehnten Hospital oder Gefängnis, dessen lateinische Inschrift uns in die Zeiten Kaiser Heinrich VII. oder König Ludwig XIV. zurückruft. Natur, Geschichte, Gegenwart kreuzen einander hier unablässig.

Nun aber verläßt man das beängstigende Gewirr und steigt wieder aufwärts. Bald weitet sich die Brust, der frische, würzige Duft der Fichten macht sich bemerkbar. Die Lärchen entfalten die feinen, hellen Wedelbündel, Kirschbäume kleiden sich über und über in Weiß, die blauen Kelche der Glorinien bedecken den Boden, Vergißmeinnicht drängen sich dazwischen. Und jetzt sind wir oben auf der Höhe, wieder gähnt der Grund vor uns, aber uns gegenüber, hoch auf dem Felsen, die riesigen Mauern der alten Festung, an deren Vorsprüngen die kleinen Wächterhäuschen wie Schwalbennester kleben. Auf der Höhe breitet sich die Altstadt aus mit ihren Promenaden, ihrer schönen Silhouette, den prächtigen Häusern und Türmen, Konvikten und Kirchen, Hainen und Parkanlagen.

Darüber wölbt sich ein lachender, blauer Frühlingshimmel, an dem beim Sonnenuntergang rotflammende Wolken und Wölkchen langsam verglühen.

Aehnlich sind die Bilder auf der andern Seite, nach dem Thal des Petrus zu, nur ein wenig kleiner, beschränkter, einförmiger. Doch der ungeheure Viadukt, welcher die Altstadt mit dem Bahnhof und seiner Vorstadt verbindet, über das ganze Thal hinüber, giebt dem Landschaftsbild einen gewaltigen Mittelpunkt, der die Aquädukte der römischen Campagna übertrifft.

Daß ein zweiter Goethe uns ein Gemälde dieses modernen Luxemburg gäbe, das die Fesseln des alten abstreifte, aber behielt, was es ihm an Schönheit geben konnte. Kann doch der moderne Mensch nicht einen Schritt nach irgend einer Richtung thun, ohne auf eine noch so gelegentliche Bethätigung dieses wunderbaren Genius zu stoßen! Sogar das alte Luxemburg hat er uns, wie oben erwähnt, geschildert, als ihn die Kampagne in Frankreich hier hindurch führte. Im August 1792 betrat er es zum ersten Mal, doch nur für kurze Zeit. Von den Mißerfolgen und den Anstrengungen des Feldzuges angegriffen, kam er auf dem Rückweg, am 14. Oktober wieder in Luxemburg an. Die Stadt war von Kriegsleuten und Kriegsgeschrei überfüllt, ein trostloser Aufenthalt für einen Dichter in solcher Stimmung. Aber ein Zufall kam ihm zu Hilfe. „Nun besaßen die Eltern unseres lockern Führers in dem Pfaffenthal einen artigen, abhängigen Garten, dessen Genuß sie mir gern und freundlich überließen. Kirche und Kloster, nicht weit entfernt, rechtfertigte den Namen dieses Elysiums, und in dieser geistlichen Nachbarschaft schien auch den weltlichen Bewohnern Ruh' und Friede verheißen, ob sie gleich mit jedem Blicke in die Höhe an Krieg, Gewalt und Verderben erinnert wurden.“ In dieser

Idylle inmitten der Not und Aufregung fühlte sich der Dichter so wohl, daß er hier Sammlungen, Tagebücher und Beobachtungen zur Farbenlehre ordnete. Am 24. Oktober traf er in Trier ein, und fuhr die Mosel hinab. Die Tradition bezeichnet noch heut das Häuschen, in dem er jenes willkommene Asyl gefunden, leider meldet keine Tafel daran dieses Ereignis, das für Luxemburg wahrscheinlich von größerer Bedeutung ist als für Goethe. Die Luxemburger sind stolz auf ihren Nationalpoeten, Michel Lentz, der in ihrem Platt hübsch erfundene Lieder geschrieben, aber das sollte sie nicht hindern, den Nachkommen zu überliefern, daß auch einmal ein anderer Dichter in Luxemburg gewohnt hat. So schön die Stadt ist — diese Ehre dürfte ihr nicht oft begegnet sein, so lange sie nichts als eine große Kaserne war.

Wenn man diese kleine, behagliche, auch an Wochentagen sonntäglich stille Stadt durchschreitet, glaubt man gar nicht, wie viel Begeisterungsfähigkeit darin wohnt. Wie haben dem neuen Großherzog seine neuen Unterthanen auf dem engen Platze vor seinen Fenstern gehuldigt! Schade, daß er kein Wort davon verstanden haben dürfte! Er wird seine Unterthanen zunächst nicht verstehen, wenn sie in ihrer gewöhnlichen Sprache mit ihm reden, denn es ist für den Fremden etwas schwer verständlich, dieses luxemburger Platt, welches die ganze Bevölkerung spricht. Seine Verwandtschaft mit dem alemannischen Platt kann es nicht verleugnen, aber ebenso wenig gewisse Anklänge an das Niederfränkische. Eine Untersuchung dieser seltsamen Spielart wäre eine dankbare und zeitgemäße Aufgabe für einen strebsamen jungen Germanisten, der sich auf den Doktor vorbereitet. Es ist ursprünglich durchaus reines Deutsch; erst im Laufe der Jahrhunderte hat der Verkehr mit Frankreich eine Menge französischer Worte hereingeschleppt, sodaß seine jetzige

Gestalt einem wahren sprachlichen Höllenbrei gleicht. Michel Lentz hat seinen Landsleuten den „Feierwôn“ und die „Hemecht“ geschenkt, ihre beiden Nationallieder, in welchen ihr Vaterland über alle Länder der Welt gestellt wird; er hat in verschiedenen Gedichtsammlungen „Hierschtblumen“ ist die letzte betitelt — das unverfälschte Platt literaturfähig gemacht und hübschen einfachen Gedanken, sinnigen Stimmungen eine ansprechende Form gegeben.

Doch auch hochdeutsch oder französisch spricht hier jeder Gebildete. Die Landleute, Krämer, Handwerker halten sich an's Deutsche, das sie aber stets mit dem nasalen französischen Anklang sprechen. Im Uebrigen können sie — und sie bilden die erdrückende Mehrheit, kein Wort französisch; doch seltsamer Weise fehlen jedem irgend ein paar deutsche Worte vollständig, die sie nur französisch wissen, ohne zu ahnen, daß dieselben französisch seien. Sie denken zumteil, ohne französisch zu verstehen, ganz in französischen Wendungen. „Stellen Sie die Stiefel nur vor die Thür,“ sagte mir ein Dienstmädchen, das auch nicht französisch verstand, „wir kommen morgen früh, sie zu suchen.“ Das ist das französische: venir chercher. Wer sich für sprachliche Absonderlichkeiten interessiert, für seltsame Bildungen, welche die Kreuzung der drei Sprachströmungen hervorruft, findet hier ein weites Studienfeld. Alles, was sich zur „höheren Klasse“ rechnet, spricht französisch, man hält das für besonders fein. Das ist noch eine Erbschaft aus dem Rococo und wird allmählich verschwinden. Das hiesige Französisch ist übrigens nicht schlecht, die Aussprache sogar merkwürdig dialektfrei, viel besser z. B. als das Französisch der Italiener. Es giebt auch Familien hier, welche kein Wort Deutsch verstehen, doch dürften dies nur ein paar Dutzend sein. Die vielbesprochene Vorliebe der von Abstammung rein deutschen Luxemburger

für Frankreich hat ihre sehr natürliche Erklärung. Unter der Regierung Ludwigs XIV. befand sich Luxemburg merkwürdigerweise sehr wohl, alle Gewerbe blüten; die Erinnerung daran ist noch heute nicht erloschen. Der Luxemburger wandert nach Paris und Brüssel aus, findet dort seiner Ehrlichkeit wegen gute Stellungen als Concierge, herrschaftlicher Diener u. dgl., erspart sich, genügsam wie er ist, ein kleines Sümmchen und kann dann, zurückgekehrt, den Bourgeois, den Rentier spielen oder ein selbständiges Geschäft eröffnen. Natürlich schwärmt er für das Land, in dem er goldene Berge — für seine Verhältnisse — gefunden. Ebenso natürlich zu erklären ist die Abneigung gegen die Preußen; sie schreibt sich aus der Zeit der ehemaligen Bundesfestung her. Eine Festung — und noch dazu eine Grenzfestung — kann unmöglich ein Ort des Vergnügens und der Freiheit sein; in derselben muß durchaus mit Strenge auf Ruhe und genaueste Ordnung gesehen werden. Punkt 9 Uhr abends wurden die Thore des alten Luxemburg geschlossen; wie oft begegnete es lustigen, harmlosen Bürgern, daß sie, nur eine Minute verspätet, die Nacht im Freien oder auf der Wache kampieren mußten. Dergleichen ist ebenso unvermeidlich wie unangenehm. Wer findet es da nicht erklärlich, daß besonders dem älteren Geschlechte die Preußen noch als eine Art Tyrannen erscheinen? Die Interessen sind es, welche die Sympathien der Völker am stärksten beeinflussen: Luxemburg hat bis jetzt mehr von Frankreich und Belgien gehabt als von Deutschland. Auch der Zollanschluß hat die Einfuhr stärker gehoben als die Ausfuhr. Nichts wird leichter zu beseitigen sein als diese Abneigung, welche in keiner grundsätzlichen Tiefe wurzelt. Es ist nur nöthig, daß wir nicht nur nach Luxemburg kommen, sondern die Luxemburger auch zu uns. Laden wir sie nach Deutschland ein, zeigen wir ihnen,

daß sie bei uns eine ebenso gastliche und höfliche Aufnahme finden werden wie in Paris und Brüssel, daß wir ihre Brauchbarkeit so gut zu schätzen und zu bezahlen wissen wie die Franzosen, und die Zurückkehrenden werden daheim das Lob Deutschlands so gut in ihrer Mundart singen wie das Frankreichs, und die Abneigung wird sich schnell in Freundschaft verwandeln. Bisher haben wir wenig Luxemburger in Deutschland gesehen, in hervorragenden Stellungen fast gar nicht. Erst in der jüngsten Zeit tritt Luxemburg in der deutschen Literatur auf, indem es uns einen unserer feinsten und geistvollsten Erzähler geschenkt hat, den Baron von Roberts. Es läßt sich übrigens nicht leugnen, daß gerade der französische Teil der Bevölkerung im Umgang der liebenswürdigere und höflichere sei, zumal wenn man mit den Leuten in ihrer Sprache redet; die rein deutschen Elemente sind nicht selten grob und unverschämt, und die Handwerker versuchen, den Fremden in geradezu frecher Weise zu prellen. Im allgemeinen aber kann man sagen, daß die Luxemburger von den Franzosen nur die schlechten Sitten angenommen haben und nicht die guten, so u. a. die ausschreitendsten Thorheiten der Mode. In der größten deutschen Stadt sieht man, alles zusammengenommen, nicht so viel Geschmacklosigkeit wie hier bei einem Gange über die Straße. Die Frauen kleiden sich mit übereinstimmender Vorliebe in die grellsten Farben; das Unglaublichste leisten sie aber in den Hüten, auf denen sie ganze Blumenbeete und Weinberge tragen. Echt französisch ist endlich der schlechte Kaffee; in ganz Luxemburg erhält man nicht ein Glas leidlichen Kaffees — der sächsische ist damit verglichen Nektar. Dagegen wird hier in der Fabrik von Mercier ein schmackhafter und billiger Champagner hergestellt, die

Flasche zu 4,50 Frcs., und man thut beinahe besser, sich des Morgens an diesen zu halten.

Ganz sonderbar und lächerlich sind die Geldverhältnisse. Luxemburg hat gar keine eigene Währung, doch auch der holländischen Münze bedient man sich hier nicht. An die Verbindung mit Holland erinnert überhaupt nichts, sie ist eine rein politische. Dasselbe Mischwesen, wie in der Sprache, wie auf allen Firmenschildern, herrscht nun auch im Geldverkehr. Die Rechnung ist französisch, die Zahlung deutsch. Man spricht nur von Francs und Sous und giebt und empfängt nur Mark und Pfennige. Einzig französisches Kupfergeld läuft mit unter. Kann man sich etwas drolligeres vorstellen? Auch eine Nationaltracht giebt es nicht; wenn je eine vorhanden war, so ist sie bis auf die Erinnerung verloren gegangen. Die Männer vom Lande tragen die ungegürtete blaue Blouse und die Frauen die gewöhnliche Kleidung. Ebenso ist in der Bauart der Landhäuser eine stammliche Eigenart nicht zu erkennen; sie gleichen denen am Rhein und im Elsaß. Um jedes Fenster sieht man die weit bekanten hellblauen Rahmen, welche Hexenspuck und Zauberei fernhalten sollen. Besondere Schönheit ist den Luxemburgern nicht nachzurühmen, aber auch nicht das Gegenteil. Die Frauen sind ganz auffallend früh entwickelt und fast ausnahmslos große und starke Gestalten. In den pariser Konfektionsgeschäften werden sie deswegen als Probiermamsells sehr gesucht. Die Männer dagegen sind schwächer und welken zeitig: sie pflegen sich in Paris nicht gerade eines zurückhaltenden Lebens zu befleißigen. Sie sterben zeitig, und man begegnet kaum in einer anderen Stadt so vielen Wittwen wie hier. Man sieht also, die stammliche Eigenart der Luxemburger zeigt sich fast nur noch in der Sprache. Um so merkwürdiger ist das zähe nationale Selbstbewußtsein, das bewundernde

Festhalten an der heimischen Selbständigkeit, das Bemühen, in allem echt luxemburgisch und nichts als das zu sein. Als ich einen wackeren Feuerwehrmann fragte, ob ein Bergrücken, der in der Ferne hervortrat, zu den Ardennen gehöre, entgegnete er mit Selbstgefühl: „Ardennen? Wier brauchen hier keine Ardennen, mein Herr! Das ist das Luxemburger Gebirge!“ Ich war dem Manne dankbar für diese Bereicherung meiner geographischen Kenntnisse. Es soll mich nicht wundern, wenn man nächstens hier nach ungarischem Muster von einem luxemburgischen Globus spricht.

Luxemburg erhebt nicht den Anspruch, ein reiches Land zu sein. Der mittlere Bürgerstand erfreute sich früher eines recht behäbigen Wohlergehens; die Brüche dreier Banken aber haben ihn arg geschädigt, und die Verluste sind noch lange nicht überwunden. Die Löhne sind nicht sehr hoch, der Durchschnitt beträgt 3 Mark auf den Tag; dabei sind die Preise für Nahrungsmittel, Kleidung u. dgl. nicht billig. Im allgemeinen ist hier alles 20—25 Prozent theurer als in Mitteldeutschland und in der Qualität schlechter. Die große Masse lebt vom Ackerbau; der Landwein, Grächen genannt, ist ziemlich sauer. Gewerbe und Industrie sind noch sehr zurück. In den Vorstädten von Luxemburg hat sich eine Anzahl Gerbereien angesiedelt. Die Brauereien können sich dem siegreichen Eindringen des münchener Bieres gegenüber nicht halten und gehen beständig zurück. Weiter im Lande, bei Esch, in den sogenannten „Minettes“, und an anderen Orten wird Eisenerz gegraben. Allein dem Lande fehlen die Kohlen, eine Verarbeitung der einheimischen Förderung ist daher zu teuer. Man führt also das ausgeschmolzene Metall nach Deutschland aus und bezieht fertige Waare erst wieder von da herein. Zumteil wird sogar das rohe Erz selbst nach Nassau und Essen geschafft und kommt dort erst in den Hochofen. Die Arbeiter-

verhältnisse sind oft geradezu jammervolle. Von einer Arbeitergesetzgebung wie in Deutschland ist keine Rede; Haftpflicht, Unfallversicherung, obligatorische Berufsgenossenschaften, Krankenkassen sind unbekannte Dinge. Es giebt einige private Vereinigungen, aber diese sind sehr unbedeutend; der Staat kümmert sich nicht darum. Die Arbeiter werden von den Aktiengesellschaften in echt großkapitalistischer Weise ausgebeutet. Die Löhne sind gering; sobald die Arbeiter durch Alter, Krankheit oder Unfall arbeitsunfähig werden, setzt man sie einfach aufs Pflaster, und sie fallen den Gemeinden zur Last. Die Versicherungsgesellschaften übervorteilen die rechtsunkundigen Leute und finden sie mit unbedeutenden Pauschalzahlungen ab; in der Angst der ersten Not unterschreiben die Leute alles, um nur ein paar Francs in die Hand zu bekommen. Ebenso jammervoll sind die Justizverhältnisse. Der gemeine Mann ist ganz auf seinen Advokaten angewiesen; der spricht dann vor Gericht französisch oder ein mit französischen Brocken so verquicktes Deutsch, daß jener kein Wort versteht, obwohl er dabei sitzt. Der Advokat weiß, daß ihm der Klient nicht aufpassen kann, und nimmt die Sache leicht, kommt unvorbereitet in die Verhandlung, und so gehen die besten Sachen verloren, der kleine Mann ist wie verraten und verkauft. Welch große reformatorische Aufgaben liegen hier vor dem zukünftigen Herrscher, wie kann er der Wohlthäter seines Volkes werden!

Besondere geistige Regsamkeit kann man den Luxemburgern im allgemeinen nicht nachrühmen. Es fehlt zwar nicht an unterrichteten Männern, und am Athenäum wirken einige recht tüchtige Kräfte, der Bildungsstandpunkt der Bürgerschaft ist jedoch ein erschreckend niedriger. Von wissenschaftlichen oder literarischen Interessen ist keine Spur zu finden. In der Presse herrscht geradezu ein unglaublicher Ton,

die rohesten persönlichen Angriffe wechseln mit dem unverständigsten Geschwätz ab. Verschiedentliche Male wurde in vollem Ernste von der „Knute des preußischen Korporals“ gesprochen — so viel Worte, so viel Albernheiten. Die französische Zeitung ist übrigens noch viel schlimmer als die deutschen. Die Einwohner haben von den Verhältnissen außerhalb ihrer Grenzpfähle gar keine Vorstellung. „Comment? vous êtes de si loin et vous parlez français?“ fragte mich meine Wirtin mit höchstem Erstaunen. Diesem Mangel an Intelligenz ist wohl auch der verhältnismäßig unbedeutende Fremdenverkehr zuzuschreiben, der hier weit geringer ist als z. B. in Trier. Und doch bietet Luxemburg alles für einen Brennpunkt des Fremdenverkehrs: die malerische Lage, die wunderbar kräftige und reine Luft, die vollkommene Stille. In den Thälern ist es bisweilen dumpf, auf den Höhen weht immer ein frischer Zug. Ansteckende Krankheiten sind hier fast unbekannt. Fabriken giebts hier wenig, die Eisenbahn ist in genügender Entfernung, die Fichtenwälder senden die herrlichsten Düfte, die Spazierwege, bequem und wohlgepflegt, dehnen sich meilenweit aus und sind so mannigfaltig, daß man Wochen hier verweilen kann, ohne denselben Weg zweimal machen zu müssen. Das Klima ist ein wenig kälter als im Rhein- und Moselthal, der Unterschied in der Entwickelung des Pflanzenwuchses beträgt etwa 14 Tage. Für nervöse Menschen kann man sich kaum eine schönere Zuflucht denken als Luxemburg. Es ist unbegreiflich, daß hier noch keine Sanatorien und Luftkuranstalten eingerichtet worden sind.

Das Gesündeste ist ein kräftiges Lachen, und aus dem kommt man in Luxemburg nicht heraus. Ist man trüb gestimmt, so genügt ein Blick auf das hiesige Militär, alle Grillen zu verscheuchen. „Ja, sie haben wirklich Krieger, haben wirklich Krieger

— hundertundfünzig," welche in einer Kaserne am großen Viadukt untergebracht sind. Die Beförderungsverhältnisse in dieser Armee sind freilich nicht sonderlich: man hat unter anderen hier einen Lieutenant von 51 Jahren. Aber im übrigen können die luxemburgischen Kämpfer singen: „Ha, welche Lust, Soldat zu sein!" So gut wie sie, haben es wohl keine Truppen der Welt. Dienst, Uebungen u. dergl. sind so gut wie unbekannt — ein neutrales Land hat ja keinen Feind — die Wohnung ist die bequemste, je zwei Mann in einer Stube, der Sold sehr hoch. Die Leute sehen vortrefflich aus; die Uniformen sind schmuck; an seltsamen Achselklappen mit Krausen, schweren Fangschnüren u. s. w. fehlt es nicht. Die Musik, welche an Sonn- und Festtagen in dem Kiosk auf dem Paradeplatze spielt, ist nicht übel, aber ihre Programme stammen noch aus der Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm. Die guten Luxemburger, die nicht wissen, was sie ihrem künftigen Großherzog Liebes thun sollen, werden jetzt ihr Heer um 500 Mann vermehren. Sie sind fest überzeugt, in dem dereinstigen europäischen Weltkrieg werde die Entscheidung bei ihnen liegen, ihre Bundesgenossenschaft werde Deutschland oder Frankreich den Sieg sichern. Auch Kavalerie wollen sie haben: die Kammer hat im vorigen Jahre das Geld für das Sattelzeug bewilligt, über die Pferde dazu will man demnächst beraten. Man wird in Luxemburg auf Schritt und Tritt an Gerolstein erinnert: „das ist der Säbel, der Säbel, der Säbel . . ."

Zwei Eigenschaften bilden jedoch die Hauptcharakterzüge dieses seltsamen Völkleins. Der eine ist seine Frömmigkeit. Ein gleich religiöses Land wie Luxemburg findet sich wohl kaum in der ganzen Welt wieder; höchstens Schottland läßt sich als Idealland der protestantischen Kirche mit dem katholischen Luxem-

burg vergleichen. Ein neuer Kirchenstaat hat sich hier aufgethan. Der Bischof des Landes kommandiert ein Heer von 4000 Priestern, 400 davon stehen in der Stadt. Bis zum Einzug des Herzogs Adolf war Herr Koppes der eigentliche Regent des Landes. Er ist ein noch junger Mann, Vierziger, mit außerordentlich energischen Zügen. Die hervorragendste Beschäftigung der Luxemburger ist der Kirchenbesuch. Alles nimmt daran teil, er ist die einzige Unterhaltung, welche die Leute haben, die einzige Abwechselung in ihrem eintönigen Leben. Theater, Lesecirkel u. dgl. giebt es nicht; ein Theatergebäude ist da, aber man spielt nicht darin. Unaufhörlich läuten die Glocken, mitten in der Nacht wecken sie einen aus dem Schlaf, es ist das einzige Geräusch, das man hier hört. Jeder kirchliche Festtag wird gefeiert, die Prozessionen nehmen kein Ende; das Hauptereignis ist die Springprozession von Echternach am Pfingstdienstag, an der 20 000 Menschen teilnehmen. In den Kaufläden sieht man nichts als kirchliche Gegenstände; Verliebte beschenken sich mit Rosenkränzen und Gebetbüchern, junge Mädchen hängen sich Heiligenbilder an die Bettelarmbänder. Als ich in den Laden eines Wurstmachers trat, um eine Kleinigkeit zu Abend einzukaufen, sah mich der Meister Wurstmacher groß an und sagte verweisend: „De la charcuterie? Vendredi? Mais, Monsieur!“ ... An den schönsten Punkten der Landschaft erheben sich Klöster oder Kirchen. Selbst Gartenhäuschen in Privatgärten sind im Kapellenstil erbaut. Der Limpertsberg vor dem neuen Thore ist der luxemburgische Athos: ein Kloster neben dem anderen. In der Hauptkirche wird deutsch gepredigt; der Prediger sprach übrigens herzlich schlecht und trivial. Die höheren Klassen gehen mit Vorliebe zu den „pères“, welche französisch predigen. Die „pères“ sind eine Art Kryptojesuiten, die sich hier einfanden, als man den Jesuiten den

Boden heiß machte. Sie pflegen offenkundig französische Sympathien. Zwischen ihnen und dem Bischof besteht eine gewisse Gespanntheit, da auch sie nach der Herrschaft streben. Im ganzen Lande giebt es etwa 4000 Protestanten, meist Beamte u. dergl., doch sind es meistens eingewanderte, nicht einheimische. Juden giebt es nur sehr wenige, und sie spielen gar keine Rolle.

Die zweite Haupteigenschaft der Luxemburger ist ihre Loyalität. Wenn wir Deutsche auf unser Verhältnis zwischen Volk und Herrscherhaus gern stolz sind, so müssen wir hier beschämt erkennen, daß die Luxemburger uns doch noch weit über sind. Jeder Spaziergang des Herzogs giebt Anlaß zu tagelangen Besprechungen in allen Kneipen nnd Familien. Sie leben nur in ihrem „Duck“ und dem „Jong“, wie sie den Erbprinzen nennen. Am Sonntage ergießen sich vom Lande wahre Menschenfluten in die Stadt, um sie zu sehen. Die kleinen Jungen schwingen irdene Weihrauchfässer vor den Fenstern des Herzogs. Und diese Schwärmerei ist durchaus keine gemachte, sondern eine echte, obwohl sie den zukünftigen Herrscher noch gar nicht kennen und er nichts gethan hat als gesprochen: „Mer welle bleiwe, wat mer sin.“ Am Ostermontag feierte man ein seit Jahrhunderten hergebrachtes Volksfest, das „Ehmäuschen“, auf diesen Tag fiel auch gerade des Erbprinzen Geburtsfest, das halbe Land war in der Stadt und die Leute fanden kein Maß für ihre Begeisterung. Mit Stolz erzählen die Bürger einander, der neue Herzog habe 93 Pferde in seinem Stall und für jedes einen Mann zur Besorgung. Was wollen sie ihm zu Ehren nicht alles thun, ihm ein neues, großes Schloß bauen, den Bahnhof nahe der Stadt verlegen, das Heer vergrößern, Kanonen, Melinit anschaffen — Brieftauben haben sie schon — ich glaube, zuletzt werden sie noch

eine Flotte zum Schutze der Alzette bauen. Dann wollen sie den deutschen Kaiser bitten, doch Elsaß-Lothringen an Luxemburg abzutreten, damit jeder Grund zum Streit zwischen Deutschland und Frankreich aus der Welt geschafft werde. Das sind die Träume unserer Panluxemburgisten. Man möchte fürchten, dieses so gesunde Ländchen werde nächstens von einer schlimmen Epidemie heimgesucht werden: dem nationalen Größenwahn.

5. Paris.

1. Pariser Eindrücke.

I.

Ich kann nicht über Paris schreiben, ohne meines armen Freundes Joseph Kaffsack zu gedenken, des genialen Bildhauers, dem die tückischen Wellen der Havel ein viel zu frühes Grab bereiteten, da er gerade im Begriff stand, die Früchte zweier Jahrzehnte entsagungsreichster Arbeit zu ernten. Wie jeder echte Künstler ein Mann des Milieu, von glühender Begeisterung für deutsches Wesen erfüllt, trug ihn seine warme Natur oft über die Grenze der Sachlichkeit hinweg und äußerte sich in einer Abneigung, die nicht immer von Vorurteilen frei war, gegen alles Französische, und im Besondern pariserische. Wir stritten oft mit einander darüber. Die Franzosen erschienen ihm als ein entartetes Volk, das in seiner Entwicklung herabstieg. Da kam die Weltausstellung von 1889, und Kaffsack folgte dem großen Zuge, der sich von Berlin einen ganzen Sommer hindurch an die Ufer der Seine ergoß. Als ich den Künstler nach wenigen Wochen wiedersah: welch' eine Wandlung! Als ein Zweifler war er hingegangen, als ein Apostel kam er zurück. Nicht daß er in seinen Grundanschauungen, seinem deutschen Wesen wankend geworden wäre: aber er floß über von warmer aufrichtiger Anerkennung für das, was er gesehen. Weit entfernt von jener kritiklosen, äffischen Bewunderung so vieler Deutscher für Alles, selbst das Thörichteste, das nur die französische Marke trug, sprach er doch von Paris nur noch mit dem Hut in der Hand. Möglich, daß es

gerade der Bildhauer war, der aus ihm sprach, und der Künstler, welcher seit Jahren die richtige Formel für die ersehnte gesunde, beiden Interessen gleichmäßig dienende Verbindung von Kunstpflege und Staat suchte, und der nun das zufällige Glück hatte, gerade in diesen beiden Punkten, die ihm am meisten am Herzen lagen, mustergiltige Leistungen und glänzende Erfolge zu sehen, wo er sie am wenigsten erwartete — im Allgemeinen aber werden seine Erfahrungen die jedes Deutschen sein, der nicht gerade mit Scheuklappen nach Paris kommt. Der voreingenommene Enthusiast wird sich ein wenig abkühlen, der Kühle aber zur Bewunderung fortgerissen werden. Er wird eine Kultur finden, welche ganz anders ist als seine gewohnte heimische, oft ihr geradezu entgegengesetzt, aber tausend Jahre älter, und darum tiefer, einheitlicher, gefestigter und anspruchloser.

Also nichts von dem leider mit Unrecht so beliebten Vergleich zwischen Berlin und Paris! Das wäre ein Unrecht gegen unsere von Tag zu Tag herrlicher aufblühende Hauptstadt: man kann nicht einen jungen Attaché von Feuer und Talent mit einem Bismarck messen. Paris zählt eine Million Einwohner mehr als Berlin und war schon eine große und berühmte Stadt, als Julian der Abtrünnige sich in dem Palaste, dessen Reste noch heut den Boulevard St. Michel zieren, zum Kaiser ausrufen ließ: solche Vorteile lassen sich überhaupt nicht von einer Stadt einholen, die noch nicht einmal vierhundert Jahre lang in der Welt mitzählt, und man kann so wenig Berlin mit Paris zusammen nennen, wie Paris mit Rom, gegen das jenes natürlicherweise wieder nichts wäre. Es ist die Natur, die Weltgeschichte selbst, die sich gegen derartige Vergleiche aufbäumt. Schon die Masse, die Paris auf jedem Giebel zur Verfügung hat, würde Berlin erdrücken. Für einen Berliner

Dressel hat Paris eben zwanzig. Im Palais Royal, in der Rue de la Paix reiht sich endlos ein Schaper an den andern, und Gerson und der Kaiserbazar zusammen würden noch kein Drittel der Magasins du Louvre ausfüllen. Was Geld und Technik zu leisten im Stande sind, ist in Berlin von genau derselben Vollkommenheit wie in Paris — das Andere: die Kultur, der Zauber der Zeit, die ruhig und sicher in sich geschlossen Eigenart . . . ja, daß muß sich eben nach uud nach finden, so im Lauf der Jahrhunderte . . .

Merkwürdig ist nur, daß gerade das, was die Fremden, und namentlich die Deutschen, in Paris mit offenem Munde bestaunen, in Wirklichkeit das allernebensächlichste und unbedeutendste ist, und vielfach sogar hinter dem zurücksteht, was man in Deutschland und im Besondern in Berlin an jeder Straßenecke sehen kann. Wovon schwärmen unsere lieben Landsleute, wenn sie mit schlaffen Augen und gelerten Taschen vom Seinestrande zurückkommen? Wovon fließen daheim in den Stunden süßer Erinnerungen die Lippen über? Worin steht nach der einheitlichen Meinung unseres ganzen Publikms die Ueberlegenheit des modernen Babylon Unwiderruflich fest?

Da ist nur die Rede von Moulin rouge, den Theatern, den Caféhäusern auf den Boulevards, den pikanten Fraueu, dem Salon und ähnlichem Tändelkram. Uud das gerade scheint mir in Paris nichts weniger als vollkommen — hier erscheint mir die berühmte Ueberlegenheit als eine jener stehenden konventionellen Lügen, welche der Oberflächlichkeit entspringen. Die Theater sind zwar in unglaublicher Masse vertreten, aber fast ausnahmslos schlecht. Etwas elenderes und langweiligeres als das französische Repertoir giebt es nicht. Die große Oper hat überhaupt nur vier Stücke: „Faust“ „Jüdin“, „Hugenotten“ und Thomas' „Hamlet“, die in ewiger Permutation den

Spielplan ausfüllen. Das Orchester ist gut, der Gesang dafür um so schlechter: der berühmte Lassalle, ein mittelmäßiger Bariton italienischer Schule, ohne jeden dramatischen Ausdruck, mit einem gottbegnadeten Künstler wie Betz gar nicht zu vergleichen. Von den Schauspielbühnen ist die verhältnismäßig beste das Odéon: dort bekommt man manchmal eine interessante Novität zu sehen, und die Darstellung ist meistens gut. Die Novitäten der Comédie française taugen nichts, und sonst muß man mit den ältesten Schmarren vorlieb nehmen, mit dummen Harlekinaden wie Regnault's „Folies amoureuses", die auf eine Bühne unsrer Zeit nicht mehr gehören. Ja, die ehrlichen Pariser geben selbst zu, daß sie sich bei Molière schon längst tötlich langweilen. Octave Mirbeau, augenblicklich der erste pariser Feuilletonist, sagte darüber kürzlich im „Figaro" einige beherzigenswerte Worte, — und trotzdem bleibt er der große, der heilige Molière, den sie sich immer vorsetzen lassen. Von den Werken der großen, ewigen Klassiker aller Zeiten, von Schiller, Goethe, Calderon, Grillparzer, auf keiner pariser Bühne auch nur eine Spur: Shakespeare scheint von seinem Posten am Boulevard Haußmann den Vorübergehenden zuzurufen: „Ich glaube, ich stehe nur hier draußen, weil man mich in die Theater nicht hineinläßt." Statt dessen an allen Bühnen nur kindische Possen oder Rührstücke von pariser Autoren, die ihre Beziehungen zur Presse mißbrauchen, keinen fremdländischen Schriftsteller in's Land zu lassen. Die pariser Schauspieler haben sämmtlich eine große Routine, sie bewegen sich auf der Bühne mit einer erstaunlichen Technik, die das Ergebnis zahlloser Proben ist, welche die Franzosen vor uns auszeichnen, sie können sämmtlich sehr gut lachen und weinen, aber sie übertreiben in unerträglicher Weise, am schlimmsten

in der Comédie française, wo man sich oft in einer Hanswurstbude glaubt.

Was Einem aber den Theaterbesuch in Paris am meisten verbittert, sind die unangenehmen Aeußerlichkeiten: die engen Sitze, der späte Beginn, der es Einem bei den endlosen Zwischenakten zur Unmöglichkeit macht, einer Vorstellung bis zum Schluß aufmerksam zu folgen, die lächerliche Einrichtung, an der Abendkasse keine nummerierten Sitze zu verkaufen, so daß man auf das Wohlwollen der Schließerin angewiesen ist, die den Besucher in der unverschämtesten Weise anbettelt, der alte Zopf, gerade in den vornehmen Theatern Damen nicht in's Parquet zu lassen, während man allerdings als Herr in der Comédie française für billiges Geld einen vorzüglichen Platz haben kann — und endlich und hauptsächlich das Unwesen der Claque, welche sich nicht wie bei uns begnügt, bei Aktschlüssen und Abgängen zu klatschen, sondern nach jeder rednerischen Phrase, jeder Stimmerhöhung einsetzt und das Spiel fast alle fünf Minuten rücksichtslos zerreißt, so daß man nie zum einheitlichen Genuß einer Szene kommt. Und das nicht etwa nur in den Boulevardtheatern, sondern auch im Hause Molière's — in dem Molière bekanntlich nie gespielt hat — und in der großen Oper! Wenn man die gespitzten Lippen dieser Kunsthyänen fürchtet, so stopfe man ihnen den Mund, aber man binde ihnen die Hände.

Feierlich bitte ich hier alle meine Landsmänninnen, alle schönen und minderschönen Berlinerinnen um Vergebung für jedes Wort, das ich etwa, von bacchantischen Idealen träumend, je gegen sie geschrieben. Die Ueberlegenheit der Reize der pariser Frauenwelt ist auch eine jener frommen Lügen, die sich durch die Jahrhunderte schleppen. Die Pariserinnen sind weder hübscher noch eleganter als die Berlinerinnen — und

mit den Wiener Frauen darf man sie nicht einmal in einem Athem nennen; durchgängig breite, stumpfe Backenknochen, ein großer Mund, kurze Wimpern, und die Figur entweder zu schlank oder zu voll. Auf hundert salopp gekleidete kommt eine elegante, selbst auf den großen Boulevards und in den Theatern: ganz wie bei uns. Die Damen der großen Welt affektiert, von einer krankhaften, unnatürlichen Blässe. Nichts von jener feschen Knappheit, welche die Berlinerin so reizend kleidet, von jenem Ausdruck bewußter Selbstständigkeit und Individualität, den unsere Frauen haben, den man auch bei der Italienerin und der Ungarin findet: die jungen Mädchen verschüchtert, gedrückt, die Frauen herausfordernd, aber ohne Ueberlegenheit, die Weiber aus dem Volke plump und schwerfällig, und jener Teil der Frauenwelt, der nur zur Hälfte Interesse erweckt, frech und widerwärtig wie überall.

Eine seit Langem angeblich feststehende Thatsache ist die Ueberlegenheit der französischen bildenden Kunst. Ich habe auch diese nicht bemerken können. Allerdings, die französische Plastik ist die erste der Welt: sie verbindet kühne Bewegtheit mit genauester Durcharbeitung in den Einzelheiten, ohne in die Spielereien der Italiener zu verfallen. Das verhindert aber nicht, daß in Bezug auf Anlage und Gesammteindruck Paris nichts aufzuweisen hat, was auch nur entfernt an die Friedhöfe von Mailand und Genua heranreichte. Der Père Lachaise ist dagegen ein Armenkirchhof. Eine Enttäuschung schwerster Art aber bietet Jedem die französische Malerei, von der man bei uns in Deutschland stets wie von etwas Titanenhaftem spricht. Eine solche Unsumme von Talentlosigkeit und hohler Schaumschlägerei, wie sie in den Salons dieses Jahres vereinigt war, wird man auf einer deutschen Kunstausstellung vergeblich suchen. Die Franzosen leisten Gutes

im Porträt, Leidliches in der Landschaft, aber Komposition und Phantasie gehen ihnen vollständig ab, und sie verirren sich, wenn sie diese suchen, in eine unerträgliche Verquickung hohlster Allegorie mit der plattesten Alltäglichkeit, wie jener Maler, der Christus in ein allermodernstes Herrendiner bei Brébant einführte. Jene getreue und feine Darstellung des bürgerlichen und vornehmen Lebens, welche einst durch Greuze und Watteau den Ruhm der französischen Malerei ausmachte, ist ihr längst verloren gegangen und die Franzosen haben heut keinen Maler großen Stils, der nur entfernt die Phantasie eines Böcklin, den Fleiß eines Menzel, die Beobachtung eines Knaus, das Gemüt eines Uhde besäße. Dafür gefallen sie sich in den gröbsten Effekthaschereien: wie man im Theater in Paris statt psychologischer Entwicklung nur die Reize eines singenden Stimmwechsels sucht so auf der Leinwand lediglich die Wirkungen leere Farbenspielereien ohne jede Rücksicht auf die Wirklichkeit, die plastische Erscheinung des dargestellten Gegenstandes, die ganz Nebensache wird. Nur um der Farbenwirkung willen malte uns ein französischer Künstler dies Jahr eine Dame mitten in einem blühenden Sommergarten im — Pelz.

Auch die ältere französische Kunst, zumal die Romantiker, sind heut durchaus ungenießbar geworden. Höchstens Delaroche zeigt Spuren jener künstlerischen Individualisierung der Gestalten, die uns heut unerläßlich dünkt, aber einst weltberühmte Bilder, wie Robert's „Schnitter" — kann man heut nicht mehr sehen, ohne hell aufzulachen, so unnatürlich gespreizt und oberflächlich erscheinen sie uns. In der Malerei wie auf dem Theater arbeiten die Franzosen eben ausschließlich auf den Tageseffekt hin. Sie verstehen es, jedes Jahr eine neue Sensationsnummer fertig zu stellen, von der alle Welt zwölf Monate spricht,

nur wenn die neue Nummer fertig ist, nie ein Mensch mehr.

Einer jener Irrtümer, die sich durch die Zeiten hinschleppen, ist auch das Märchen von dem literarischen Verständnis der Pariser. Es existiert bei ihnen so wenig wie bei den Deutschen. Höchstens drei oder vier Schriftsteller werden in Paris wirklich gekauft und gelesen: Zola, Daudet, Mendès, Ohnet. Die übrigen beachtet man kaum, sieben Achtel aller Bücher, und besonders Romane, werden in Paris auf Kosten der Verfasser gedruckt, und die Literatur ist hier ein Gegenstand der allgemeinen Belustigung. Die jüngeren Schriftsteller sind mit drei bis vier Ausnahmen von einer unglaublichen Talentlosigkeit, und Theodor de Wyzewa erkannte unlängst im „Figaro“ mit Recht die himmelhohe Ueberlegenheit der modernen deutschen Literatur an. Das Publikum zeigt allem Neuen, ihm noch Fremden genau dieselbe Verständnislosigkeit, genau dasselbe Nichtverstehenwollen, dieselbe witzelnde Ablehnung wie bei uns, und man spielt hier im „théâtre libre“ oder im „théâtre d'art“ genau so rücksichtslos „ohne Gage mit“ wie in Berlin in der „Freien“ und der „Deutschen Bühne“. Man legt eben in Deutschland und anderwärts den Erscheinungen des pariser literarischen und künstlerischen Lebens viel mehr Bedeutung bei, als in Paris selbst, wo man außer der Politik und den Pferderennen überhaupt nichts ernst nimmt, und die Premièren und Firnißtage nur besucht, um die neuen Toiletten zu zeigen und zu bewundern, Bekannte zu treffen und sich gegenseitig die letzten Boulevardwitze zu erzählen.

Nein, man komme mir nicht mit solch allgemeinen Redensarten wie der Ueberlegenheit des pariser Lebens über das deutsche! Ein Volk, das lieber an schönen Kaminen friert, als sich an häßlichen Oefen wärmt, ein Land, in dem das köstlichste aller Getränke, das

Bier, theuer und schlecht ist wie die Medizin, in dem man den Käse ohne Butter ißt und den Spargel halbkalt, in dem der einzige Ort des Hauses, der täglich von allen Mitgliedern des Hauses betreten wird, einem Schweineküben gleicht, muß es sich gefallen lassen, wenn man seine selbstbewußte Versicherung, an der Spitze der Civilisation zu marschieren, eine inhaltslose Tirade nennt.

In tönenden Worten, ohne Inhalt, allerdings ist man hier groß. „Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit“, diese herrlichen Worte liest man in hohen Buchstaben über der Thür fast jedes öffentlichen Gebäudes. Aber der Freiheit erfreuen sich nur die Tänzerinnen in Moulin rouge, sich beim Chahut so leicht als möglich zu schürzen — die Gleichheit besteht nur darin, jedem Menschen den Cylinder auf den Kopf zu zwingen, ob er ihn nun kleidet oder nicht, und die Brüderlichkeit hindert nicht, solche Brüder, welche das Recht auf Brot für Alle mit zu lauter Stimme in Anspruch nehmen, durch bleierne Kugeln über ihr Unrecht zu belehren — ganz wie bei den deutschen „Barbaren“. Aber jene herrlichen drei Worte inhaltsschwer findet man nichtsdestoweniger überall, und der Franzose schwört bei ihnen und sieht sie leuchtenden Auges sogar über der Thür zu den Schaukästen der Morgue prangen — vielleicht des einzigen Ortes in ganz Paris, an dem sie keine Lügen sind.

II.

Was ist es nun aber, daß trotz all dieser Enttäuschungen und Uebertreibungen, welche endlich einmal auf das richtige Maß zurückgeführt werden mußten, den großen, unbeschreiblichen Zauber, den überwältigenden Eindruck bewirkt, welchen Paris auf jeden Unbefangenen, nicht vom häßlichen Chauvinismus

Angekränkelten, macht? Streichen wir auch jene im Grunde genommen unbedeutenden Aeußerlichkeiten — es bleibt noch immer eine Fülle des Wunderbaren, das wir gar nicht genug studieren und analysieren können, nicht um es plump und träg einfach äußerlich nachzuahmen, sondern um seine Grundsätze zu erfassen und auf unsere Verhältnisse selbstständig und entsprechend anzuwenden.

Was den ersten und anhaltendsten gewaltigen Eindruck auf Jedermann in Paris machen muß, sind die ungeheuren Raumverhältnisse aller öffentlichen Anlagen, die grenzenlose Freigebigkeit mit Platz und Geld für alle öffentlichen Unternehmungen, welche die Stadt verschönen, der glänzende Stil, in dem man alle öffentlichen Gebäude, Plätze, Gärten auf das gediegenste und vornehmste errichtet. Hier trifft man auf Ausdehnungen, von denen man in Berlin keine Vorstellung hat. Vom Hof des Louvre bis zum Rond Point der Elyséischen Felder sind fast zwei und ein halber Kilometer — eine Entfernung wie in Berlin vom Halleschen Thor bis zum Bahnhof Friedrichstraße — und Alles: der Tuileriengarten, der Eintrachtsplatz eingeschlossen, ein einziger, ungeheurer, wunderbar gegliederter Platz, fast ein halbes Kilometer breit, ein einziges Meer wogender grüner Wipfel, mit wunderbaren Kunstwerken angefüllt. Und dazu gegenüber, am anderen Ufer, die ungeheure Esplanade der Invaliden. Daneben die riesigen Plätze und Parks der Stadt, das Marsfeld mit dem Trocaderopark gegenüber, das Bois de Boulogne, der Luxemburggarten, der Garten des Palais Royal, der Jardin des Plantes, die Buttes Chaumont, der Parc Monceaux. Und das alles in einer Festung, in der der Raum so kostbar, so sündhaft teuer ist! Um hier Raum im Tuilerienhof, am Opernplatz, für die großen Straßenzüge des Boulevard St. Germain und Boulevard

Haußmann zu schaffen, riß man Hunderte von Häusern nieder — und bei uns in Berlin führt man seit Jahren einen erbitterten Kampf um die zwei Dammmühlen mit ihren wenigen Quadratmetern an Erde. Nicht nur die größte Ueppigkeit in der Ausdehnung des Platzes, sondern auch der reichste und vornehmste Geschmack in ihrer Anordnung und Einrahmung. Der Tiergarten steht zwar durch seinen waldartigen Charakter über dem Boulogner Gehölz, aber einen Platz von dem milden Ernst des Place de la Concorde, einen Park von der eleganten Romantik der Buttes Chaumont wird man in der ganzen Welt vergeblich suchen.

Daß es nicht allein die räumlichen Ausdehnungen sind, welche solch zauberhaften Reiz ausüben, sondern daß man auch bei kleinen Raumverhältnissen Wundervolles schaffen kann, wenn Künstler, nicht Bureaukraten, die Pläne dichten und man nicht knausert, allenthalben gutes Material anzuwenden, beweist der Dresdener Opernplatz. Aber während man in Paris zwei Millionen nur für die Aufrichtung des Obelisken von Luxor verwendete, streitet man sich in Berlin, ob man für die Ausschmückung des neuen Reichstags, der Stelle, wo das Herz des ganzen Volkes schlägt, Gyps oder Sandstein nehmen soll und feilscht um ein paar tausend Mark! Während man in Paris die geistige Kultur des Volkes durch Aufstellung der herrlichsten plastischen Kunstwerke in den öffentlichen Gärten hebt und durch ihren Anblick die Massen erzieht und ihre Rohheit mildert, findet man in den Straßen Berlins höchstens einige bronzene Generäle, die ebenso patriotisch wie geschmacklos dreinschauen. Das wenigstens sollten wir doch schaudernd aus dem abschreckenden Beispiel Münchens lernen, wo uns die Propyläen und Arkaden des Hofgartens wie architektonische Krüppel mitleidig anschauen, daß gerade für unser abscheuliches

Klima das beste Baumaterial kaum gut genug ist. Zuletzt vergleiche man die unsagbare Nüchternheit der kleineren Plätze in den entfernteren Stadtteilen Berlins mit dem erquickenden, durch Statuen und Brunnen belebten Grün jener entzückenden Squares, die in Paris durch alle Stadtteile verbreitet sind, und man wird begreifen, was Paris als Stadt so unendlich auszeichnet: es ist der einheitliche Plan in allen öffentlichen Anlagen, das Recht, das man dem Künstler gewährt, in allen öffentlichen künstlerischen Fragen das letzte Wort zu sprechen, und jene edle und beherzte Freigebigkeit aufgeklärter Verwaltungen, welche weiß, daß jedes auf öffentliche Anlagen verwandte tote Kapital stets die höchsten Zinsen trägt, Zinsen, welche — sicherer als die Getreidezölle — das Ausland, die Fremden bezahlen. Hieraus erklärt sich, daß Paris als Sadt von Jahr zu Jahr schöner wird. Jede Ausstellung, jede Veranstaltung hinterläßt irgend eine dauernde Erbschaft von Reiz und Solidität, und es ist wunderbar, wie harmonisch sich die neuesten Schöpfungen, der Eiffelturm oder der etwas ältere Trocaderopalast in den herrlichen Rahmen des Ganzen einfügen.

Es sind indessen nicht nur die glänzenden Außenseiten der öffentlichen Anlagen, welche das Auge in Paris erquicken, sondern es sind auch ihre innere Organisation und Anordnung, die das höchste Lob verdienten. Studien in den pariser Museen werden zu wahrhaften Genüssen. Wenn die Franzosen auch die unvergleichlichen Sammlungen des Louvre anläßlich ihrer Kriege aus allen Ländern der Welt zusammengeraubt und gestohlen haben, der Eifer, die Gründlichkeit und der Freisinn, mit welchem sie sie geordnet, durchgearbeitet und für die Oeffentlichkeit nutzbar gemacht haben, sichern ihnen das ewige Eigentumsrecht daran. Darin übertreffen diese Sammlungen

weit die an sich kostbareren Italiens. Diese sind nur von kunstgeschichtlich sehr Gebildeten mit Erfolg zu benutzen: die Pariser in ihrer musterhaften Anordnung geben uns die Entwicklung der Kunst selbst in allen ihren mächtigsten Abschnitten wieder. Man sehe zum Beispiel, wie in der ägyptischen Abteilung jedes Stück einzeln auf's genaueste durchgearbeitet und mit langen Erklärungen, Uebersetzungen der Inschriften u. s. w. versehen ist, so daß hier selbst die eintönigeren Gegenstände den Besuchern einen anregenden Genuß gewähren, welche in anderen Museen von ihnen gewöhnlich übergangen werden.

Mit so großer Freigebigkeit alle öffentlichen Unternehmungen ausgestattet, alle staatlichen Bauten ausgeführt und geschmückt werden, so vollkommene Einfachheit zeichnet die äußere Erscheinung aller Privatgebäude aus. Man sucht hier vergeblich jene üppigen, prunkenden Fassaden der Berliner Hauptstraßen, welche die Vermögensziffer ihres Besitzers in die Winde zu schreien scheinen. Fast alle pariser Privatbauten sind in dem gleichen, schlichten Stil errichtet: einfache Fassaden mit schmalen durchlaufenden eisernen Gallerien und Balkonen, selten unterbrechen ein paar canellierte Halbsäulen die Gleichmäßigkeit, wie zaghaft nur wenig vorspringend, und nur die „Hôtels" der Aristokratie gestatten sich den Schmuck eines nach der Straße zu offenen, aber sonst auch ganz einfachen „Ehrenhofes". Und trotzdem nirgends der Charakter der Eintönigkeit, sondern überall der Atem einer vornehmen Zurückhaltung. Nirgends jene beklemmende, schwindelerregende Monotonie unserer deutschen Mietskasernenquartiere: ein pariser Sechsstöcker mit seinen frei gegliederten abgestumpften Oberfenstern sieht niedriger aus als ein berliner Vierstock. Nirgends verworrenes Durcheinandermischen betrogener Stile, nirgends aufdringliches Protzentum, nirgends schreiende Farben,

Säulenwälder, Spitzgiebel über romanischen Bogen. Und selbst Riesenbazare wie der des Louvre, Massenquartiere wie das Grand Hotel, welche ganze Stadtviertel einnehmen, gleichen nicht monumentalen Riesensarkophagen, sondern behaglichen Familienheimen. Und ebenso bei den öffentlichen Gebäuden. Niemand wird vor der Säulenpracht der Madeleine oder der goldenen Kuppel des Invalidendoms an ein aufdringliches Parvenutum denken, dessen gänzliche Abwesenheit in Paris so unendlich wohlthuend wirkt. Der pariser Architekt schwindelt nicht wie der berliner, ihm ist ein Geschäftshaus ein Geschäftshaus, ein Hôtel ein Hôtel und er macht nicht aus einem Wirtshause einen chinesischen Tempel und nicht aus einer Cigarrenfabrik eine Ca d'oro.

Man hat dem Pariser oft und nicht ganz ohne Unrecht eine gewisse Beschränktheit vorgeworfen. Paris ist ihm die Welt, und von der außerhalb der blau-weiß-roten Grenzpfähle hat er die verworrensten Vorstellungen. Trägheit und Bequemlichkeit verhindern ihn fremde Sprachen zu lernen, fremde Verhältnisse zu studieren, und so muß man allerdings zugeben, daß Kunst, Literatur, Theater in Paris, anfangs so bestechend, nach acht Tagen unendlich langweilig und eintönig werden. Etwas Lederneres als eine französische Zeitschrift läßt sich schwer denken. Aber der Franzose hat nur das zu wenig, was wir zu viel haben. Er ist unwissend, aber er ist nicht unbelehrbar. Es giebt in Frankreich weder jenen charakterlosen, wahllosen Kosmopolitismus, der, das Kind der Neugier, kritiklos bewundert und nachäfft, was zwei Meilen von jenseits der Grenze kommt, nur weil es anders ist, als das Gewohnte, ohne zu prüfen, ob es auch besser ist, — noch jenen ebenso kritiklosen deutschen Chauvinismus, der sich gegen ein Gutes und Annehmenswertes kehrt, nur weil seinem Keimen heimischer Dung fehlte.

Was der Franzose nicht versteht, das belacht er, daran geht er mit höflicher Verbeugung vorüber, aber er wird es nie beschimpfen, wenn es trotz seiner Fremdheit wirklich bedeutend ist, was er sofort herausfühlt. Das sah man neulich anläßlich der Aufführung der „Wildente" in Paris. Der Franzose ist ein Sohn seines Milieu, in ihm lebt er, der heiteren gallischen Sonne, dem fruchtbaren gallischen Boden verdankt er, was er ist, und so ist er Gallier durch und durch, mit all seinen guten und schlechten Eigenschaften, und in diesem Rahmen, nur hie und da äußerlich bestäubt von englischem Einflusse, hat er sich eine fertige und einheitliche Kultur geschaffen, die er von Tag zu Tag feiner ausarbeitet, da er fremde Einwirkungen in kleinen Dosen wohl zumischt, von der er aber kein Gramm aufgiebt, um dafür Erzeugnisse eines fremden Milieu einzutauschen, die sich darin ausnehmen würden, wie aufgenähte Leinwandlappen auf einem Wollkleide. Der Franzose sucht vor Allem Einheitlichkeit in seinem Leben, Stil in seiner Kultur; was aus der Fremde stammend sich ihr anpaßt, nimmt er auf, was nicht, lehnt er ab. Die pariser Welt ist das staunenswerte Produkt der Reinkultur eines geschlossenen Milieu, und darin beruht der ästhetische Zauber, den sie auf Jedermann ausübt. Mit feiner Unterscheidung hat Dubois-Reymond die Entwicklungsgeschichte der Menschheit in zwei Hauptabschnitte geteilt: in die ästhetische Epoche und die technische. Während Deutschland und England die Herrscher in der Kultur der Technik geworden sind, während Italien sich augenblicklich bemüht, den großen Schritt von der einen zur anderen zurückzulegen, hat der französische Geist sich für eine immer raffiniertere Ausarbeitung der ästhetischen Kultur entschieden.

Denn es ist kein leeres Geschwätz um die Annehmlichkeiten des Lebens in Paris. Man braucht

dabei nicht an das ohrenzerreißende Treiben auf den Boulevards und an die Willkürlichkeiten der Tänzerinen auf Moulin rouge zu denken, und man kann über die zugigen Kamine und die schlecht schließenden Fenster hinwegsehen. Aber der Reiz beruht in jener vollsten persönlichen Freiheit, die man hier genießt, zu leben, zu reden, zu thun, was Einem beliebt — gewisse fast in der ganzen Welt gleiche Aeußerlichkeiten abgerechnet, die eigene Individualität fast bis in jene gerinsten Kleinigkeiten, auf die unsere Nerven und unser Wille oft so großen Wert legen, ungehindert entfalten zu dürfen, ohne jeden Augenblick den Bannfluch einer engherzigen Gesellschaft und die Faust eines übereifrigen Polizisten fürchten zu müssen — leben zu dürfen, wie es Einem nur immer behagt, und nicht fürchten zu müssen, nach einer Abwesenheit von sechs Monaten plötzlich von Grund aus andere Verhältnisse, neue Wertschätzungen, fremde Sitten wiederzufinden, an die man sich erst gewöhnen muß. So unbeständig der Pariser in politischer Hinsicht ist, so konservativ ist er gesellschaftlich, aber dieses Beharren ist verbunden mit einer Duldsamkeit für alles Menschliche, ja fast für alles „Allzumenschliche“, wie sie kein anderes Volk kennt. Arbeiten und sich amüsieren — nichts Anderes verlangt er, und darum ist er bei allem Politisieren im Grunde völlig politisch indifferent, darum ist ihm die Regierungsform, die Person des Regierenden im Grunde vollkommen gleichgiltig, darum übt er auch die größte Duldsamkeit gegen die Schwächen seiner Herrscher und Vertreter, und nur, wenn sie ihn an jenen beiden Geschäften hindern wollen, jagt er sie ohne besondere Erregung weg und wählt sich neue.

Und darum findet man außer in Italien auch nur in Paris jene Höflichkeit, welche die legitime Tochter der Duldsamkeit ist, jene pariser Zuvorkommenheit, welche vor allen anderen Tugenden den

Franzosen in der ganzen Welt jene Milliarden Freunde verschafft hat, welche wir Deutsche leider noch immer vergeblich suchen. Auch der Sachse ist höflich, aber es sind die Neugier und die Eigensucht, welche ihm den Hut in die Hand drücken, während der Franzose in Dir einfach den Mitmenschen grüßt oder mindestens zu grüßen scheint. Und diese Höflichkeit, welche dem Pariser zur zweiten Natur geworden ist, wird ihn auch jederzeit vor rohen Beleidigungen eines Ausländers um seiner Nationalität willen zurückhalten. Es ist Zeit, endlich mit jenen erbärmlichen und erlogenen Vorurteilen aufzuräumen, an deren Verbreitung leider gewisse Leute in Deutschland noch immer ein Interesse zu haben scheinen. Der Deutsche, der nicht gerade in der Trunkenheit auf die wahnsinnige Idee verfällt, vor der Statue der Stadt Straßburg auf dem Eintrachtsplatz die „Wacht am Rhein" anzustimmen, wird in Paris nur Leute finden, welche ihm mit zuvorkommendem Lächeln das Geld abnehmen, und so lange er von den Parisern nichts verlangt als die Erlaubnis, innerhalb der sechsundsechszig Thore sein deutsches Geld auszugeben, wird er, wohin er immer kommt, wenn auch nicht offene Arme — so doch offene Hände finden.

Besuch bei Zola.

In Paris besuchte ich natürlich Zola. Ich glaube, meine Leser geben mir Recht, wenn ich anstatt Schilderunden langweiliger und eintöniger Feste und blöder Theaterneuigkeiten zu geben, um welche sich selbst hier kaum ein paar hundert Menschen kümmern, welche nur für Zeitungskorrespondenten Wichtigkeit besitzen, die morgen nichts zu essen haben, wenn sie heut nicht ihre fünfzig Druckzeilen nach Hause schicken und die

die ganze Schuld an unserer affigen Franzeselei tragen, eine Viertelstunde lang von der stärksten Individualität spreche, die das gegenwärtige Frankreich besitzt.

Denn Zola ist in diesem Augenblick die stärkste geistige Macht in Paris. In ihm spiegelt sich die ganze Kultnr des modernen Frankreichs wieder mit all ihren Gipfeln und Abgründen. Ich wüßte nichts, womit er passender zu vergleichen wäre, als mit dem Eiffelturm. Wenn Sie lange durch die eintönigen, brausenden Straßen des modernen Paris gegangen sind, wo riesige Sechsstöcker Ihren Blick rechts und links gefangen halten, so blickt Ihnen plötzlich bei einer Biegung, einer Steigung des Weges, durch eine Lücke der gelbbraune Riese entgegen, mit seinem schlanken Leibe, seiner schimmernden Krone. So stoßen Sie auch hier im Leben unerwartet plötzlich auf eine Gestalt, eine Szene, ein Bild, bei denen Sie unwillkürlich ausrufen: „Zola!“ — die Ihnen Momente seiner Werke wie durch Zauber ins Gedächtnis zurückrufen. Wie der Eiffelturm überragt er andere Größen der Stadt riesenhaft, aber nicht die Natur, nicht der Geist der Jahrhunderte, nicht das Genie eines ganzen Volkes hat unbewußt, in freier künstlerischer Intuition ihn hervorgebracht, er ist das Produkt rastlosen Fleißes, emsigen Denkens, zielbewußter Arbeit, ein Werk der hochentwickelteu Technik der Neuzeit. Aus sprödem Material, auf den ersten Anblick schwerfällig und klotzig, erscheinen sie beide bei näherer Betrachtung doch von wundervoller Feinheit in allen Einzelheiten, zu gleicher Zeit gewaltig wie ein Koloß, und zierlich und fein wie Spinngewebe.

Ich hatte ursprünglich gezweifelt, ob mich Zola empfangen würde — ich wußte, er steckt in schwerer Arbeit an seinem neuen Buche. „Seien Sie unbesorgt“, beruhigte mich ein befreundeter pariser Schriftsteller, „er wird entzückt sein. Er hat in Paris in

der letzten Zeit durch die jungen Neuromantiker viel Boden verloren, und ist glücklich, wenn man über ihn schreibt, ihn besucht."

Zola ist vor kurzem in sein neues Heim in der rue de Bruxelles übergesiedelt, im Quartier de Montmartre, wo fast alle Künstler und Schriftsteller wohnen. Sein Haus ist ein seltsames Mittelding von Palast und Museum, die Flure, die Zimmer angefüllt mit Seltenheiten aller Art; mittelalterliche Holzskulpturen machen japanischen Lampen den Platz streitig — das Ganze ein bischen durcheinander, mehr kostbar als elegant. Im Salon ein großer Gobelin, Apollo und die neun Musen, ein Thronsessel und eine Harfe, ganz übergoldet: man sieht, die Realisten haben auch ihre sentimentalen Anwandlungen.

Zola entschuldigte sich, daß er mich etwa fünf Minuten im Salon hätte warten lassen: „Ich mußte nur Jemanden verabschieden. Sie wissen, mein nächster Roman behandelt den Krieg von 1870. Nun habe ich mir einen alten Soldaten engagiert, der jeden Vormittag kommen und mir erzählen muß. Man gewinnt so eine Menge Stimmungen und Einzelbilder." —

„Sie sind bereits in voller Arbeit?"

„Noch nicht. Ich habe eine Fülle Material gesammelt, das ich jetzt erst verdauen muß. Wenn ich Alles in Ordnung habe, so etwa in vier Wochen, gehe ich auf's Land und schreibe das Werk in einem Zuge nieder. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mich die Arbeit interessiert. Es ist eine ebenso dankbare wie schwere Aufgabe. Ich bin ungeheuer neugierig, wie das Buch in Deutschland aufgenommen werden wird. Ich bin da in einer sehr peinlichen Lage. Ich will nicht ungerecht sein gegen Ihr Land, natürlich, aber schließlich bin ich Franzose —"

„Wir Deutsche,“ sagte ich, „wissen, daß wie in jedem Kriege auch bei Sedan das Glück viel zur Entscheidung beitrug.“

„Die Unfähigkeit unserer Generäle und die Aufmerksamkeit der Ihren haben den Ausgang bewirkt. Die ganze Entwickelung ist ungeheuer interessant. Es war eigentlich nicht eine einzige große Schlacht, sondern eine Reihe eng verbundener kleinerer, die sich aus einander entwickelten .... Aber sprechen wir von Deutschland,“ fuhr Zola fort, „sagen Sie mir, wie denkt man dort über mich?“

„Die ganze Jugend steht auf Ihrer Seite und bewundert Sie. Die Alten sträuben sich noch manchmal, aber sie müssen Ihre Künstlergröße anerkennen. Auch die Frauen verschlingen Ihre Werke, wenn sie sich auch manchmal den Anschein sittlicher Entrüstung geben. Aber gelesen werden Sie von Allen.“

„Man sagt mir, daß die Uebersetzungen meist schlecht seien.“

„Ja, man darf Ihre Schriften nur im Original lesen. Sie sind auch nicht leicht zu übersetzen.“

„Wie sind die Uebertragungen des Herrn Ziegler in Wien? Ich kann leider zu wenig deutsch, um ein Urteil zu haben.“

Jammervoll. Der Mann kann weder französisch noch deutsch.“

„Woher kommt dieser Uebelstand?“

„Weil sich kein ordentlicher Schriftsteller in Deutschland mit Uebersetzungen beschäftigt. Sie werden schlecht bezahlt, und nur unwissende Gouvernanten finden sich dazu bereit, oder verbummelte Literaten, die nichts Eigenes schaffen können.“

„Sagen Sie mir, haben Sie in Deutschland auch ähnliche literarische Kämpfe wie wir? Und wie stehen sie? In Frankreich, kann man sagen, daß der Rea-

lismus sich den Roman nunmehr erobert hat, aber die Bühne noch nicht. Das ist namentlich mein Kummer."

„Gewiß, auch in Deutschland wogt der Kampf heftig zwischen der alten und der neuen Richtung, zwischen Idealisten und Realisten, das heißt zwischen Mache und Talent."

„Es ist schade, daß man in Frankreich so fast gar nichts von der modernen ausländischen Literatur weiß. Nicht nur über die deutsche, sondern über die fast aller Länder sind wir völlig im Dunkeln. Gelehrte wie Renan mögen ja Bescheid wissen, wir Schriftsteller aber haben keine Vorstellung davon. Man ist in Frankreich förmlich widerspänstig gegen alles Fremde."

„Allerdings — aber das war nicht immer so, zu den Zeiten Goethe's und Heine's nicht. Die literarische Grenzsperre ist bei Ihnen erst in der neueren Zeit eingeführt, und sie giebt auch der französischen Literatur jene unerträgliche Eintönigkeit, von der nur fünf oder sechs Schriftsteller eine Ausnahme machen."

„Ja, es ist wahr, unsere neuere Literatur ist fast ganz auf einen Ton gestimmt," sagte Zola nach einigem Nachdenken. Giebt es interessante Erscheinungen in der neueren deutschen Literatur?"

„Wir haben fünf oder sechs sehr interessante Individualitäten, und unsere moderne Literatur übertrifft die französische entschieden an Mannichfaltigkeit."

„Bitte, nennen Sie mir einige Namen."

Ich nannte Fontane, Sudermann und Andere. Zola schüttelte den Kopf, es waren ihm ganz fremde Namen, nur den M. G. Conrad's kannte er. „Ich habe einmal", fuhr er fort, „versucht, die Uebersetzung eines Buches von Paul Lindau zu lesen, aber das war so langweiliges Zeug, daß ich es gleich wieder fortwarf."

„Niemand betrachtet auch in Deutschland heute noch Paul Lindau als ernsthaften Schriftsteller.“

„Und die soziale Stellung des Schriftstellers in Deutschland, wie ist sie? Kann man bei Ihnen von der Literatur leben?“

„Recht gut, allerdings, sofern man für Zeitungen schreibt. Von der Poesie allein nicht.“

Wir kamen dann auf die Höhe der Auflagen in Deutschland, auf die literarischen Zeitschriften und den theuren Preis der Bücher in Deutschland. Zola interessierte sich außerordentlich für die realistische Bewegung in Deutschland, über die er mannichfache Einzelheiten zu hören verlangte. Dann kamen wir wieder auf seinen neuen Roman. Er ist mit Leib und Seele bei der Sache und verspricht sich einen großen Erfolg davon, der Stoff reizt ihn außerordentlich. „Ich bin über Eines untröstlich,“ sagte er — „ich kann wenig über die preußischen Uniformen von 1870 auftreiben. Hauptsächlich kommt es mir auf die Korps an, welche bei Floing standen, wo sich die wichtigsten Szenen meines Romans abspielen werden. Ich habe hier eine Masse Material, aber ich werde daraus nicht klug! Die Figurinen kann ich nicht brauchen, denn die Uniformen sind seitdem bei Ihnen sehr verändert worden.“ Er schleppte eine Masse Karten und Bücher herbei, welche auf den umstehenden Tischen umherlagen, darunter die Uebersetzung des deutschen Generalstabswerks, und wir wühlten darin. „Sie wissen vielleicht nicht,“ sagte ich, „daß wir in Deutschland ein ausgezeichnetes Buch über die Schlacht von Sedan haben, eine Art Panorama der Schlacht und zwar vom französischen Lager aus aufgenommen. „Dies irae“ von Karl Bleibtreu. Es ist, so viel ich weiß, auch in's Französische übersetzt und ich werde mir eine Ehre daraus machen, es Ihnen zu verschaffen.“

„O, das ist ja Wasser auf meine Mühle!“ rief Zola aus, „bitte, schreiben Sie mir Titel und Verfasser auf. Sehen Sie, wie gut es wäre, wenn wir besser über die deutsche Literatur unterrichtet wären.“

„Ja, ich finde, Jedermann in Paris beklagt das, aber Keiner macht Anstalt es zu bessern.“

„Das macht, weil wir zu indifferent gegen Alles Nichtfranzösische sind. Wie ich schon sagte, geradezu widerspänstig. Auch das Russische und Nordische hat kein Glück bei uns gehabt. Wir verstehen nicht, uns in andere Anschauungen hineinzuleben. Man liest viel Französisch bei Ihnen, nicht wahr?“

„Sue, Daudet, Loti, Ohnet und noch drei oder vier Schriftsteller — diese allerdings sehr stark. Aber die Uebrigen sind wenig bekannt. Ich muß übrigens gestehen, was ich hier von der neueren französischen Literatur gesehen habe, hat mir wenig imponiert. Wirklichen Einfluß, eine bestimmte Wirkung auf moderne Literatur in Deutschland haben vor Allen eigentlich nur Sie geübt. Der ist allerdings bei uns Jüngeren enorm. Wir haben ungeheuer viel von Ihnen gelernt, wenn wir auch mit den Grundlagen unseres Schaffens natürlich in unserem heimischen Milieu wurzeln. Sie sollten einmal nach Berlin kommen, Meister, das ist eine sehr interessante Stadt, und Sie würden dort mit Begeisterung aufgenommen werden.“

„Vielleicht — einmal später. Im Allgemeinen bin ich kein großer Reisender. Ich klebe sehr an der Scholle. Ich war einmal in Belgien — das zählt kaum, und ein paar Stunden jenseits der deutschen Grenze, sonst aber bin ich eigentlich nie über Frankreich hinausgekommen.“

So war in zwanglosem Geplauder eine Stunde vergangen, und ich erhob mich. Zola begleitete mich bis zur Thür, drückte mir die Hand und sein herz-

liches „Auf Wiedersehen“ folgte mir. Ich kenne kaum einen Mann von Weltruhm, der so einfach bürgerlich, so frei von jeder Pose, jeder Schauspielerei ist. Er spricht ein wenig druckfertig, aber er ist von einer Einfachheit und Gemütlichkeit, welche ihm jedes Herz öffnen muß, und selbst die verstocktesten Idealisten würden von dem Menschen Zola mit warmem Händedruck scheiden.